This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

42. k. 13 (Basement)

Schiller's

Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Beſſer's Verlagshandlung.)

1858.

Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung dieses Werkes in andere Sprachen vor.

Freiherrn Wendelin von Maltzahn,

dem Mitherausgeber

der

Säcularausgabe von Schiller's Werken.

Als freie Gabe meines Dankes ſollte mein Buch Ihnen gehören. Ich ſehe beſchämt, daß dies nicht möglich iſt. Indem Sie es annehmen, geben Sie ihm noch, was es nicht entbehren kann, eine ſehr nachdrückliche Empfehlung.

Ein Umſtand ſtellt vielleicht das Verhältniß zwiſchen Nehmen und Geben her. Wenn ich es auch nicht ausſpräche, wie Sie mit Nachweiſen, mit freigebig mitgetheilten Entdeckungen aus dem reichen Schatze Ihres Materials meiner Arbeit zu Hülfe gekommen ſind: den Literaturkennern würde die bloße Widmung verrathen, daß mein Werk unter den überwachenden Augen der Forſchung ſeinen freieren Schritt gelernt hat, daß es durch Ihre Mitwirkung einer Eigenſchaft nicht entbehrt, welche der Deutſche an der geſchichtlichen Darſtellung mit Recht am höchſten ſchätzt. Dieſe Eigenſchaft heißt: Treue.

Berlin, den 1. Mai 1858.

Emil Palleske.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Das Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

I. Seite.

Schiller's Bild im Volk. 3

II.

Geburt.

Schiller's Voreltern. Leben des Vaters. Seine Ehe. Merkwürdige Umſtände bei Schiller's Geburt. Conſtellation der Zeit. Charakteriſtik von Schiller's Eltern 7

III.

Ein Kind, wie andere.

Schiller's Geburtstag. Heimath. Veränderung des Wohnorts. Keine Spuren künftiger Größe. Lorch. Erſter Unterricht. Erſte Charakterzüge. Ueberſiedelung der Familie nach Ludwigsburg 16

IV.

Kirche und Schule.

Die lateiniſche Schule. Das Landexamen. Strenge Zucht. Erſte dichteriſche Regungen. Theaterbeſuch. Schulfleiß. Lateiniſche Verſe. Schiller's erſtes deutſches Gedicht 23

Zweites Buch.

In der Militär-Akademie.

1773 bis 1781.

I.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg.

Seite.

Leben und Charakter des Herzogs. Seine wilde Zeit. Seine Umkehr zum Besseren. Entstehung der Militär-Akademie. Schiller's Aufnahme in dieselbe. Berufswahl 35

II.

Der Eleve.

Schiller's künstlerische Weihe am Altar der Zeit. Sein episches Gedicht. Aufnahme Klopstock's. Ugolino. Schiller's erstes Drama. Der fürstliche Erzieher. Schiller's Verhältniß zu ihm. Schiller's Selbstzensur. Sein Aeußeres 41

III.

Die Militär-Akademie.

Verlegung derselben nach Stuttgart. Das Akademiegebäude und dessen Einrichtung. Eintheilung der Eleven. Lebens- und Lehrordnung. Stellung der Lehrer zum Herzog und zu den Eleven. Schiller's Leben und Lernen in der Akademie 49

IV.

Von der Dichtkunst zur Medizin.

Wilhelm von Hoven. Neue Berufswahl. Hervortreten von Schiller's wahrem Beruf. Erste Bekanntschaft mit Shakspere. Erste gedruckte Dichtungen. Schiller's Lieblings-Autoren. Charakteristik Schubart's. Der Morgengedanke am Sonntag nicht von Schiller. Dichterbund und Genossen. Scharffenstein, Petersen. Goethe's Einfluß. Versuche. Die sentimentale Epoche 59

V.

In der Schule von Sturm und Drang.

Politische Bedingungen der Sturm- und Drangperiode. Zweiseitigkeit der deutschen Zustände. Schiller's Naturell und sittliche Ideale. Abwerfen der Autoritäten. Das deutsche Drama. Schiller's Cosmus von Medici. Die Räuber, der Stoff und seine Aufnahme beim Dichter. Leben und Ton im Dichterbund 71

VI.

Von der Medizin zur Dichtkunst. Seite.

Schiller kehrt ernstlich zu seinem Brodstudium zurück. Akademiefeste. Schiller's Glückwunsch zum Geburtstag der Gräfin Franziska. Neue Freunde. Zerwürfniß mit Scharffenstein. Festrede Schiller's zum Geburtstage der Gräfin Franziska. Sein Auftreten als Schauspieler in dem „Preis der Tugend". Schiller's Probeschrift: die Philosophie der Physiologie. . 94

VII.

Gedämpftes Feuer.

Die Professoren über Schiller's Probeschrift. Verzögerung seines Austritts. Seine Stimmung. Goethe's Besuch. Festrede. Tod eines Freundes. Die Leichenphantasie. Schiller's Trostbrief an Hoven's Vater. Schiller spielt den Clavigo. Wiederaufnahme der Räuber 103

VIII.

Entlassung.

Schiller im Verdacht gefährlicher Gesinnung. Seine medizinischen Protokolle. Neue Dissertation: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. Streicher, Schiller in der öffentlichen Prüfung. Seine körperliche Erscheinung und Physiognomie. Charakteristik seiner dichterischen Phantasie 112

Drittes Buch.

Regimentsmedikus Schiller.

Januar 1781 bis 17. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

Schiller's Anstellung. Schiller in Uniform. Scharffenstein. Leichenkarmen. Lieutenant Kapf. Schiller's Wohnung und Lebensweise. Er zerfällt mit seiner amtlichen Stellung 127

II.

Die Räuber im Druck.

Vollendung der Räuber. Druck auf eigene Kosten. Die erste Vorrede. Die zweite Vorrede. Wirkung der ersten Exemplare. Streicher lernt Schiller persönlich kennen. Conz. Wilhelm von Wolzogen und seine Mutter. Luise Visscher, Schiller's Laura. Wieland's Brief über die Räuber. Schiller's Besuch auf dem Hohenasperg bei Rieger. Schiller's Zusammentreffen mit Schubart 137

III.

Dichtung und Bühne.

Seite.

Schiller knüpft mit Schwan und Dalberg an. Umarbeitung der Räuber für die Bühne. Heimliche Reise nach Mannheim zur Aufführung . . 152

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

Blick auf die deutsche, auf die Mannheimer Bühne. Besetzung der Rollen. Die Darstellung und der Erfolg des Stückes. Schiller's Rückkehr nach Stuttgart. Schiller's Rezension der Räuber. Aufführung in andern Städten. Wirkung der Räuber 161

V.

Die Anthologie und das Würtembergische Repertorium.

Stäudlin's schwäbische Blumenlese. Schiller's Anthologie auf das Jahr 1782. Seine Selbstrezension. Schubart's Ode an Schiller. Aufsätze im Würtembergischen Repertorium 174

VI.

Fürst und Dichter.

Neue dramatische Stoffe. Erhebung der Militär-Akademie unter dem Namen Karlsschule in den Rang einer Universität. Des Herzogs Urtheil über Schiller's Dichtungen. Schiller's Leichenkarmen auf Rieger's Tod. Die Graubündner Sache. Der Herzog verbietet Schiller die Herausgabe von literarischen Arbeiten. Schiller's zweite heimliche Reise nach Mannheim. Unterredung mit Dalberg. Schiller's Reise wird dem Herzoge bekannt. Arrest. Verzweifelte Lage Schiller's 184

VII.

Die Flucht.

Dalberg's Verhalten gegen Schiller. Fluchtentschluß. Schiller arbeitet an Fiesko. Festlichkeiten bei Hofe. Schiller's Abschiedsbesuch auf der Solitude. Vorbereitungen. Abreise 200

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis Juli 1783.

I.

Dr. Ritter in Mannheim.

Ankunft in Mannheim. Schiller schreibt an den Herzog und an den Intendanten von Seeger. v. Seeger's Antwort. Vorlesung des Fiesko bei dem Regisseur Meyer. Furcht vor Verfolgung 213

II.

Fußwanderung.

Seite.

Aufbruch nach Frankfurt. Flüchtlingsangst. Ankunft in Frankfurt. Brief an Dalberg, worin Schiller um ein Darlehn bittet. Plan zu Luise Millerin. Dalberg's Antwort. Zerstörte Aussichten. Streicher ein Freund in der Noth. Von Frankfurt nach Mainz. Der Nierensteiner. Nachtrast in Worms . 221

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

Ankunft daselbst. Zusammentreffen mit Meyer. Wohnung im Viehhof. Umarbeitung des Fiesko. Streicher und Schiller. Blinder Lärm. Dalberg's Entscheidung über den Fiesko. Abreise nach Bauerbach 232

IV.

Bauerbach.

Reichsritterschaftlicher Boden. Henriette von Wolzogen. Ankunft Schiller's in Bauerbach. In der Stille. Eintreffen der Frau von Wolzogen. Schiller's Verhältniß zu ihr und ihrer Tochter. Ein Hochzeitsgedicht. Verkennen und Versöhnen. Abreise der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter. Reinwald. Satirisches Gedicht. Konflikt zwischen Pflicht und Liebe. Dalberg's Annäherung. Historische Studien zu Don Carlos. Reinwald's Mahnung. Frühlingstage. Rückkehr der Freundinnen. Festlicher Empfang. Das Tagebuch. Liebes-Leid und Lust. Neue Hoffnung. Trennung von Lotte. Schiller's Trübsinn. Abschied 246

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter.

Neues Wissen, neues Wollen; neues Wollen, neue Liebe. Ankunft Schiller's in Mannheim. Sehnsucht nach Bauerbach. Dalberg's Anträge. Anstellung. Krankheit. Dritte Umarbeitung des Fiesko. Einführung ins Amt. Neue Menschen. Margarethe Schwan. Von Hause 283

II.

Fiesko.

Der gedruckte Fiesko. Sein Platz im Gebiete des Dramas. Rousseau's Anregung. Der historische Stoff. Die Behandlung. Der Theater-Fiesko. Sein Werth. Aufführung und Aufnahme des Stücks 298

III.

Kabale und Liebe.

Seite.

Die deutsche Gesellschaft und ihre Tendenz. Schiller's Aufnahme in dieselbe. Das bürgerliche Drama und seine Geschichte. Das soziale Drama. Schiller's Luise Millerin, Würdigung und Vertheidigung derselben. Die Aufführung und der weitere Erfolg des Dramas 314

IV.

Eine gute stehende Schaubühne.

Reise Schiller's nach Frankfurt. Großmann. Sophie Albrecht. Rückkehr nach Mannheim. Pläne und Entmuthigungen. Schulden, Zerstreuungen. Jämmerliche Lage. Die Körner'schen Briefe. Neuer Muth. Schiller's Vorlesung in der deutschen Gesellschaft. Die Ansichten über die Moralität der Schaubühne. Geschichte dieser Ansichten. Schiller's Vertheidigung des Schauspiels. Dramaturgische Monatsschrift. Gehemmte Produktion. Bittere Medizin. Besuch Reinwald's und Christophinens. Ein Todesfall. Wiederaufnahme des Don Carlos 328

V.

Charlotte von Kalb.

Ihr Bild, Leben und Charakter. Charlottens Ehe. Reise nach Mannheim. Schiller. Glückliche Tage. Charlotte nach Landau. Trennungsweh. Sie kehrt nach Mannheim zurück. König Lear. Charlotte und Schiller. Das Mahl. Bekenntnisse Schiller's über seine Liebe zu Lotte von Wolzogen. Colonel Hugo. Schiller will seine Stellung bei der Bühne aufgeben. Charlottens Abmahnung. Ihr Geständniß. Ideal und Liebe. 351

VI.

Journalist.

Dichter und Journalist. Ankündigung der Rheinischen Thalia. Widersacher, Schulden. Anton Hölzel. Noth und Trauer. Sehnsucht nach Norden. Schiller antwortet auf die Körner'sche Sendung 370

VII.

Rath Schiller.

Vorlesung bei Hofe. Schiller, Weimarischer Rath. Brief des Vaters. Körner's Brief. Kabale und Liebe. Schiller's Zorn auf die Schauspieler. Charlotte. Freigeisterei der Leidenschaft. Neue Lockung nach Weimar. Schiller zum Weggehn entschlossen. Sein zweiter Brief an Körner. Erscheinen des ersten Thaliaheftes. Sturm auf der Bühne. Abschied. Maya und Fimanté. Streicher und Schiller 379

Geschlechtstafel der Familie Schiller und Anhang 395

Erſtes Buch.

Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

I.

Schiller's Bild im Volk.

„Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden, als koloſſal.“ So ſprach Meiſter Dannecker, als er des Freundes Tod erfuhr. Und mit ſchmerzensfeſter Hand ging er an's Werk, und das Werk ward, was er wollte, eine Apotheoſe. Kein verwirrendes Detail belaſtet, kein Zug gemeiner Wirklichkeit trübt den reinen Aether dieſer Züge. Die Spur eines erhabenen Kampfes auf der breiten Stirn, auf den zuſammengezogenen Brauen, den eingefallenen Wangen ſagt, daß dieſer Gott einſt auf Erden gewandelt hat. Aber die Spur der vergangenen Unruhe erhöht nur die vollendete Ruhe, welche den Gott bezeichnet. Die ernſte, ſelbſterſtrittene Harmonie in dieſem Antlitz fordert unwiderſtehlich unſre Ehrfurcht. Aber ſie weiſt jede Hingebung zurück, indem ſie uns leiſe an alle die dunklen Sorgen erinnert, die uns noch im unruhigen Herzen klopfen.

Der Stein verſchweigt den Menſchen, um den Gott zu offenbaren.

Neidlos fromme Kunſt des Meißels, die du alles Irdiſche verklärſt, den ſterblichen Leib in die Geſtalt erlöſeſt, die du, eine Hebe unter den Künſten, den ringenden Herkules der Erde in deinem Olymp empfängſt, zu dir vor allen ſollte der Biograph hinanblicken und fragen: iſt es recht, das Geheimniß des Steins zu löſen? heißt es nicht, das Vollkommene in ſeiner Bedürftigkeit zeigen? Zürnt nicht der Genius über den Kühnen, der ſich vermißt, aus den tauſend zerſtreuten Blättern das Buch ſeines Lebens zu ſammeln?

Aber das Geſetz des Genius iſt Wahrheit. Er half es begründen, er ſtellte ſich ſelbſt unter dieſes Geſetz, oder er war nicht der große Geiſt, wofür ihn die Welt verehrt. Dieſes unerbittliche Geſetz, niemals

mächtiger, als jetzt, treibt jedes dürftige Brieflein, jedes unbedeutende Wort, jede kleine Schwäche aus den verborgensten Schlupfwinkeln. Dieses Gesetz schuf sich literarische Schergen der Gerechtigkeit, welche verdammt sind, jeden Fehler auszuspüren und ihn einzeln vor die Schranken der Geschichte zu stellen.

Die Wahrheit fordert, daß vor dieselben Schranken der ganze Mann zu stehen komme. Und vor diese Schranken kann keiner der Unsterblichen mit freierer Stirn, mit größerer Ruhe treten, als Friedrich Schiller. Alle Herzen fliegen ihm entgegen, seine Ankläger finden taube Ohren, seine Vertheidiger sind zahllos. Sie sind auf dem Thron und in der Zelle des armen Studenten, sie drängen sich auf den Galerien der Theater und stehen auf der Kanzel, der Soldat findet in ihm seine Schlacht und sein Lager, die zarte Jungfrau ihre reinsten Ideale, der Schüler seine Romanze, der Katholik sein Rom, der Protestant seinen Gustav Adolf, die Freiheit ihren Tell, fast jede Nation ihren Ruhm und die Menschheit ihre edelsten Güter. Jeder findet, was er am heiligsten liebt, in ihm, und was er nicht findet, sucht er in ihn hineinzulegen.

Es giebt Bücher genug, die seine Unvollkommenheiten grell beleuchten; aber wer viel unter Menschen kommt, kann sich überzeugen, sie drangen nicht in's Volk. Wie durch eine stille Uebereinkunft hat sich das Publikum verschworen, weder auf die strenge meisternden Kritiken, noch auf den Vorwurf des Heidenthums, noch auf das Gerede, er sei kein Dichter, zu achten. Keine von den karrikirenden Beschreibungen seiner Gestalt und seines Ganges bleibt haften. So oft die „Räuber" über die Bühne gehen, wird jeder jüngste Kritiker an ihnen zum Ritter, aber das Haus ist voll. Die romantische Schule mäkelte an seinen Werken, ja Schiller selbst hat, ähnlich wie Lessing, gezweifelt, daß er ein geborner Dichter sei. Aber Goethe tritt dem entgegen, und mit seinem göttlichsten Grimm sagt er: „ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sei keiner." Die Nachwelt erfüllte Goethe's Forderung. Sie gab und giebt ganz, was das Leben nur halb ertheilte.

Einer solchen allgemeinen Stimmung gegenüber hat jeder Biograph eine herrliche, eine verzweifelte Aufgabe. Wenn er nicht gewiß ist, daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen, das Licht zu erhöhen,

ſo werfe er den Pinſel weg. Wenn er ſich nicht bemüht, alle Schönheiten ſeines Helden zu verſtehen, ehe er ſich entſchließt, einen Fehler deſſelben zu tadeln, ſo hat er umſonſt gearbeitet. Und doch reizt vielleicht kein Dichterleben ſo zur Darſtellung. Das Verſtändniß einer großen Perſönlichkeit iſt immer fördernd. Aber Schiller's Leben kann man nicht ſchreiben, ohne ſich eines ſehr praktiſchen Zweckes bewußt zu werden.

Ich theile nicht die Hoffnungsloſigkeit der Zeit. Ich würde mich nicht werth halten, den Heldenlauf des muthvollſten aller Dichter zu ſchildern, wenn mich die trüben Stirnfalten der Gegenwart an der Zukunft irre machten. Und dieſen Muth im Leſer zu befeſtigen, unſere Jugend aus der elenden Epigonenverzweiflung zu reißen, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beiſpiel, dem Erſchlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Gläubigen einen Freund, dem Kämpfer für Wahrheit und Recht einen Führer zu geben, dazu iſt kein Dichterleben ſo geeignet, als Schiller's.

Und zugleich iſt dieſes Leben faſt von dramatiſchem Reiz, reich an außerordentlichen Vorfällen, ergiebig an Blicken in Kultur und Streben des vorigen Jahrhunderts, belebt durch unterhaltende Züge, erwärmend durch die herrlichen Rollen der Mitſpieler, es redet an jedes Herz mit der treuen Stimme der Freundſchaft, mit den Tönen der edelſten Liebe, es iſt erſchütternd durch die Leiden des Helden und noch erſchütternder durch ſein Glück. Die erſte Thräne, die dem Unglück des Edlen geweint iſt, macht unſer Herz geneigt, bei dem Erfolg und der Freude deſſelben die Quelle des Mitleids noch einmal zu öffnen.

Und Eine Eigenſchaft macht es volksthümlicher als Goethe's Leben.

Goethe war ein Wunderkind, geboren im Schooße des Wohlſtands. Eine große Kluft trennt die Maſſe der Leſer von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten feſt. Er deckt ſein Innerſtes auf in Dichtung und Wahrheit. Es ſpricht das herrlichſte Herz daraus: ſeht, ich gehöre zu euch, ich bin ein Menſch wie ihr. Aber man glaubt dem großen Manne kaum, denn er ſchreibt als Knabe einen Roman in ſieben Sprachen.

Schiller war ein normales Kind, normal in dem Sinn, daß die ungeheure Mehrzahl des deutſchen Volks in kleinen Verhältniſſen, mühſam, in ſtrenger Zucht aufwächſt, normal in dem Sinn, daß ſich trotz-

dem Viele tüchtig durcharbeiten, deren Amme die Entbehrung, deren harter Erzieher der Mangel ist. Daher ein so hell klingendes „Mir nach!“ in seinem Leben. Von dem unscheinbarsten Anfang ringt er sich empor, in dem Zwang der militärischen Zucht brütet er hochfliegende Plane, sein Herz, mit der Empörung eines schmählichen Zeitalters gesäugt, macht sich in den „Räubern“ Luft, und an dem Riesenschrei der wilden Natur merkt das Volk: dies ist unser Führer, und ruft ihm zu und sieht ihn mit Entzücken voranschreiten, fest und hoch die Fahne in der Hand, bis das Unglaubliche sich begab, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldscheers ebenbürtig neben Goethe stand und seine Muse die Goethe'schen Züge annahm. Vielleicht kein Mensch hat sich so umgeschaffen, wie Schiller, und wenige sind sich so treu geblieben. Er konnte zuletzt, was er wollte, und wollte, was er konnte: die höchste Stufe menschlicher Kraft.

II.

Geburt.

Die Stammbäume unſrer größten Dichter liegen in proteſtantiſchen Kirchenbüchern. Die vergilbten Blätter müſſen ſich aufthun, um den Großvater des berühmten Mannes herzugeben. Guſtav Schwab hat ſich der Mühe unterzogen, den Voreltern Schiller's bis in's ſiebzehnte Jahrhundert und darüber hinaus nachzuſpüren. Sie waren ihres Handwerks ehrſame Dorfbäcker. Der Großvater väterlicher Seits, Johannes Schiller, trieb dieſes Gewerbe in dem volkreichen Dorfe Bittenfeld bei der altwürtembergiſchen Stadt Waiblingen. Wir wiſſen von ihm, daß er auch Schultheiß und daß ſein Vater Beiſitzer des Gerichts war. Beide Männer, darf man wohl ſchließen, beſaßen Eigenſchaften, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger erweckten.

Johannes Schiller ſtarb 1733.

Er ſtarb zu früh für ſeinen armen Sohn Johann Kaspar und hinterließ dem kaum zehnjährigen Knaben die dornenvolle Aufgabe, ſich ehrlich und auf eigne Hand durch die Welt zu ſchlagen, was dieſer denn auch auf eine ſo mannhafte Weiſe gethan hat, daß er der Ehre werth iſt, Schiller's Vater zu heißen. Seit mehreren Generationen war Bäcker auf Bäcker gefolgt. Mit Johann Kaspar zerbricht die Gewohnheit vererbten Standes, und der verwaiſte Knabe kommt zu einem Chirurgen in die Lehre. Die wichtigſten Operationen eines damaligen Chirurgen waren Zahnausziehen, Aderlaſſen und die Beſeitigung der Barthaare. Es iſt zu vermuthen, daß dieſe Künſte Johann Kaspar's Herz nicht ausfüllten. Der Hang zur Schriftſtellerei in ſeinen ſpäteren Jahren, vor Allem die leichte und gewandte Verſifikation eines noch erhaltenen, von ihm gedichteten Gebetes, laſſen ſchließen, daß ſein Sinn auf

höhere Dinge gerichtet war. Der Krieg, die große Lotterie für unruhige Köpfe, reizte auch ihn zum Einsatz. Nach überstandener Lehrzeit ging er als ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren während des östreichischen Erbfolgekriegs mit einem bairischen Husarenregiment als Feldscheerer in die Niederlande. Das war im Jahre 1745, drei Jahre später gründete ein anderer Johann Kaspar, Goethe's Vater, in Frankfurt seinen wohlhäbigen Hausstand.

Wenn Eigenschaften sich vererben, so haben wir der rastlosen Regsamkeit und wahrhaft dämonischen Umwandlungskraft, welche Schiller's Vater in allen Lebenslagen bewies, die gleichen Tugenden des Sohnes zu danken. Es ist der Aufzeichnung werth, wie Johann Kaspar Schiller der Schmied seines Glückes wurde.

Da es im Felde wenig Wunden zu heilen gab, so suchte er „seinem Handwerk in die Hände zu arbeiten." Er ließ sich als Unteroffizier verwenden, wenn kleine Kommando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Er wäre ohne Zweifel schon jetzt diesem Aderlassen in größerem Maßstabe treu geblieben, wenn nicht der Aachener Friede seine Plane gekreuzt und ihn zu seinem Schnepper und Pelikan zurückgedrängt hätte. Doch nahm er seinen ungarischen Sattel mit völligem Reitzeug und seine Uniform von fahlfarbenem Tuche mit nach Marbach, wo er sich nunmehr ansiedelte. Ein ominöses Angedenken an seine Kriegsthaten.

Vorläufig indeß suchte er nach den Kämpfen im Felde die Kämpfe des häuslichen Lebens. Im Jahre 1749 führte er, sechsundzwanzig Jahre alt, Elisabetha Dorothea Kodweiß, die schlanke Tochter des herrschaftlichen Holz-Inspektors und Gastwirths zum Löwen, Georg Friedrich Kodweiß, heim.

Ein gutes Glück hat uns das Verzeichniß des „Beibringens" in „Liegenschaft" und „Fahrnuß" aufbewahrt, ein kleines Kabinetstück aus der guten alten Zeit, ein so leibhaftiges Kostümbild, daß ich mir nicht versagen kann, meine Leserinnen und Leser zu einem Blick auf dasselbe einzuladen. Sie können ihn schon aufwenden, diesen Blick, denn auch die Kindesaugen von Friedrich Schiller haben ohne Zweifel noch auf manchen von diesen Gegenständen geruht. Um von der Braut zu beginnen, so steht unter der Rubrik: „Bar Geld" eine einfache Null. Dagegen können wir sie uns vorstellen in einer schwarzen sammetnen Haube mit „Silbernen Spitzen" oder in einer „blauen dito mit Goldspitzen"

oder einer „ſchwartz Damasten mit Gold“ und noch vier andern Hauben; außerdem hatte ſie ein Perlen und Granaten Muſter, ein dito mit 3 Reihen Granaten und noch ein Muſter von Agathſteinen und Perlenmutter. Ein ſchwarztüchener Rock, ein dito „Crepponener“, ein dergl. „Seidenzeugener“ und manches Tüchle, ein „Beltzſchlupffer“ bezeugen, daß jene Zeit auch ihren Luxus hatte, während die Kleinigkeit von nur vier Paar weißen baumwollenen Strümpfen und ein Paar Winterſtrümpfen mancher Leſerin viel zu denken geben wird. An Betten und Leinewand iſt die Ausſtattung wohl verſehen. Dagegen giebt die Rubrik Schreinwerk: „1 gutgehimmelte Bettlade, 1 gut doppelten Kleiderkaſten, 1 älteren dito, 1 Friſur, 1 guten Tiſch von hartem Holz, 2 drgl. Stühl, 1 Hang Wiegen ſammt dem Bank, ſo noch anzuſchaffen.“ Die „zwei ohngelehnt Seſſel“, die noch angeführt ſind, werden die Behaglichkeit allein zu tragen im Stande geweſen ſein, welche die übrigen Mobilien erzeugten. Uebrigens bekam die junge Frau ein Stück Acker und Gartenland mit, und es erreichte ihre Mitgift den Werth von 385 Fl. 40 Kr.

Es erweckt eine günſtige Meinung für den Ehemann, daß er über 200 Gulden „Paar Geld“ ſolchen imponirenden Mitteln entgegenſetzen konnte. Er ſteht leibhaftig vor uns in ſeinem ganz neuen „Stahlfarben tüchenen Rock, mit dem ſilberbeſchlagenen Stock, einem Geſchenk ſeiner Mutter, in ſeinem bordirten dreieckigen Hut, in ſeidenen Strümpfen und feinem Manſchettenhemd von holländiſchem Tuch.“ Er beſaß chirurgiſche Inſtrumente und „Waar an Handirung“, d. h. Medikamente, beſtehend in „gebrannten Waſſern, Tinkturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus, aeſtimirt um 7 Fl. 30 Kr.“

Sechs Bücher beſaß er für die Werkeltage, ſie handelten von Chirurgie, das ſiebente für den Sonntag, es war ein „würtembergiſch Geſangbüchle.“ Daß er hierin ebenſo gut zu Hauſe war, wie in den andern, werden wir weiterhin erfahren. Der junge Ehemann war noch nicht im Hafen. Unter ſeinen Zubringenſchaften iſt auch der ungariſche Sattel ſammt Reitzeug angeführt, Stücke, welche der noch anzuſchaffenden Hängewiege und den ohngelehnten Seſſeln wenig Gutes vorherſagten.

Nach einigen Jahren ſah Schiller ein, daß er mit ſeiner Frau von dem Ertrag ſeines Handwerks nicht leben konnte und daß das Gebet: „unſer täglich Brod gieb uns heute“ aus einem Herzen kam, das in der

Nachbarschaft des Magens lag. Dazu hatte Schiller nach acht Jahren zum ersten Male Aussicht, die Hängewiege zu gebrauchen. Er sah beizeiten nach Hülfe aus. Sie kam in rauher Gestalt und reichte ihm vom Kriegsroß die eiserne Hand. Friedrich der Große regte sich zu seinem dritten Kampf für Preußens Ehre, und da der Herzog Karl Eugen von Würtemberg an diesem Kriege gegen Preußen Theil nahm, so griff Schiller zu und bewarb sich um eine Anstellung im Militär. Er ward Fähnrich und Adjutant beim Regiment Prinz Louis. Es war gewiß kein leichtes Scheiden, als er seine Frau verließ, um zu seinem Regiment zu stoßen. Er ließ zugleich ein Töchterchen zurück, welches am 4. September 1757 geboren wurde.

Der Theil der östreichischen Armee, zu welchem sein Regiment gehörte, marschirte nach Böhmen. Dort erlitt dieses Korps einen bedeutenden Verlust durch eine ansteckende Krankheit. Aber Schiller erhielt sich durch Mäßigkeit und Bewegung nicht nur selbst gesund, sondern besorgte auch, da es an Wundärzten fehlte, die Kranken; ja er vertrat auch noch die Stelle des Geistlichen beim Gottesdienst, indem er Gebete vorlas und den Gesang leitete.

Ich denke, diese Thatsachen zeichnen den Mann, den nur ein sauer sehender Zeitgenosse*) einen im Grunde schiefen und abenteuerlichen Kopf nennen konnte. Schiller's Verdienste wurden übrigens anerkannt, denn wir finden ihn im Herbst 1759 als Lieutenant beim Generalmajor Romann'schen Infanterieregiment. Karoline von Wolzogen erzählt, daß er jede Stunde der Muße benutzte, um durch eigenes Studium ohne fremde Beihülfe nachzuholen, was ihm in früheren Jahren die Ungunst der Umstände zu lernen verbot.

Welch ein Wiedersehen, wenn der Gatte während der Winterquartiere sein verlassenes, einsames Weib besuchte, das, von ihm unterstützt, im elterlichen Hause zu Marbach lebte! Nicht oft erlaubte ihm sein Beruf diese Freude. Frau Schiller hätte wohl schwerlich im andern Fall sich selbst auf die Reise begeben, als im Jahre 1759 das Regiment ein Lager bezogen hatte, um die gewöhnlichen Herbstmanöver mitzumachen. Denn sie befand sich abermals in gesegneten Umständen, und der wackere Lieutenant mag nicht wenig in Verlegenheit gewesen sein, als seine Frau

*) Petersen.

in ſeinem Zelte von den erſten Anzeichen ihrer nahen Entbindung überraſcht wurde. Sie eilte nach Marbach zurück und ward hier — in dem Hauſe am Marktplatze, welches dem Sekler U. Schölkopf gehörte — von einem Knaben entbunden.

Ueber dieſen Knaben ſollten ſich einſt die Biographen ſtreiten, ob er am 10. oder 11. November geboren ſei. Wir laſſen ſie ſtreiten und ſtehen voll Andacht an der Wiege des Dichters. Der Genius hat an die Pforte des Lebens geklopft unter Krieg und Unruh; beinahe wäre er auf der Wanderung, beinahe im Lager erſchienen. Im Entzücken des Wiederſehens empfangen, von der einſamen Mutter mit Sehnſucht und Gottvertrauen genährt, iſt ſeine Seele in die Welt gekommen zu ungewöhnlichem Beruf. Wenn es der Geiſt iſt, der ſich den Körper baut, wer wird nicht geſtehen müſſen, daß dieſes erſte Werden trefflich zu dem reinen und ideellen Streben des großen Dichters ſtimmt.

Wir wiſſen nicht, welche Sterne bei dieſer Geburt am Himmel ſtanden, aber auf der Erde empfing ihn das ehrgeizige Gebet ſeines Vaters, und die unſichtbare Konſtellation der Zeit, in deren geheimnißvollen Kreiſen die guten und böſen Aſpekte bedeutender Menſchen ruhen.

Auf der einen Seite waren die Aſpekte für einen großen Dichter günſtig. Im Jahre 1759 beginnt Leſſing, dreißig Jahr alt, ſeine Literaturbriefe, ſtürzt den Styl Gottſched's und ſchreibt das erſte heroiſche Drama der Deutſchen im Styl der Natur: ſeinen Philotas. Wieland beſchäftigt ſich eifrig mit Shakſpere. Klopſtock's „Meſſias", von welchem die erſten Geſänge 1748 erſchienen waren, fängt an, unter däniſcher Penſion zu kränkeln. Kant iſt im erſten Mannesalter und bereitet das philoſophiſche Syſtem vor, bei dem auch die poetiſche Natur des Menſchen nicht verarmt. Eckhof, der Vater der deutſchen Schauſpielkunſt, findet in Leſſing ſeinen Freund und Dichter. Iffland iſt eben geboren. Goethe iſt im Alter von 10 Jahren, eifrig beſchäftigt, franzöſiſches Theater in einer deutſchen freien Reichsſtadt zu ſtudiren. Es war gerade genug gethan und — genug übrig gelaſſen.

Schlimmer ſah es für einen deutſchen Poeten in der politiſchen Welt aus. Wenn auch Friedrich's des Großen Bild in den Hütten ſeiner Feinde hing und ein Held dem Sänger nicht fehlte, ſo verlor doch in der Schlacht bei Kunersdorf 1759 ein edler deutſcher Sänger für den-

ſelben Helden ſein Leben im Kampf gegen deutſche Brüder. Das deutſche Reich vollends befand ſich im Zuſtande eines unheilbaren Kranken, deſſen Auflöſung von ihm ſelbſt und von den Seinigen als eine Gnade von Gott erfleht wird. Die Grundlage dichteriſcher Anerkennung, die Einheit der Empfindung, war noch weniger im religiöſen Gebiet zu Hauſe. Im Jahre 1759 giebt Pombal das Signal zur Vertreibung der Jeſuiten, und Friedrich der Große nimmt ſie auf. Die Mächtigen überbieten ſich an Aufklärung.

Glücklicherweiſe war noch ein Etwas vorhanden, aus dem in Deutſchland ſich das geiſtige Leben noch immer verjüngt und erneut: im Schooße des Volks eine rechtliche, gottesfürchtige Familie.

Es iſt wohl von Werth, genau zu wiſſen, wie die Eltern beſchaffen waren, welche einen Schiller erzogen. Die Mutter war, da der Vater im Felde ſtand, die erſten vier Jahre hindurch ſeine Pflegerin. Sie war nicht die fantaſtiſch-ſchwärmeriſche Dichtermutter, zu der ſie Guſtav Schwab und andere Biographen gemacht haben. Sie war etwas Beſſeres. Es giebt Frauen von ſo ausgeſprochener Seelengüte in den Zügen, von einer ſo unbedingten Weiblichkeit, daß man ſofort auf ihren Werth ſchwören möchte. Nach allen Zeugniſſen gehörte Schiller's Mutter zu dieſer Gattung. Scharffenſtein, ein Jugendfreund unſeres Dichters, ſagt von ihr: „ſie war ganz das Portrait ihres Sohnes in Statur und Geſichtsbildung, nur daß das liebe Geſicht ganz weiblich milde war. Nie habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“ Das Portrait aber ſah nach Streicher's Beſchreibung ſo aus: „dieſe edle Frau war groß, ſchlank und wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe röthlich, die Augen etwas kränklich. Ihr Geſicht war von Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an.“ Andere beſtreiten ihre Größe, wie natürlich, da groß und klein ohne Zollſtock relative Begriffe bleiben. Sie gab ihrem Mann im Lauf der Jahre ſechs Kinder, wovon zwei bald nach der Geburt ſtarben. Sie war nicht blos eine zärtliche Gattin und Mutter, ſondern, was noch mehr ſagen will, eine zärtliche Tochter. Ihre Eltern verloren durch eine furchtbare Ueberſchwemmung ihr ganzes Hab' und Gut. Der ehemalige Holzmeſſer mußte zufrieden ſein, als Marbacher Thorwärter angeſtellt zu werden und fortan in einer noch ſo ärmlichen Wohnung am Stadtgraben leben zu können. „Was hat unſere

gute Mutter nicht an unſern Großeltern gethan und wie ſehr hat ſie ein Gleiches an uns verdient!“ ſchreibt Friedrich Schiller in ſpäteren Jahren. Die gute Tochter macht, wie wir ſehen werden, weite Fußwanderungen, um ihre Eltern zu beſuchen, nachdem Schiller's von Marbach fortgezogen waren. Dazu war ihre eigene häusliche Lage bei dem geringen Einkommen ihres Gatten ſo beſchränkt, daß es die aufmerkſamſte Sparſamkeit erforderte, die Familie „ſtandesgemäß“ zu erhalten und die Kinder in allem Nothwendigen unterrichten zu laſſen. Iſt es zu verwundern, daß eine Frau in ſolcher Lage ſich „gleichſam von beſtändiger Sorge nährt. Wenn ſie auf der einen Seite keine mehr findet, ſo ſucht ſie ſie mühſam auf einer andern auf.“ So ſchrieb der geflüchtete Sohn in einem Briefe an ſeine Schweſter. Er ſorgte wohl ein wenig dafür, daß ſie nicht ſo mühſam nach Sorgen zu ſuchen brauchte. Sie war doch bei aller Aengſtlichkeit tapfer genug, daß er ſie zur Vertrauten ſeiner Flucht machen konnte, ohne daß ſie ihm mit weibiſchem Jammer in den Weg trat. Sie liebte gute Bücher, beſonders Uz'ens und Gellert's Gedichte, und war des einfachen und ergreifenden Wortes nach Frauenart mächtig.

Goethe hatte vom Vater die Statur, von der Mutter die „Luſt, zu fabuliren.“ Umgekehrt ſcheint es bei Schiller geweſen zu ſein. Schiller hatte wie Kant das Aeußere von ſeiner Mutter, dagegen vom Vater die raſtloſe Energie und den gewaltigen Sporn, „der Krieg zur Tugend macht“, den Ehrgeiz. Die wenigen Striche, die noch zum Bilde des Vaters fehlen, will ich hier hinzufügen. „Von Perſon war er nicht groß, der Körper war unterſetzt, aber ſehr gut geformt.“ Beſonders ſchön war ſeine hohe gewölbte Stirn, die durch ſehr lebhafte Augen beſeelt, den klugen, gewandten, umſichtigen Mann errathen ließ. Die Thätigkeit dieſes ſeltenen, kraftvollen Mannes war auch außer ſeinem Berufe ganz außerordentlich. Sein Geiſt raſtete nie. Er ſchrieb Aufſätze über ganz verſchiedene Gegenſtände. Wie innerlich ſein Leben war, beweiſt folgende Stelle aus einem jener Aufſätze: „und Du, Weſen der Weſen, Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du haſt mich erhört!“

Den Blick unausgeſetzt auf das Zweckmäßige geheftet, beſchäftigte er ſich am liebſten mit Botanik und war zuletzt Oberaufſeher über alle herzuſtellenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen der Solitude. Er

soll allmählich sechzigtausend Stämme gepflanzt haben und schrieb ein Werk über die Baumzucht, welches später in zweiter Auflage erschien. Der Herzog, der ihm endlich den Rang als Hauptmann ertheilte, schätzte ihn sehr hoch. Seine Untergebenen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn ebenso wegen seiner Unparteilichkeit, als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten. Er war Herr im Hause und wie ein deutscher Mann voll Achtung und Zartheit gegen Frauen. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß er nie von einem erlesenen Gericht zu essen vermochte, ohne es den Töchtern anzubieten. Wenn auch das „Er", womit er auch den berühmt gewordenen Sohn noch in Briefen anredet, nach der damaligen Sitte war, so zeigen seine Briefe neben großer Ruhe und Milde den Vater, der seine Rechte wie seine Pflichten kennt.

Wahrhaft groß und bewundernswürdig ist dieser Vater aber in einem Punkt. Er setzte dem stürmischen Lebensgange seines Sohnes nie einen brutalen Widerstand entgegen. Dafür ward ihm der Lohn, daß er bis in sein rüstiges Greisenalter mit reinster Freude dem Ruhmesfluge des Sohnes folgen konnte. War er doch selbst Dichter und vermochte die Dichtungen seines Friedrich zu würdigen.

Ich kann es mir nicht versagen, aus seinem selbst verfaßten Morgengebete die Hauptstellen anzuführen. Es fand sich unter den Papieren seiner Gattin mit der eigenhändigen Bemerkung: dies Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet. Es ist unbegreiflich, wie Hoffmeister dasselbe „etwas geschmacklos" nennen, wie Gustav Schwab „etwas von der kühlen Aufklärung" des Zeitalters bei einem Manne finden konnte, der also betet:

Treuer Wächter Israels, Dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob' ich Dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist Er! Dies erschalle nah und fern.

— — — — — — — — — — — — —

Wolltest Du, gerechter Gott, nur oft nach Verdienst belohnen
Und nicht täglich mit Geduld meiner trägen Schwachheit schonen,
O wie hätten Zorn und Flammen Deines Eifers mich bedeckt
Und in Moder, Staub und Asche, schon vorlängst dahingestreckt.
Dieses Deiner Langmuth Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch, denn ungewiß sind der Zukunft Stund' und Zeiten;

Ueberzählte Augenblicke ſind vielleicht ſchon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsſchlag ſäumig ſein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue ſtehen bleiben,
Nein! es müſſen Geiſt und Leben der Gewohnheit ſich entziehn,
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.
— — — — — — — — — — — — —
Aber leider, und wie ſehr, fehlt es mir an eigner Stärke,
Und wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht meine Kraft verleih'n,
Und das eifrigſte Beſtreben, fromm vor Dir, o Gott, zu ſein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,
Wiederum vereitelt wird, und ſich neue Bosheit regt.
Aber ſoll ich darum ganz an der Beſſerung verzagen?
Bei dem guten Gott nur ſtets über Unvermögen klagen?
Nein! ich will mich friſch ermannen; Geiſt der Gnade, ſteh' mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer Dir allein gefällig ſei.
Führe mich auf eb'ner Bahn, leite mich auf Deinen Wegen,
Gieb mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich Deiner Hut!
Mach' es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut.

III.

Ein Kind, wie andere.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller wurde den zehnten November 1759 zu Marbach geboren. Wir feiern an dieſem Tage zugleich den Geburtstag von Luther und Scharnhorſt. *)

Die Namen Chriſtoph Friedrich hat er von ſeinem vornehmſten Pathen, dem Oberſten und Kommandanten des Regiments, bei welchem der Vater ſtand, Chriſtoph Friedrich von der Gabelenz; den Namen Johann, den auch der Vater führte, erhielt er vielleicht nach einem andern Pathen, Johann Friedrich Schiller, der für den Bruder und Lehrer des Dichters gehalten, ja ſogar mit demſelben verwechſelt worden iſt. Er war ein Verwandter der Familie, halb Abenteurer, halb Diplomat, der ſich zu verfänglichen Sendungen gebrauchen ließ. Er

*) Beinahe wäre dieſer ſchöne Dreiklang zerriſſen worden. G. Schwab nahm nach Auszügen aus dem Taufregiſter, in welchem der 11. November verzeichnet war, dieſes Datum als den Geburtstag Schiller's an. Schon der Umſtand, daß Schiller und ſeine Familie ſtets den 10. November feierten, machte dieſe Annahme zweifelhaft. Die Taufregiſter verzeichneten oft nur den Tag der Taufe, welche in der Regel am Tage nach der Geburt vollzogen wurde. Was aber allen Zweifel beſeitigt, iſt ein keinem der bisherigen Biographen Schiller's bekannt geweſenes Aktenſtück, ein von Schiller's Vater eigenhändig geſchriebenes, Solitude den 17. Mai 1789 datirtes, Curriculum vitae meum mit dem Verzeichniß der Geburtstage ſeiner Kinder. Hiernach iſt Schiller am 10. November geboren. Auch andere Daten der Kindheitsjahre, welche in ſämmtlichen Biographien falſch angegeben ſind, laſſen ſich nach dieſem Dokument berichtigen. Vgl. Weimariſches Jahrbuch, Bd. 6. S. 221.

hat unter Anderem Robertſon's Geſchichte von Amerika überſetzt und der Königin Charlotte in England gewidmet. Im Jahre 1784 beſaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthauſe zu Mainz. Er überſetzte eine Anthologie von Fabeln und Erzählungen aus dem Engliſchen und eine Haushaltungskunſt des menſchlichen Lebens.

Wie weit ſich dieſe Herren um ihren Pathen bekümmerten, iſt nicht bekannt. Aber ein Pathengeſchenk gab ihm ſein Genius mit, das Glück, in der reichen Natur Süddeutſchlands aufzuwachſen. Auf ſchimmernde Trauben, auf Berg und Thal, auf den lieblichen Neckar fiel der Blick des Kindes.

Mag ſich die Freiheit des Menſchen dagegen ſträuben, den äußern Verhältniſſen einen Einfluß auf den Charakter zuzuerkennen, für meine Vorſtellungswelt iſt es nicht gleichgültig, ob ich z. B. den Begriff Quell mit dem energiſchen Silberſtrahl verbinde, der aus der grünumbuſchten Felswand ſprudelt, oder mit der leiſen Spur verbinden muß, die aus dem Waldgrund nördlicher Ebenen ſickert. Wenn man nach einem berühmten Ausſpruch am beſten von „Trümmern“ lernt, ſo muß man wenigſtens Trümmer haben. In Schwaben wird das Ohr von einer Fülle melodiſcher Volkslieder umtönt, die Phantaſie durch Natur und Heldenſagen geſtimmt und der zehnte Mann iſt ein geborner Dichter. Wer in Norddeutſchland geboren iſt, dem eröffnet ſich eine neue Welt, wenn er zum erſten Male in die Fülle des Südens hineintritt. Er gewahrt, daß hier der Einzelne mit dem Volke ſchon durch die Sprache viel inniger verbunden iſt und daß ein Poet hier eine Menge anmuthiger Wendungen, Rhythmen und Formen vom Volke geſchenkt bekommt, die ſich der Norddeutſche erſt erarbeiten muß.

Daß dieſes Geſchenk verführeriſche Schatten hat, in denen ſich die Trägheit behaglich niederläßt, iſt nicht zu leugnen. Schiller ſpricht einmal mit Genugthuung von ſeiner „Entſchwäbung.“ Es war das Ziel ſeiner unſäglich kraftvollen Charakterbildung, jenen Schatten ganz zu entfliehn. Aber er wußte auch, was er ſeiner Heimath verdankte. Wir werden bald im Gang unſerer Darſtellung erfahren, was ſie ſchon dem Knaben war.

Dieſer war vom früheſten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen ſeinen Körper hart an. Er litt oft an krampfhaften Zufällen, die jedoch ſeine gute Natur bald überwand. Vier

Jahre zählte der Kleine, als sein Vater durch den Hubertsburger Frieden dauernd seiner Familie wiedergegeben wurde. Der kleine Fritz hatte nun Gelegenheit genug, neue Gegenstände in sich aufzunehmen; denn die Garnison des Vaters war zuerst Ludwigsburg, dann Cannstadt Ueberdies trat er jetzt in ein Alter, wo alle erträglich begabten Kinder geborne Dichter und Redner, auch wohl Schauspieler sind.

In einem Briefe des Vaters heißt es, daß der Knabe einmal den Neckarfluß gesehen und sonach im Diminutivo „jedes kleine Bächgen ein Neckarle" geheißen; „wiederum, schreibt der Vater, hat er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen." So dichten alle Kinder. Er war aufmerksam auf Alles, was man im Familienkreise vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Besonders gern hörte er aus der Bibel lesen.

Mit ihm wuchs eine ältere Schwester, Christophine, auf, eine rechte Antigone, thätig, voll Aufopferung und Bewunderung für ihren Bruder. Der Genius hatte unbewußt eine erste Jüngerin an ihr. Sie erzählt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindergesicht zu sehn. Die frommen, blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefaltenen Hände gaben ihm das Ansehn eines Engelköpfchens."

Schöner noch und kräftiger ist eine andere Scene. Die Mutter war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, über welches gerade gepredigt wurde. „Einst, erzählt Christophine, da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor!"

Ein neuer Ortswechsel begünstigte die Entwickelung solcher von der Mutter aus innerstem Drang gepflanzten Keime. Im Jahre 1765 schickte der Herzog von Würtemberg den Vater mit Hauptmannsrang

als Werbeoffizier nach Schwäbisch Gmünd, erlaubte ihm jedoch, in dem nächsten würtembergischen Grenzort, dem Dorfe Lorch, wohnen zu dürfen. Bei den biedern Bewohnern dieses Ortes fand die Schiller'sche Familie die liebevollste Aufnahme. Und wie gut wurde gar für den Knaben gesorgt! für seine Wißbegier, für sein von zartester Kindheit an so empfängliches Herz! Hier erhielt er in dem Ortspfarrer seinen Lehrer, in dessen Sohne, Chr. Ferdinand, seinen ersten Jugendfreund. Während Letzterer durch seinen sanften Charakter ihn anzog und bildend auf ihn wirkte, machte der stattliche, ernste und würdevolle Lehrer einen Eindruck tieferer Art bei ihm. Magister Philipp Ulrich Moser war ein wackrer, aber strenger Mann. Scharf sah er auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels und ließ sie nach Befund auf dem Rathhause wissen, „wie viel ein Pfund Heller koste", das will sagen, er legte ihnen Geldstrafen auf. Moser, ein Freund des Schiller'schen Hauses, ließ den kleinen Fritz an dem Unterricht seiner eigenen Söhne Theil nehmen und machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen und im siebenten auch mit der griechischen Sprache. Wie nachhaltig dieser Mann auf Schiller wirkte, geht daraus hervor, daß er dem würdigen Geistlichen in den Räubern den Namen Moser gab, um das Andenken des geliebten Lehrers zu ehren.

Was war natürlicher, als daß sein höchster Knabentraum war, einmal ein solcher „Moser" zu werden, daß er fleißig zur Kirche und Schule ging und gelegentlich sich gefiel, die erträumte Predigerrolle nach Knabenart zu spielen. In der Herberge zur Sonne, wo die Eltern wohnten, mußte man ihm „statt Mantel einen schwarzen Schurz und statt Ueberschlags ein Predigt-Lümpgen" anthun, er bestieg einen Stuhl und fing an zu predigen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten einen richtigen Sinn, eine gewisse Eintheilung, waren mit Sprüchen wohlversehen, kurz eine getreue Nachahmung der Wirklichkeit.

Das Kind als Redner und — Schauspieler. Denn wer wollte in einem so alltäglichen Vorgang mit Hoffmeister und Schwab „die tiefste Bestimmung zum Prediger vor der großen Menschengemeinde" finden, ohne einen kühnen Schluß aus dem Nachher zu machen. Hoven erzählt dasselbe Stück von einem höchstbeschränkten Geistlichen, Namens Zilling,

und von sich selbst. Der kleine Fritz war keineswegs ein Heiliger. Dem heranwachsenden Genie zum Trost können wir mittheilen, daß er trotz seiner Predigten die Schule schwänzte. Christophine und auch die Mutter waren sogar Mitwisserinnen; dem strengen Vater mußten solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung verborgen bleiben, und die List, die hierbei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend.

Und was verlockte die kleinen frommen Herzen zu solchen Unthaten? Was auch die graue Weisheit wieder und wieder hinauslockt, der mächtige Zauber der Berge, der rieselnde Quell, die Krümmungen des Waldes,

„Der wiedertönt vom Gesang der Vögel",

„die schattigen Tannen, die hochdrohenden Eichen, der Holztaube Gegirr,

Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl!" —

So sang später Einer, der damals als kleiner Bursch mit Schiller umherstreifte, der Dichter Conz. Gehen wir einen Augenblick mit ihnen um die Schule und sehen uns die Gegend von Lorch näher an.

Wir sind in einem einsamen Thal. Der Remsfluß windet sich durch Wiesen an düstern Tannengebirgen vorbei, ernst schauen alte Klostergebäude von einer Anhöhe herab. Aus den Hügeln und Senkungen erhebt sich majestätisch der fast aus ebener Fläche schroff in Kegelgestalt emporsteigende hohe Stauffen. Gegen Südosten treten die schönen Rechberge brüderlich in seine Nähe. Sonst ist die Aussicht über jene reichen Gegenden mit ihren Feldern, Wiesen und Waldungen fast unbeschränkt. Man erkennt deutlich die rauhe Alp, und ein Nebelstrich bezeichnet den Schwarzwald. Das war die Zauberwelt, an der sich die Augen der Kinder ersättigten.

Am liebsten gingen sie, und oft auch in Begleitung des Vaters, dahin, wo Vorzeit und fromme Sitte das junge Gemüth mit heiligen Schauern umfing. Sie bestiegen den zwei Stunden entfernten, bei Gmünd liegenden Calvarienberg. Hier führte sie der Weg an den Leidensstationen vorbei. Mit greller Leibhaftigkeit stellte sich ihnen in bemalten Holzbildern die Geschichte des Heilandes dar, bis sie droben die Kreuzigungsscene empfing. Diese Denkmale sprachen zugleich von einem Bekenntniß, das nicht das ihre war.

Mochte sie hier die sittliche Größe des erhabensten Dulders beengen und erschüttern, so hatte auf einer näheren Anhöhe das Kloster von Lorch Stimmen für sie, unvernommen vielleicht vom Verstand des Verständigen, aber hörbare Sprache der erregten Seele des Knaben. In dem Kloster ruhen die Gebeine von Mächtigen der Erde; da liegt begraben der Gründer der Hohenstaufengewalt, der Stamm einer Reihe von herrlichen Kaisern. Der Vater wußte sie zu nennen; gedrängt von den unruhigen Fragen des Kleinen begann er zu erzählen, bis die vieltheure Gestalt Konradin's mit einem tragischen Fall ohne Gleichen schloß. Die uralte Linde, welche droben vor dem Kloster stand und viele Geschlechter der Menschen überdauert hatte, mochte den tiefen Seufzer des aufathmenden Knaben empfangen und stimmte ohne Zweifel mit einem sympathetischen Säuseln ein.

Zogen ihn hier mit Harnisch und Helm, mit Hermelin und Krone angethan, die Gestalten des Mittelalters in eine graue Ferne, sprach mancher verfallene Thurm und manches Burggemäuer von den Bauernkämpfen und dem dreißigjährigen Kriege, so blinkte ihm die Sage der Heimath, dieses Gold der deutschen Gebirge, aus dem tiefen Schacht des Volksgeistes entgegen. Dazwischen trat die gewaltige Gegenwart in Scenen des siebenjährigen Krieges, die der Vater als Augenzeuge wiederzugeben vermochte, ja, zu denen er das Kostüm leibhaftig hinzuthat, indem er den Knaben zu den militärischen Uebungen mitnahm. Auch die Förster der ringsum waldigen Gegend wurden in ihrer für jeden Knaben so reizvollen Idylle besucht. Alles dies lieferte der kindlichen Phantasie einen Stoff, den sie in der Abgeschiedenheit des elterlichen Hauses durchbrüten konnte.

Dieses Haus war ganz durchweht vom Geist der Liebe, der Gottesfurcht, der Ordnung, der Mäßigkeit, der nach Streicher's Zeugniß damals im Würtembergischen Volke allgemein war. Die Kinder zeigten sich außer jenen kleinen „Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung" stets wahr, gewissenhaft und gehorsam. Nur ein Charakterfehler trat bei Friedrich entschieden hervor, der freilich mit der Tugend so innig verschwistert war, wie Fritz mit Christophinen. Der Knabe bekommt eine wahre Leidenschaft, Alles zu verschenken, Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Einst bemerkt der Vater, daß die Schuhe des kleinen Burschen nur mit Bändern zugebunden sind. Er stellt ihn zur Rede,

und Fritz erwidert: „ich hab' die Schnallen einem armen Jungen gegeben, er trägt sie nur am Sonntag; ich hab' ja für die Sonntage noch ein Paar andere." Der gerührte Vater straft ihn diesmal nicht.

Doch nicht immer war der Fall von so bezwingender Liebenswürdigkeit. Das Verschenken der Schulbücher fand weniger Gnade. Aber die Strafe, die den Bruder bedrohte, entwickelte eine Charakterschönheit der Schwester. Denn Christophine, die einen gleichen Hang zum Verschenken und noch mehr Liebe zum Bruder hatte, gab sich als Mitschuldige an und duldete Scheltworte und Züchtigungen für ihn und mit ihm. Am liebsten stellten sie sich mit einem offenen Geständniß unter die sanftere Gerichtsbarkeit der Mutter.

Uebrigens hatte Schiller's Vater damals auch wahrlich nichts zu verschenken. Denn mit dem Werbegeschäft und der damit gewöhnlich verbundenen Plusmacherei stand sein ganzes Wesen im Widerspruch. Ihn beschäftigte schon damals die Beobachtung der Bodenkultur und ein Werk darüber *), dessen Entstehen auch dem Knaben einen Begriff von der Schriftstellerei geben konnte. Aber diese schönen Bestrebungen brachten nichts ein, und der Hauptmann in Amt und Würden bezog während dreier Jahre nicht den mindesten Sold. Er lebte von seinem Vermögen und, wie es heißt, von der Unterstützung einiger Verwandten. Dazu kamen noch Sorgen, die sich im Gewande der Freude einstellen. Im Januar 1766 ward die zweite von Friedrich's Schwestern, Luise, geboren.

Alle diese Umstände zusammengenommen bewogen den Vater, eine nachdrückliche Vorstellung beim Herzog einzureichen, daß er auf diese Art unmöglich länger als ehrlicher Mann auf seinem Posten bestehen könne. Er wurde abberufen und 1766 in die Garnison Ludwigsburg versetzt. Der rückständige Sold wurde ihm nachgezahlt.

Der Knabe nimmt Abschied von Lorch und von den goldenen Tagen der ersten Kindheit. Friedrich war sieben Jahre alt. Er war kein solcher Allerweltsjunge, wozu ihn die nachgesprochene Lüge gemacht hat. Die Anekdoten, die ihn auf Dächer steigen und beim Gewitter ins „Arsenal" der Schöpfung schauen lassen, gehören ins Reich der Fabel. Das Verdienst, diese Erfindungen zuerst als solche erkannt zu haben, gebührt Eduard Boas.

*) Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart. 1767—1769.

IV.

Kirche und Schule.

Wie ungeſtüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft,
Wie ihm, ſprach itzt der Rektor ſeinen Namen,
Der helle Schweiß auf's Buch getropft.

Der Ort wechſelt in dieſer Darſtellung ſo oft, wie in einem hiſtoriſchen Drama. Aus der Stille des Gebirges folgen wir dem Helden in eine lärmende Reſidenz. Aber nicht blos von außen hat Schiller's Leben dieſes unruhige dramatiſche Anſehen. Der junge Goethe hat von Jugend auf ein Centrum inne, von wo aus er ſich in immer wachſender Peripherie alle Gegenſtände und Perſonen ordnet und zurechtlegt. Nicht die große Frage der Knabenwelt: was werden? bewegt ihn; er iſt Dichter und wird, und wächſt als Dichter in's Leben. Schiller iſt fortwährend in der Peripherie; weit herumgeführt um eine ihm noch verhüllte Sonne, verſenkt er ſich ganz in die Gegenſtände; er will Theolog werden, Juriſt, Schauſpieler, er wird Mediziner, Hiſtoriker, Philoſoph, und endlich erreicht er ſein Centrum: die dramatiſche Dichtung. Die leidenſchaftlichſte Hingebung an Perſonen, an Freunde und Lehrer zeichnet ihn ſchon in der Kindheit aus. Der Epiker kann ohne ſie beſtehen. Sie iſt das Leben und Blut des dramatiſchen Genius.

Der Knabe fand im Pfarrer Moſer ſein Kindheitsideal und — wollte Pfarrer werden. Die Mutter war, wie faſt jede Mutter, durch dieſe Wahl beglückt. Der Vater war ihm um ſo weniger hierin entgegen, als dieſer Stand in Würtemberg ſehr hoch geſchätzt wurde, auch viele ſeiner Stellen ebenſo ehrenvoll als einträglich waren.

Um ſich zu dieſem Berufe vorzubereiten, mußten die Knaben die lateiniſche Schule durchmachen. Aus der lateiniſchen Schule traten die,

welche Theologie ſtudiren wollten, im vierzehnten Jahre in die Kloſterſchulen ein, nachdem ſie in Stuttgart mehrere Male die jährliche Prüfung in dem ſogenannten Landexamen vor dem Konſiſtorium beſtanden hatten.

Schiller kam alſo in Ludwigsburg in die lateiniſche Schule. Sie führte ihren Namen nicht umſonſt. In der unterſten Klaſſe wurde nichts als Latein gelehrt; nur am Freitag faſtete man von dieſem Fleiſch der damaligen Kultur in der herberen Koſt unſerer Mutterſprache. Religion gab es deſto reichlicher. Jede Lektion wurde mit Gebet eröffnet, Sonntags gab es Religionsunterricht in der Kirche. Der Neujahrswunſch des Kleinen, den er in deutſcher und lateiniſcher Sprache abſchrieb, iſt noch vorhanden, er enthält die gewöhnlichen guten Vorſätze in ſchlechten Verſen, und iſt nicht als ſein erſtes deutſches Gedicht anzuſehen; er iſt gerade ſo künſtlich und platt, wie dergleichen diktirte Wünſche zu ſein pflegen. Gegen Oſtern 1769 klopfte ſein kleines Herz zum erſten Male dem grimmen Landexamen entgegen. Er erſchien dem hochgeſtrengen Examinator, dem Magiſter Knaus, Rektor des Stuttgarter Gymnaſiums, als ein hoffnungsvoller Knabe.

Bald darauf nahm ihn die zweite Klaſſe der Schule auf. Das Latein blieb alleinherrſchend, die deutſche Sprache ertönte Freitags, aber nur aus ſtrenggläubigen Büchern und in Katechiſationen. Der Lehrer tadelte an dieſem frommen Tage nur mit ſanften Worten, aber er merkte ſich die Delinquenten an und wartete nur die heidniſchen Stunden ab, um dieſe deutſche Sanftmuth bei einem neuen Fehler den Unglücklichen in lateiniſche Prügel zu überſetzen.

Schiller hatte bei dieſer ſtrengen Schulzucht manchen Troſt. Einmal war er ſehr fleißig. Und dann hatte er einen lieben, neuen Herzensfreund an dem kleinen Wilhelm von Hoven. Die beiden Knaben ſchloſſen ſich um ſo inniger an einander an, da beide Theologie ſtudiren wollten, beide von ihren Vätern gleich ſtrenge zur Arbeit angehalten wurden und einige Zeit hindurch die Mauern deſſelben Hauſes ſie umſchloſſen. Schiller's und Hoven's Väter waren beide Offiziere, ſie bewohnten das Haus, in welchem ſich damals die Cotta'ſche Buchdruckerei befand. Es giebt einen Witz der Umſtände. Hier hatte zum erſten Male ein Setzer des Cotta'ſchen Verlags von Schiller's Hand Arbeit und Mühe, aber vorläufig blos, weil ihm die beiden Knaben die Lettern verſetzten.

Schiller war nach Hoven's Zeugniß damals ſehr muthwillig. In den Spielen mit ſeinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meiſtens den Ton an. Die Jüngeren fürchteten den langen Burſchen, und auch den Aelteren imponirte er, weil er niemals Furcht verrieth. Er neckte den, der ihm zuwider war, aber ohne Bosheit. Unter den Spielgeſellen waren wenige ſeine vertrauten Freunde, aber an dieſen hing er mit ganzer Seele und war ganz Aufopferung und Treue. Früher verſchenkte er Schnallen und Bücher. Er gab ſich jetzt ſchon, im edelſten Sinne des Wortes, ſelbſt. Er war auch hierin ein Knabe, wie es, zur Ehre der Jugend, viele giebt.

Das abſchreckendſte Geſicht zeigte dem Knaben dasjenige Inſtitut, dem er ſein ganzes Leben zu eigen geben wollte. Die kirchlichen Dinge in Würtemberg waren ein getreues Abbild der Erſcheinungen, welche ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die proteſtantiſche Welt erzeugte.

Für Schiller's ganze Entwickelung iſt dieſer Punkt zu wichtig, als daß man, bei dem Mangel zuſammenhängender Selbſtbekenntniſſe des Dichters, nicht wenigſtens aus dem allgemeinen Hintergrunde der Zeit ſich einige Umriſſe ziehen ſollte. Der Pfarrer Flattich, ſo erzählt Hermann Kurtz, wurde in einer Geſellſchaft gefragt, was ein Pietiſt ſei. Darauf erwiderte er mit der Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?“ — „Er geht durch.“ — „Und was thut er dann?“ — „Er ſucht ſich einen gelinderen Herrn.“ — „Nun ſehen Sie: auf die gemeinen Leute ſchlägt Jedermann hinein, der Herzog ſchlägt auf ſie hinein, die Soldaten ſchlagen auf ſie hinein, die Jäger ſchlagen auf ſie hinein, die Pfarrer pauken auf ſie hinein. Deshalb gehen ſie endlich durch und ſuchen einen andern Herrn, bei dem ſie es beſſer haben. Dieſer Herr iſt Chriſtus, und wer Chriſtum ſucht, iſt ein Pietiſt.“

Dieſer Antwort iſt die innere Wahrheit nicht abzuſtreiten, daß die Vertiefung des religiöſen Lebens im Verhältniß zur Bedrückung und Bedrängniß des weltlichen Lebens ſteht. Die Geſchichte liefert die Beiſpiele. Die Propheten des alten Teſtaments verkündeten in der Zeit des Druckes den Meſſias, die Juden und Griechen gingen zur Zeit der Römertyrannei zu Chriſto, Wikleſ, Huß, Luther führten aus dem unerträglichen Joch der zweiten Römerherrſchaft das Volk zu Chriſto. Die Epiſkopalkirche und Karl I. trieben den Puritanismus zu Chriſto. Die Hofliderlichkeit rief in Deutſchland eine erſchrockene, engherzige Moral hervor, und der Zelotismus

und Formelkram der „lutheriſchen Pfaffen“, vereint mit der Geißel der Fürſten, den Pietismus.

Der feinſinnigſte Jugendfreund Schiller's, Andreas Streicher, ſchildert dieſen Pietismus, wie folgt:

„Ein nicht unbedeutender Theil der Bewohner Würtembergs konnte ſich an derjenigen Religionsübung, welche in der Kirche gehalten wurde, nicht begnügen, ſondern ſchloß noch beſondere Vereinigungen, um den äußern Menſchen der Stimme des Gewiſſens ganz unterthänig zu machen, damit dadurch ſchon hier die höchſte Ruhe des Gemüths und ein Vorſchmack deſſen erlangt würde, was das neue Teſtament ſeinen muthigen Bekennern im künftigen Leben verſpricht. Aber es war keine müßige, innere Anſchauung, welcher dieſe Frommen ſich hingaben, ſondern ſie ſuchten auch ihre Reden und Handlungen ebenſo tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren. Für das Allgemeine hatten dieſe abgeſchloſſenen, ſtillen Geſellſchaften die gute Folge, daß der würtembergiſche Volkscharakter als ein Muſter von Treue, Redlichkeit, Fleiß und deutſcher Offenheit geprieſen wurde und Ausnahmen davon unter die Seltenheiten gehörten. In dieſem Lande, unter ſolchen Menſchen lebten die Eltern des Dichters, und nach ſolchen frommen Grundſätzen erzogen ſie auch ihre Kinder.“

Man vergleiche mit dieſen Angaben die Scene am Oſtermontag, das Gebet von Vater Schiller, ſein Bibelleſen. In dem Gebete wird ausdrücklich im Gegenſatz zum Bekenntniß die gänzliche Umwandlung des innern Menſchen, mit einem Worte das verlangt, was der hiſtoriſche Pietismus eines Spener und Franke gegenüber der Orthodoxie oder von ihr verlangte. Es iſt keine Frage, daß hier Keime zu einer Trennung von Geiſtes- und Weltleben, zu einer Abſtraktion im künſtleriſchen und ſittlichen Daſein liegen, welche zwar mit der Organiſation des Knaben zuſammentrafen, aber ihm doch nicht geradezu angeboren waren. Wollte man hieraus folgern, daß Schiller's Poeſie eine Frucht des Pietismus geweſen, ſo wäre das freilich ebenſo voreilig, als wenn man leugnen wollte, daß die Hand Luther's, die auf ſeinem Kindeshaupt ruhte, ſein ganzes Weſen durchdrang und ihn weihte, die Reformation auf einem andern Gebiet wieder aufzunehmen; denn aus dem kirchlichen war ſie durch die unwürdigen Nachfolger Luther's längſt vertrieben.

Die kirchlichen Zuſtände von Ludwigsburg waren ganz von „dem

lutheriſchen Pfaffen" regiert. Mit dieſem Namen nannte das Volk den Spezialſuperintendenten Zilling. Dieſer Mann war der Sohn eines Bäckers aus Ludwigsburg. Sein eigener Bruder war ſein Küſter. Er durfte ihm nie den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Sein Hochmuth ward nur übertroffen von ſeinem Verfolgungsgeiſt. Als der Dichter Schubart, der ſein Organiſt geweſen war, im Kerker auf dem Hohenasperg ſaß, verbot Zilling dem dortigen Prediger, dem Gefangenen das Abendmahl zu reichen, wonach dieſer dringend begehrte. Ein Geiſt der Angſt regierte alle Untergebenen. Ein Geiſt der Angſt trieb die Schweißtropfen auf des Knaben Stirn. Da gab es Angſt vor dem „grimmen Landexamen", Angſt vor dem Sonntag, Angſt vor der Katechiſation, Angſt vor der „tiefunmachteten Zukunft."

Doch die Muſe ſorgte für ihren Erkor'nen. Sie erſchien ihm zum erſten Male nach ſolcher Kirchenangſt und wiſchte die bitteren Tropfen von ſeiner glühenden Stirn. Er hatte mit ſeinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Kannſtadt in der Kirche den Katechismus zu ſprechen. Der Lehrer der zweiten Klaſſe, Zilling's getreuer Knecht, drohte ſie furchtbar durchzupeitſchen, wenn ſie nur ein einziges Wort verfehlen würden. Mit zitternder Stimme fangen die Knaben an, ſie bringen ihre Aufgabe ohne Anſtoß heraus. Man giebt zur Belohnung jedem zwei Kreuzer. Die beiden Kröſuſſe wiſſen nicht, wohin mit all dem Gelde. Fritz hat einen großen Gedanken: wir eſſen kalte Milch im Hartenecker Schlößchen. Aber o hartherziges Harteneck! Nicht einmal der profane Abkömmling der Milch, nicht einmal ein Vierling Käſe, iſt von ihren Schätzen zu erſchwingen. Sie ſollen vier Kreuzer für einen Vierling Käſe bezahlen; ihnen bleibt nichts zu Brod übrig. Niedergeſchlagen wandern ſie nach Neckarweihingen. Sie fragen herum, was hier eine Schüſſel Milch koſtet, und, o Freude! ſie bekommen für drei Kreuzer nicht blos eine vortreffliche Milch, ſondern auch ſilberne Löffel dazu. Der vierte Kreuzer verſchafft ihnen noch einen herrlichen Nachtiſch von Johannisträubchen. Voll Jubel über ſolch ſchwelgeriſches Mahl ziehen ſie von dannen, Schiller in dithyrambiſcher Begeiſterung. Sie ſteigen auf einen Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überſehen kann, und Schiller ertheilt in wahrhaft dichteriſchem Schwung dem milchentblößten, käſekargen, brodvergeſſenen Orte ſeinen Fluch, dem andern ſeinen gefühlteſten Segen.

Der Dämon ſeiner Zukunft kam ihm noch in anderen Geſtalten

nahe. Der Dichter Schubart war Organist der Kirche. Wenn Zilling's Predigt verhallt war und die Orgel erbrauste, ging Schubart plötzlich zum Entsetzen des Spezials in weltliche Melodien über, was von dem gesangbuchfesten Knaben sicher nicht unbemerkt und ungefühlt blieb.

Einen gewaltigeren Stoß bekam seine Phantasie durch das Leben der Residenz selbst. In Ludwigsburg sah er zum ersten Male ein Theater. Er verdankte dieses Ereigniß einem Bruche zwischen dem Fürsten und seinen Ständen. Der Herzog von Würtemberg, der durch unmäßige Verschwendung sein Land und namentlich seine Hauptstadt zu drohenden Klagen trieb, verlegte, um die Stuttgarter zu strafen, seine Residenz und seine Neigungen nach Ludwigsburg und machte sich hier, um die Strafe zu schärfen, so viel Vergnügen als möglich. Wenn ein deutscher Fürst von damals schlecht sein wollte, so brauchte er auch dazu ein französisches Muster. Italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballets, Seiltänzer und zur Karnevalzeit eine venetianische Messe, welche von Jung und Alt in der Maske besucht werden konnte, schufen die kleine Stadt zu einem Fontainebleau um. Besonders wurden die Opern mit allem Pomp aufgeführt, welchen diese anspruchsvolle Favoritin feichter Höfe verlangt. Hier wechselte vor den erstaunten Augen der Ludwigsburger Jugend eine Welt prachtvoller Dekorationen; die künstlichen Elephanten und Löwen, die nicht so galant waren, zu sagen, welcher Schnock in ihnen steckte, erregten einen behaglichen Schrecken; prächtige Aufzüge mit Pferden polterten über die Bühne. Die Ballette waren von Noverre eingerichtet, von dem berühmten Vestris getanzt. Große Sänger, von trefflichem Orchester begleitet, machten die Sinnenbezauberung vollständig.

Daß ein Knabe solchen glänzenden Thaten gegenüber nicht unthätig blieb, ist zu begreifen. Schiller führte mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen auf. Er verbrauchte, wie das Schauspiel pflegt, sofort eine Schwesterkunst zu seinen Zwecken. Christophine, die eine talentvolle Zeichnerin war, mußte, während der Bruder die Trauerspiele lieferte, nicht blos die Coulissen, sondern auch die tragischen Helden malen. Leere Stühle vertraten den Kreis der Zuschauer. Er hatte wie Eckhof, der als Kind bei solchen Spielen alte Kleider vor sich aufhing, ein Gefühl, daß die dramatische Kunst den Zuschauer bedinge. Aber solche lustige Seitenzweige, die das junge Bäumchen trieb', sollten bald gestutzt werden.

Jetzt nahm die erste Klasse den Knaben auf. Hier war der Professor Joh. Friedrich Jahn der Hauptlehrer. Als ein vorzüglicher Schulmann, der von dem sprachlichen Unterricht nach allen Seiten in die übrigen Zweige des Wissens hineinführte, förderte er seine Schüler so, daß sie vorbereiteter, als alle andern zu den Klosterschulen abgingen. In seiner Klasse ward auch für die Theologen etwas Griechisch und Hebräisch gelehrt. Im Lateinischen las er Ovid's Tristien, die Aeneide und die Oden des Horaz.

Friedrich Schiller suchte sich in diese neuen Lehrgegenstände hineinzuarbeiten, namentlich trieb er fleißig Metrik und zeichnete sich im Anfertigen von lateinischen Versen aus. Aber ob er Jahn's Ansprüchen nicht genügte oder was sonst die Ursache war, es kam zu einer „Collision" zwischen Lehrer und Schüler. *)

Der Knabe ward scheu und linkisch. Das Ungewöhnliche seines Wesens fing an, sich kund zu geben.

Er durchzog während der Freistunden einsam oder mit einem auserwählten Freunde die schöne Landschaft um Ludwigsburg, und Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Pläne für die kommende Zeit entströmten seinem gepreßten Herzen. Wieder kam Neujahr und der unvermeidliche Wunsch, den er selbst ins Lateinische übersetzte. Wieder kam Ostern und das unvermeidliche Landexamen, wieder die Schulangst und eine gute Zensur.

Zwar wurde Jahn versetzt, aber ein nicht minder strenger Lehrer, der Oberpräzeptor Winter, trat an seine Stelle. Da Friedrich Schiller in der Fertigkeit, lateinische Verse zu machen, alle seine Mitschüler über-

*) Boas Jugendj. I, 62. Gustav Schwab, Hoffmeister und Ed. Boas erzählen, daß Schiller's Vater 1770 nach der Solitude versetzt sei, daß der Sohn in Ludwigsburg geblieben und zu Jahn in Pension gegeben sei. Daß Schiller's Vater nicht 1770 nach der Solitude versetzt ist, erweisen schon die von Gustav Schwab herausgegebenen Urkunden, in welchen der Brief vom Jahre 1773, welchen Schiller's Vater an den Oberst Seeger schrieb, und der Revers von 1774, den Schiller's Eltern unterzeichneten, von Ludwigsburg aus datirt ist. Diese Umstände machen es mehr als zweifelhaft, daß Schiller bei Jahn in Pension gewesen ist. Uebrigens ward der Vater erst 1775 nach der Solitude berufen.

traf, ſo ward ihm die Aufgabe, den neuen Lehrer mit einer poetiſchen Begrüßung zu empfangen. Er brachte die geiſtreiche Wendung an, daß Winter den Schülern einen ſchönen Frühling verſpreche. Aber dieſes Kompliment verhinderte den biedern, leicht zur Hitze geneigten Winter nicht, wegen eines Mißverſtändniſſes den Frühlingspropheten mit harten Stockſchlägen zu züchtigen. Etliche Tage nachher erkannte zwar Winter ſeinen Irrthum und ging zu Schiller's Vater, um ſich zu entſchuldigen. Dieſer wußte indeß nichts von der Sache, der Sohn hatte nichts geklagt. Die blauen Flecke auf ſeinem Rücken ſprachen um ſo deutlicher.

Wie ſehr die lateiniſche Poeſie des Primaners bloße Formübung war, erhellt daraus, daß auch der Kirchentyrann Zilling in einem langen lateiniſchen Karmen feurig von ihm angeſungen wurde. Es war eine offizielle Dankrede für geſtattete Herbſtferien. Es findet ſich keine Spur, daß Schiller zu dieſer Klaſſe von Geiſtlichen eine innere Beziehung gehabt habe. Er ſollte konfirmirt werden. Kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche ſein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen ſoll, ſieht ihn die fromme Mutter theilnahmlos auf der Straße umherſchlendern. Sie ruft ihn zu ſich, macht ihm Vorwürfe über ſeine Gleichgültigkeit und ſtellt ihm mit eindringlichen Worten die Wichtigkeit des kommenden Tages vor. Er zieht ſich in die Einſamkeit zurück, und durch die lateiniſche Rinde, welche die Schule um ſein Herz gelegt hat, quillt ſein wahres Gefühl in einem deutſchen Gedicht hervor. Das, fühlte er in bitterem Drang, mußte die Mutter von einer Empfindung überzeugen, die er vor der Kirche und den Menſchen unter einem gleichgültigen Weſen verbarg. „Biſt Du närriſch geworden, Fritz?“ unter ſolchen Worten verbarg der Vater ſeinerſeits auch eine Empfindung, als er das erſte deutſche Gedicht ſeines Sohnes zu Geſicht bekam.

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher dieſer in die Kloſterſchule aufgenommen werden ſollte, um ſo angeſtrengter wurde ſein Eifer. Das dritte Landexamen drohte; aber der Körper des dreizehnjährigen Knaben war durch ſchnelles Wachſen geſchwächt, ſein Fleiß wurde dadurch gehemmt, und ſo erhielt er diesmal eine weniger günſtige Zenſur. Als aber ſeine Geſundheit ſich kräftigte, lag er ſo anhaltend über ſeinen Büchern, daß ihm die Lehrer befehlen mußten, hierin Maß zu halten. Seine außerordentlichen Fortſchritte im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen erwarben ihm bei jeder Prüfung ein doppeltes A.

Man ſieht, eine äußerſt gewöhnliche, aber äußerſt naturgemäße Entwickelung. Der Fleiß des Schülers hatte den richtigen Inſtinkt, daß ohne Fleiß keinerlei Meiſterſchaft zu erringen iſt. Allein dieſes raſtloſe Streben, dieſe Erfüllung von Allem, was er in ſeinem Kreiſe leiſten konnte, ſprengten, wie wir ſehen werden, eben dieſen Kreis. Es traten Strömungen ein, welche ſeinen kleinen Lebenskahn aufnahmen, aber er hatte ihn ſich ſelbſt gezimmert. Daß er ſich von ſeinem theologiſchen Beruf abbringen ließ, beweiſt nur, daß dies nicht ſein Beruf war, wie ſehr er ſelbſt und Andere ſich auch darüber täuſchten. Die Perſonen und Ereigniſſe, die eine ſolche Wendung in dem Leben unſres Helden hervorbrachten, ſollen uns zunächſt beſchäftigen.

Zweites Buch.

In der Militär-Akademie.

1773 bis 1781.

I.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg.

Zwei bedeutende Fürſtengeſtalten ſtehen am Ein- und Ausgange von Schiller's Leben. Sie haben bei aller Verſchiedenheit zu Gunſten Karl Auguſt's eine Aehnlichkeit des Jahrhunderts, der Schickſale, der Neigungen. Beide waren, noch ganz jung, nach dem Urtheile Friedrich's des Großen die hoffnungsvollſten Fürſten. Beide überkamen in jugendlicher Kraft ihre Länder aus der Hand verwittweter Mütter. Beide waren im Geiſt der Aufklärung erzogen. Begabte Naturen, mit ſtarker Sinnlichkeit, große Jäger vor dem Herrn, liberal im Verkehr mit dem Volk, liebten und hegten Beide den Geiſt. In Einem ſind ſie ganz verſchieden: Karl Auguſt wehrte ſich gegen die Circe der Leidenſchaft mit tapfrem Schwert. Wie Odyſſeus behielt er ſtets ſeine Menſchengeſtalt. Karl Eugen ward ſchmählich verwandelt. Aber, wie es von den Gefährten des Odyſſeus nach der Entzauberung heißt:

Alsbald wurden ſie Männer und jünger, denn ſie geweſen,
Wurden zugleich weit ſchöner an Wuchs und höher an Anſehn,

ſo erſchien Karl Eugen, von der Circe noch einmal berührt, in deſto edlerer Bildung, je wüſter vorher ſeine Verwandlung war.

Karl Eugen war 1728 geboren. Sein Vater, Karl Alexander, war zur katholiſchen Religion übergetreten. Er ſtarb eines plötzlichen Todes, und hinterließ ſeinem unmündigen Sohn einen tiefen Zwieſpalt zwiſchen dem Thron und den Landſtänden. Bei der vortrefflichen Erziehung, die dieſer während der Regentſchaft ſeiner Mutter, der Herzogin Wittwe, in Berlin unter den Augen Friedrich's des Großen genoß, ſchien nichts von ihm zu befürchten, als er durch die Verwendung Friedrich's und die

Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiserlichen Hofe in einem Alter von kaum sechszehn Jahren zur Regierung kam.

Das Zeugniß seines Erziehers, Friedrich's des Zweiten: „daß er fähig sei, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut", bewahrheitete der Schüler vorläufig nur durch eine philosophische Schrift: „über die Tugenden und Laster."

Er stand am Scheidewege.

Die Landschaft hielt es für nöthig, eine Warnungstafel aufzustellen. Sie schützte die evangelische Landesreligion vor dem katholischen Fürsten durch einen Revers. Kirchen- und Unterrichtswesen wurden dem jungen Weltweisen versperrt. Das philosophische Ideal war nicht stark genug, um die mit dem Machtgefühl unbändig erwachende Sinnlichkeit des werdenden Jünglings in die Bahn der Tugend zu reißen und sie zum kraftvollen Diener des Geistes zu machen. Die Hand, welche ihm die Ehe bot, war nicht stärker. Seine junge Gemahlin war schön, aber hochmüthig. Karl liebte das Volk, sie verachtete es. Eine Trennung endigte das Bündniß.

Nun reichten die Geister des Verderbens von allen Enden her ihre Hände, um den Fürsten rasch und dienstfertig die dunklen Nachtpfade des Lasters zu führen. Jener geschickte Unterhändler am kaiserlichen Hofe war ein gewisser Montmartin, Freiherr und Reichsgraf. Er war bald nach der Thronbesteigung des Herzogs ins Land gekommen. Eine einschmeichelnde Feinheit und eine Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, machten ihn als Minister dem Fürsten unentbehrlich. Die Thaten, denen er zu feige war seinen Namen zu leihen, überließ er dem Obrist Rieger, einem offenen und feurigen, aber gewaltthätigen Manne. Der dritte in diesem Bunde war Wittleder. Vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirektor emporgestiegen, hatte er dem Stellenhandel eine unerhörte Organisation gegeben. Er hatte zu Ludwigsburg eine Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis hinab zum Nachtwächterdienst gekauft werden mußten. Denn der Herzog brauchte Geld, Geld und wieder Geld.

Er bewies, daß er im Stande sei, noch größere Staaten zu — ruiniren, als die, welche die Vorsehung ihm anvertraut hatte. Feste, Oper, Ballet, kostbare Reisen, italienische Maitressen verschlangen das vom Volke erpreßte Geld. Das Wild, das in ungeheuren Heerden ge-

hegt wurde, zerstörte die Saaten des Landmanns. Der Soldatenhandel fraß, wie in Hessen, die Söhne des Landes. Auf einen „Subsidienvertrag" zahlte Frankreich drei Millionen Livres. Sie rannen in die bodenlose Kasse des fürstlichen Haushalts.

Die Landschaft protestirte, die Hauptstadt murrte. Der Herzog verlegte seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, kämpfte er mit offenem Visir gegen den besseren Geist seiner Jugend. Er stellte vierzehntausend Mann gegen Friedrich den Großen ins Feld, bei deren Aushebung der Obrist Rieger die tausendfachen Flüche des Landes auf sich lud.

Sie sollten sich erfüllen. Der finstre Geist des Despotismus hat in seinem Gefolge das Mißtrauen. Montmartin empfand die Ansteckung zuerst und theilte das Gift dem Herzoge mit. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges ließ dieser seinen Günstling Rieger in eine der drei Zwing-Uri's werfen, welche auf den schönsten Höhen des gottgesegneten Ländchens ragten. Rieger schmachtete Jahre lang im Kerker zu Hohentwiel. Seine Schöpfung, das Soldatenspiel, blieb. In die Portion von Macht und Schlechtigkeit, welche durch seinen Sturz frei geworden war, theilten sich Montmartin und Wittleder. Jetzt wurde die Landschaftskasse angetastet, neue und einträglichere Steuerplane ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war. Neue Protestationen von Seiten der Landstände. Karl antwortete mit der Verhaftung des berühmten deutschen Rechtslehrers, des Landschaftskonsulenten Moser; er warf ihn in den Kerker zu Hohentwiel. Da brach der zu stark gespannte Bogen. Das patrizische Institut, der engere Landesausschuß, der die Konstitution in den oft langen Zwischenzeiten der Landtage vertrat, erhob sich nun. Die Landstände machten ihrem Herzoge den Prozeß bei Kaiser und Reich; durch Preußens und anderer Staaten Verwendung kam ein Vergleich zu Stande. Montmartin und Wittleder wurden entfernt, die Verfassung hergestellt. Wenn Karl nicht innerlich dieses Treibens satt war, hätte er wohl wenig nach dem Prozesse gefragt. Aber der Sturm hatte ausgerast. Ohne Steuer trieb der wilde Segler einsam auf dem Meere der Leidenschaften; eine letzte, hochgehende Woge warf ihn in den Hafen.

Er entführte die schöne und geistreiche Gattin eines alten Mannes, des Baron von Leutrum. Er machte Franziska zur Gräfin von Hohenheim; sie machte ihn wieder zum Menschen. Wir werden später bei

dem Bilde dieser wunderbaren deutschen Frau verweilen können. Hier nur so viel: der Herzog liebte sie und erhob sie zuletzt zu seiner Gemahlin in morganatischer Ehe.

Jetzt verwandelte sich der goldbetreßte, Soldaten- und Opern-lustige Luxus in die schlichte Gestalt bürgerlicher und erziehender Tugend. Die Lichter in Karl's Charakter traten hervor. Er war versöhnlich, wie alle kraftvolle Menschen. Als Moser auf Befehl des Reichshofraths freigelassen wurde, erklärte ihn der Fürst für schuldlos und setzte ihn wieder in sein Amt ein. An Rieger verlieh er den Kommandantenposten auf dem Asperg. Nur seine Liebe zu Franziska durfte nicht mit seiner Versöhnlichkeit in Konflikt kommen. Schubart, der durch Spottgedichte sein Verhältniß unzart berührt hatte, ward auf eine für den Herzog ewig schmachvolle Weise auf würtembergisches Gebiet gelockt und auf dem Asperg ohne Spruch und Urtheil in qualvoller Gefangenschaft gehalten.

Vor Allem faßte Karl Eugen die Aufgabe des Regenten als eines Erziehers scharf ins Auge, und nichts charakterisirt ihn besser als seine Schöpfung: die militärische Akademie. Sie enthält alle Erscheinungen, welche bei einem so schroffen Uebergange, bei der Erinnerung an frühere, eigene Studien, bei seiner militärischen Erziehung und seinem liebebedürftigen, eigentlich braven Herzen natürlich sind.

Im Jahre 1770 errichtete Herzog Karl auf der Solitude unter dem Namen „militärisches Waisenhaus" eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Eltern, hauptsächlich Soldatensöhne. Bald aber erweiterte sich der Plan der Anstalt, der zuerst darauf hinausging, — man erinnere sich des vom Herzog ausgestellten Reverses, — in Tanz, Gesang und andern Künsten Unterricht zu bieten. Jetzt sollten auch Söhne aus höheren Ständen, besonders Offizierssöhne, aufgenommen und aus der militärischen Pflanzschule, wie sie jetzt hieß, eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt werden, welche auch Studirenden zu einer Vorbereitungsschule dienen könnte. Darum wurden Lehrer für den Unterricht in der Geographie, Geschichte u. s. w., darum wurde unter andern der tüchtige Jahn von der lateinischen Schule zu Ludwigsburg berufen, und zu Ende des Jahres 1772 die Pflanzschule zur Akademie erhoben.

Um talentvolle Zöglinge für die Solitude zu gewinnen, ersann Karl ein eigenes Werbesystem, das oft nicht weniger gewaltsam in der Güte war, als das soldatische in Zwang und List. Schon hatte Schil-

ler's Freund, Wilhelm von Hoven, diesem Werbesysteme sammt seinem Bruder folgen müssen. Jetzt kam auch an Schiller die Reihe.

Es pflegte von Zeit zu Zeit bei den Lehrern der übrigen Schulen nachgefragt zu werden, welche Schüler sich am meisten auszeichneten. Dies geschah auch in Ludwigsburg, und Friedrich Schiller ward von sämmtlichen Lehrern für einen vorzüglich begabten Knaben erklärt. Sofort wendete sich Herzog Karl an Schiller's Vater mit dem Erbieten, seinen Sohn in die Akademie aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten lassen und in Allem freihalten zu wollen. Große Bestürzung in der Familie. Die Theologie des Sohnes ist in Gefahr; denn für diesen Beruf hatte die Anstalt keinen Lehrstuhl. Der Vater sucht die ihm zugedachte Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzulehnen, die auch so guten Erfolg hat, daß der Herzog selbst erklärt: auf diese Art könne er in der Pflanzschule ihn nicht versorgen. Einige Zeit lang ist Alles still. Ganz unvermuthet stellt der Herzog noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Akademie zu geben; die Wahl des Studiums solle ihm freistehen, bei seinem Austritt solle ihm eine bessere Versorgung werden, als sie im geistlichen Stande möglich sei. Freilich war hiermit stillschweigend und später durch einen schriftlichen Revers, den Vater und Mutter unterzeichneten, ausgesprochen, daß der Eleve „sich gänzlich den Diensten des Herzoglich Würtembergischen Hauses widmen müsse." Eine Bedingung, die in der Folge sehr drückend wurde.

Die Freunde der Familie, sowie diese selbst, sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs nicht Folge geleistet würde. Mit zerrissenem Gemüth fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein anderes Einkommen mehr hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen. Aber Alle merkten sich das Versprechen des Herzogs, daß eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten dem jungen Schiller einst gewiß sein würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter beitrug, war die Nähe des Instituts, die Gewißheit, den Sohn jeden Sonntag sprechen zu können; dann die große Sorgfalt, welche man für die Gesundheit der Zöglinge anwendete, und die vertrauliche, sehr oft väterliche Herablassung des Herzogs gegen dieselben, durch welche die strenge Disziplin um Vieles gemildert wurde.

Der Hauptmann dankte mit einem ſchwungvollen Schreiben an den Intendanten von Seeger, worin es lautet: „Wenn nach verfloſſenen Jahrhunderten unſre Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an ſich tragen, werden ſie nicht alsdann noch erkennen und ſagen: das haben wir dem großen Karl zu verdanken!“

Was konnte der „große Karl“ dafür, daß dieſes Entzücken nicht ſo ernſt gemeint war? Er glaubte dem ehrlichen Hauptmann. Der dreizehnjährige Knabe wählte zu ſeinem Beruf die Jurisprudenz. Profeſſor Jahn fand ihn genügend vorbereitet, nur ſagte ſeine Zenſur: die Handſchrift ſei mittelmäßig.

„Mit einem blauen Röcklein, nebſt Camiſol ohne Ermel“, funfzehn lateiniſchen Büchern und einer Baarſchaft von 43 Kreuzern ging Friedrich ſeiner neuen Beſtimmung entgegen.

II.

Der Eleve.

Die Botaniker legen die Pflanze, um ihre vollständige Charakteriſtik zu gewinnen, in ihrer Blüthezeit ins Herbarium. Wir wollen es mit der Akademie, der ſeltſamen Erziehungspflanze des Herzogs machen, wie die Botaniker, ihre Blüthezeit abwarten und dann ausführlich beſchreiben. Als Schiller am 17. Januar 1773 aufgenommen ward, war das Inſtitut zwar militäriſch eingerichtet, aber es fehlte ihm die großartige Ausdehnung, die es nachher gewann.

Der fleißige Zögling der lateiniſchen Schule ward bald im Lateiniſchen Meiſter, er gewann auch in der griechiſchen Sprache durch eine Erklärung äſopiſcher Fabeln den erſten Preis. Der Geſchichte, Erdbeſchreibung und Größenlehre konnte er keinen Geſchmack abgewinnen. Kränklichkeit lähmte überdies ſeine Kräfte, und etwas Anderes leitete ſie auf eine andere Bahn. Jetzt drängte ſich mit energiſcher Strömung die Quelle hervor, welche ſein erſtes deutſches Gedicht in ihm aufgegraben hatte. Der erſte Anblick der Muſe iſt gewiß bei jedem Künſtler von heiligen Schauern begleitet. Die Ahnung von einem himmliſch ſchönen Lebensgut zuckt wonnig durch die junge Bruſt. Da winkt aus roſigen Wolken unverlierbar ein Eden von Glück, das ihm gehört, in das er zu jeder Stunde aus dem Alltäglichen flüchten kann. Aus dieſem freudigen Bewußtſein quillt mächtig ein Gefühl der Freiheit, der Andacht, des Muthes, mit keinem andern zu vergleichen, als mit dem Gefühl der gläubigen Seele gegenüber den Bedrängniſſen der Welt.

Bei der Wiedergeburt der Poeſie vermiſchen ſich auch in der Ge-

ſchichte religiöſe und dichteriſche Stimmung. Ich habe im vorigen Buche angedeutet, welche Erneuerung theilweiſe das religiöſe Leben in Deutſchland durch den Pietismus empfangen. In England war dies in noch kraftvollerer Weiſe durch den Puritanismus geſchehen, und dieſer erſchuf ſich zuerſt eine geläuterte Kunſtform. Während in Deutſchland die Lieder eines Paul Gerhard die Bedürfniſſe der gläubigen Seele im innigen Volkstone vortrugen, hatte der Geiſt des Puritanismus mit Milton's ernſtem Gedicht ein nüchternes Jahrhundert „an die große Aufgabe der Menſchheit zurückgerufen." Die tieferen Geiſter des deutſchen Volkes bildeten eine unſichtbare Kirche, welche ähnliche Rufe mit Begeiſterung vernehmen konnte. In ihr ſammelte ſich eine Zeit lang Alles, was vorwärts wollte in Proſa und Verſen, die predigend reiſenden, Liebe beweiſenden, Wonne verheißenden Lavater, Jung Stilling, Jacobi; Goethe verſtehend und bindend, Leſſing polemiſirend, Herder reinigend und belebend. Selbſt Potsdamer Gardeoffiziere hatten unter Knebel's Anleitung einen religiöſen Verein.

Auch in Schiller's Seele begaben ſich dieſe Wunder der Zeit. Ihn wandelten Schauer des Entzückens an. Er ergoß ſich oft in Gebeten und hielt auch in Gemeinſchaft mit Andern förmliche Andachtſtunden. Sie waren ſchon ernſter gemeint, als jenes kindliche Predigen vom Stuhl. Dabei haßte er jeden Schein, er vermied die Betbrüder und „Pietiſten." *) Natürlich! denn einem ſo geſtimmten Gemüth iſt nichts innerlich genug, als es ſelbſt.

Auf ein ſo geſtimmtes Gemüth traf Klopſtock's Meſſias in dieſer Zeit, wie auf einen guten Acker ein Same, von dem auch nicht ein Korn verloren ging. Hier war die innige Hingebung an die erhabenſte Perſönlichkeit zur dichteriſchen Kraft emporgewachſen. Hier war aus einem Nichts an Sinnlichkeit und Erfahrung eine Welt geſchaffen. Der religiöſe Inhalt machte den Geſang unſterblich, zu einem Sieger der Zeiten. Milton hatte den Sündenfall beſungen, Klopſtock die Erlöſung; Saul hatte Tauſend, David Zehntauſend geſchlagen. Die Erhebung, die Liebe zum würdigen Gegenſtand galt fortan als die anzurufende Muſe. Alles dies, wie bezaubernd, wie verführeriſch für alte und junge Nachahmer. Die Literaturgeſchichte hat unter den vielfachen Verſuchen

*) Hier in der ſchmähenden, nicht hiſtoriſchen Bedeutung des Wortes.

in dieſem Felde die Noachide Bodmer's, ſeine Sündfluth, ſeinen Jakob und Joſeph, Moſer's Daniel, Wieland's geprüften Abraham aufgeführt. Während Goethe ſich an den menſchlich ſchönen Stoff von Joſeph machte, iſt es für Schiller charakteriſtiſch, daß er eine politiſch-religiöſe Figur von gewaltigem Ideeninhalt, den Moſes, ſich zum Helden erwählte. So ſehr dieſes verloren gegangene Epos eine ſklaviſche Nachahmung des Meſſias geweſen ſein mag, ſo ſehr beweiſt es doch, wie der letztere auf den jungen Schüler wirkte. Er ahmte die Form nach, aber der Stoff war ſeine eigenſte Wahl.

Klopſtock blieb noch lange ſein ſtillgefeierter Meiſter. Und er iſt ein Meiſter in ſeinen Oden, wie ihn ein Jünger auch heut zu Tage noch gern ſtudirt. Hölderlin und Platen haben herausgefühlt, was Herder von den ſchönſten Oden ſagte, daß zu jeder eine eigene „Bereitung" gehört, daß über jeder ein andrer Duft und Geiſt weht, der ſich auf den kleinſten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Silbenmaßes, beinahe bis auf jeden härteren oder weicheren Buchſtaben verbreitet. Schiller empfand dieſe Schönheiten, er naſchte nicht an der Poeſie, er forſchte, verglich, deklamirte und trug ſich Tag und Nacht mit ſeinem Vorbilde herum.

Was müſſen dieſe wundervollen Geſchenke des Genius damals geweſen ſein, wo noch nicht der beſtechende Klang des Reimes in ſolcher Fülle der Natürlichkeit ſich ergoß, wie in Bürger's und Goethe's Gedichten. Und Bürger, der auf Schiller's Lyrik einen großen Einfluß gehabt hat, begann erſt mit den ſiebziger Jahren ſeinen poetiſchen Flug. Ich darf hier nicht unerwähnt laſſen, daß um dieſelbe Zeit der Göttinger Dichterbund beſchworen wurde. Die Zeit muß ſprechen, wo das Leben des Helden ſchweigt. Bei den Gelagen dieſer Jünglinge lebte Klopſtock und ſtarb Voltaire. Sie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondſchein; ſie lagerten ſich beim Rheinwein auf Roſenblätter. Vaterlandsliebe, innige Freundſchaft, Religion und alles Edle war in ihnen lebendig. Ungekannt gehörte der junge Genius auf der Solitude zu ihrem Bunde.

Bald fand er auch einen Leitſtern in die dramatiſche Poeſie. Ein Freund ſprach ihm mit Begeiſterung von Gerſtenberg's „Ugolino"; er las das Stück, und der Eindruck war ein ſo nachhaltig mächtiger, daß er es noch in ſpäteren Jahren in Ehren hielt. Das Stück iſt jetzt beinahe ver-

geſſen. Leſſing ſchreibt in einem Briefe an Gerſtenberg: „Sie haben ein Sujet gewählt, deſſen Kontextur ſich aller dramatiſchen Form zu verweigern ſcheint; aber es hat müſſen werden, was Sie gewollt haben. Meine Rührung iſt mehr als ein Mal durch das Erſtaunen über die Kunſt unterbrochen worden.“ Er erklärt in demſelben Briefe, das Stück habe ihn ſo furchtbar erſchüttert, daß er es in der Abſicht, ſich der Täuſchung zu überlaſſen, nicht zum zweiten Male leſen wolle. Ein ſolches Stück war die tägliche Nahrung für die jugendliche Phantaſie unſeres Schiller.

Ugolino iſt ein dramatiſcher Laokoon, nur daß die Schlangen durch den Hunger erſetzt werden und daß noch ein Sohn mehr in der jammervollen Umſtrickung ſich windet. Dazu liegt die Schuld des Helden, wenn ja eine vorhanden, vor dem Stücke, es iſt eine Erſchöpfung des Mitleids, wie die Meſſiade eine Erſchöpfung der Andacht. Aber „es hat müſſen werden, was der Dichter gewollt.“ In dieſer Beziehung iſt vom Ugolino etwas zu lernen, was der Dramatiker lernen kann, und Schiller hat nicht blos die ſtarken Doſen des Furchtbaren, er hat die Autonomie des Dichters über den Stoff aus dem Ugolino gelernt. So mußten nachher ſeine Räuber, ſeine Maria, ſein Tell werden, was er gewollt. Vorläufig ſchrieb er ein Trauerſpiel: „die Chriſten“; ohne Zweifel ein Werk, das ihm Gelegenheit bot, durch die Darſtellung der Verfolgungen, die über die erſten Chriſten ergingen, Grauſen und Mitleid, und durch die todesmuthige Glaubenstreue derſelben Erhebung und Bewunderung zu erwecken. Auch hier iſt die Wahl des Stoffes bedeutſam genug, indem er Alles entbinden mußte, was die jugendliche Seele erfüllte, Ugolino und Meſſias. An welche zierlichen Lappalien haben andere Dichter ihre erſten Kräfte verſchwendet!

Die Abgeſchiedenheit ſeines Aufenthalts auf dem einſamen Waldſchloß, von deſſen Höhe der Blick in ungemeſſene Weite ſchweifte, mußte ſolche Bildung des Talents begünſtigen. Der Beſuch Lavater's im Auguſt 1774, welcher die militäriſche Akademie zu phyſiognomiſchen Zwecken ausbeuten wollte, konnte für Schiller keine andere Bedeutung haben, als daß er eine Berühmtheit ſich irren ſah. Lavater hielt den gutmüthigſten Eleven für einen Erzſchelm.

Am meiſten beſchäftigte den funfzehnjährigen Eleven nächſt ſeinen poetiſchen Lehrmeiſtern ſein fürſtlicher Erzieher. Die Zöglinge vergöt-

terten ihn; und dem mächtigen Manne that es wohl, von der Jugend vergöttert zu werden. Er suchte die Liebe da, wo ihre Quelle am reichsten fließt, wo das Wort der Huldigung und des Danks aus dem Herzen kommt. Wenn er mit der Gräfin Franziska nach Stuttgart hinüberfuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und außen ganz vollgepfropft von Eleven, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden. Mußten die Jungen nicht den Abstand vergessen? mußten sie den Mächtigen, — und die Jugend weiß kleine Liebesbeweise mehr zu schätzen, als große — mußten sie den Vater in dem Mächtigen nicht vergöttern, und sich zum Dank nicht sammt und sonders in die idealisch schöne Franziska mit den funkelnden Augen verlieben?

Aber dergleichen Verhältnisse haben etwas Gefährliches, und die Tragödie, die zwischen dem Herzog und Schiller spielte, nimmt hier ihren Anfang. Der Mächtige nimmt das enthusiastische Wort der Jugend für die ganze Persönlichkeit. Die Jugend hingegen kennt nicht die Tragweite des Wortes und glaubt mit einem Worte noch nicht den ganzen Menschen zu vergeben.

Schiller liebte seinen Erzieher. Er liebte den „großen Karl", dessen Größe aus dem dunklen Hintergrund einer wilden Vergangenheit um so energischer den Jünglingen in die Augen trat. Er liebte ihn als den Gott, von dem Wohl und Wehe seiner Eltern abhing und der ihnen sehr wohl wollte. Er sprach dies mit der schönen Ueberschwenglichkeit der Jugend aus. Solche Huldigungen waren dem Herzog eine süße Kost. Er rief sie absichtlich hervor. So gab er unter andern spitzigen Thematen den Eleven auf, eine Charakteristik von sich und jedem Mitschüler zu entwerfen. Als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Christenthum, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Gesinnung gegen den Herzog. Karl wußte, was er im letzten Punkte zu erwarten hatte. Es war die Provokation des alten Lear an seine Töchter, und Schiller hütete sich wohl, die Rolle der Cordelia zu spielen, ohne daß man sagen kann, er habe weniger wahr empfunden. Aber es waren keine Regan's da, die er zu beschämen hatte.

Hier ist das Wesentliche seines Bekenntnisses an den Herzog: Er fühlt den ganzen Umfang seines Glücks, die Gnade des Fürsten gegen seine Eltern. „Dieser Fürst, schreibt er, dieser Vater, welcher mich

glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt.“ Sein Vater hat ihm seufzend diese Dankbarkeit auf die Seele gebunden. Sie soll ihm fortan zum heiligsten Gesetz werden. „Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden, aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht anbete; oder sollte ich noch gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.“ Er nennt sich, die Urtheile der Mitschüler über ihn aufs feinste durch Selbstbekenntniß entkräftend, eigensinnig, hitzig, ungeduldig, aber er ist sich seiner Aufrichtigkeit, seiner Treue, seines guten Herzens bewußt. Daß er seine Gaben nicht gut angewendet, schiebt er auf Körperschwäche. Er klagt sich der Unreinlichkeit an. Er hofft von der Gnade des Herzogs Verzeihung. „Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht.“ Neue rührende Anklagen, neue heiße Gelöbnisse, neues Entzücken über die Großmuth seines Erziehers: „Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen! — — — Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen vor mein Glück danken — — lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater, zurufen: Er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann!“

Man kann dem Herzog nicht als Schuld anrechnen, daß er hiernach nicht sofort seinen Zögling entließ und ihn zum Theologen machte. Dieser leise Wunsch nach Freiheit wurde von beiden Seiten nicht verstanden. Aber man begreift es, daß der Herzog auf die Klagen der

Rechtslehrer über Schiller antwortete: „Laßt mir dieſen gewähren; aus dem wird etwas.“

Die Urtheile der Mitſchüler über Schiller enthalten wenig, was wir nicht ſchon wüßten. Sehr lebhaft und luſtig nennt ihn der Eine, ſehr beſcheiden, ſchüchtern, ſehr freundlich und mehr in ſich ſelbſt als äußerlich vergnügt nennt ihn der Andere. Seine Kränklichkeit, ſein Hang zur Theologie wird beſtätigt. Ein Eleve machte die geiſtreiche Entgegenſtellung: Iſt gewiß ein wahrer Chriſt, aber nicht gar reinlich. Ein anderes Urtheil rühmt ihn als ſehr dienſtfertig, freundſchaftlich und dankbar, ſehr aufgeweckt und ſehr fleißig.

Auch die äußere Erſcheinung Schiller's iſt uns aus dieſer und aus ſpäteren Lebensepochen überliefert. Da andere Biographen die Schilderung von Scharffenſtein mit Vorliebe aufgenommen haben, ſo bin ich wohl ſchuldig, zu ſagen, warum ich dieſe und ähnliche Schilderungen für unvollkommen halte.

Ein großer Dichter könnte wohl verlangen, daß man ihn nach der Regel der Dichtkunſt, das heißt nach der natürlichſten Regel ſprachlicher Darſtellung male. Ein Haus und eine Gegend mag man topographiſch, einen Leichnam anatomiſch beſchreiben, aber eines Menſchen Beine, Hals, Perücke, Naſenſpitze beſchreiben, heißt nimmermehr ein Bild dieſes Menſchen geben. Wenn der geiſtvolle Lewes Goethe's Haltung ſchildert und dann von Schiller ſagt: „er ging wie ein Kameel“; ſo iſt das eine grauſame Verzerrung, da man in der Vorſtellung nicht zugleich die ſchöneren Eigenſchaften beiſammen hat, die ſolchen ekelhaften Vergleich aufheben, und da wir wiſſen, daß Schiller von unſäglichen körperlichen Leiden gebeugt war. Wenn Andere dem Dichter nacherzählten, er habe ſeiner Naſe auf der Akademie durch Zupfen die gebogene Form gegeben, ſo gehört dieſe Aeußerung allenfalls unter die Rubrik: Schiller's Humor im vertraulichen Kreiſe, aber nicht in die Beſchreibung ſeiner Geſtalt.

Am widrigſten aber haben die Mitſchüler des jungen Dichters, Peterſen und Scharffenſtein, die Grenzen der plaſtiſchen und ſprachlichen Malerei in ihren Zeichnungen ſeiner Geſtalt verwirrt. Namentlich Scharffenſtein, der mit dem Pinſel umzugehen wußte, zeichnet überall Einzelheiten von Schiller, aber nie ein Bild. Kann es eine abgeſchmacktere Vergegenwärtigung eines lieben Freundes geben, als wenn Scharffenſtein ſagt: „er war für ſein Alter lang, hatte Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, war ſehr langhalſig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten Augen. Und nun dieſer ungeleckte Kopf voll Papilloten mit

einem enormen Zopf" — — — wo bleibt denn hier das Bild? Wo bleibt das freundliche Gesicht? Wo das anspruchslose Wesen, das einen Andreas Streicher bezauberte? Wo das unsagbare Etwas, das der Herzog in der hagern Gestalt und der kränklich blassen Miene las, wenn er sagte: aus dem wird etwas.

Das Wichtigste, was ich aus der Beschreibung Scharffenstein's entnehme, ist, daß das bittre Gefühl des Franz Moor: „Warum mir diese Bürde von Häßlichkeit?" dem Eleven mit den rothen Haaren und Sommersprossen sehr wohl bekannt war. Die Witze seiner Mitschüler, ein unparteiischer Blick in den Spiegel konnte ihn belehren, daß die Uniform, auf welche Andere sich freuten, seine Gestalt, die auf keine Bologneserniedlichkeit, sondern auf großartige Verhältnisse angelegt war, in all ihrer Unfertigkeit zeigte.

Das Selbstgefühl der Bösewichter, das Bewußtsein der Häßlichkeit, hätte bei jedem weniger edlen Herzen weit schlimmere Folgen haben müssen, als es in der That bei Schiller hatte. Er gab nur, nach einer vortrefflichen Taktik, die Sorgfalt auf den verlornen Posten auf und konzentrirte alle seine Kraft in einem Punkt, von wo aus er sich sein Selbstgefühl und endlich auch seine körperliche Bedeutung eroberte, auf den Geist. Er ließ die Fluth schmutziger Schimpfnamen ruhig über seinen unreinlichen Anzug dahingehen, und ich denke nicht jeden köstlichen „Schweinpelz", den der Oberaufseher Nieß ihm entgegenbrummte, von dem funfzehnjährigen Burschen abzuputzen. Aber so viel ist gewiß, daß in Nießen's Kamaschenseele die Begriffe von Sauberkeit von der subtilsten Art waren und daß der Anzug der Zöglinge eine unbillige Masse Platz für Stäubchen und Flecke darbot.

Alle Offizierssöhne steckten für gewöhnlich in Uniformen von blauer Farbe, mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch. Die übersilberten Knöpfe, die weißen Achselschnüre, die weißen Westen, weißen Hosen mit weißen Strümpfen, dazu noch Schuhschnallen von übersilbertem Metall, welches Feld für die Augen eines Unteroffiziers! Und vollends die kunstvolle Frisur! Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt, Alles trug sehr lange falsche Zöpfe. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen, darunter eine mit vier Papilloten auf jeder Seite in zwei Etagen und mit Puder. Ein kleiner dreieckiger Hut war der natürliche Abschluß der zierlichen Ornamentistik, deren Fundamente wir in der Akademie ausführlich betrachten wollen.

III.

Die Militär-Akademie.

Es lag in des Herzogs Charakter, Alles, was er that, ganz zu thun und so lange damit zu warten, bis es ganz gethan werden konnte. Mit stiller Genugthuung sah er die angesehensten Familien bemüht, ihre Söhne auf der Solitude unterzubringen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Aufnahmsgesuche. Karl Eugen dachte einen Augenblick ernstlich daran, ein neues Gebäude errichten zu lassen; aber um die Pflanzschule von Grund aus zu dem zu machen, was sie seinem Entwurfe nach werden sollte, wartete er noch einige Jahre und verlegte sie dann nach Stuttgart. Am 18. November 1775 marschirten die Eleven mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Uniform und militärischer Ordnung von der Solitude ab. Nachdem sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert, stellte sich der Herzog, der ihnen feierlichst entgegengeritten war, zu Pferd an ihre Spitze. Langsam, in Paradeschritt, von einer großen Menschenmenge begleitet, zogen sie in Stuttgart ein. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Unter einem Blumenregen, umbraust von donnernden Lebehochs auf den Herzog, ging der Zug durch die Straßen. Am Eingange des Akademiegebäudes standen die Eltern und Angehörigen der Eleven und begrüßten die junge Schaar mit freudigem Zuruf.

Fürst und Hauptstadt waren versöhnt.

Wir wollen uns die Anstalt betrachten, in welcher unser Schiller seine Lehrjahre verleben sollte. Das Akademiegebäude lag außerhalb der Stadt hinter dem Residenzschlosse, welches jetzt der Neckarstraße zugewandt ist. Es war ursprünglich eine Kaserne mit zwei Flügeln, an welche soeben ein dritter angebaut wurde. Aus der Mitte des Baues ragte eine Kirche mit niedrigem

bleigedecktem Thurm empor. In den obern Etagen der Flügel waren die Schlafsäle und der imposante Speisesaal, in den unteren die Lehrsäle und der Rangirsaal. Außerdem umschloß das weitläuftige Gebäude ein Theater, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, Ateliers für Künstler, ein Winterbad u. s. w. Ein Garten, Schwimmbassins, Reitbahnen zeichneten am besten den großartigen Maßstab des Ganzen.

Die Schlafsäle ruhten auf zwei Reihen von dorischen Säulen; je zwei Säulen schlossen das offene Gemach des Zöglings ein. In den Gemächern standen die Betten, sehr sauber gehalten und mit Gittern umgeben. Auf den Säulen las man den Namen des Zöglings, dem das nächste Bett gehörte; zur Seite war, mit einem kleinen Bücherschrank, der Wandkasten, worin der Eleve seine Habseligkeiten verschloß. Von der freien Wand des Schlafsaals schaute das Bild des Herzogs herab.

Die Lehrsäle waren hell und geräumig, verziert mit allegorischen Darstellungen jedesmal der Wissenschaft, zu welcher ein Saal bestimmt war. Des Herzogs Portrait hing in Jedem. Der Rangirsaal diente zur Musterung. Der Speisesaal, welcher zur Zeit des Umzuges noch nicht vollendet war, lag über dem Rangirsaal. Zweiundachtzig Säulen in ionischer Ordnung traten aus der Wand hervor und trugen eine ringsum laufende Galerie. Zwischen den Säulen waren die Büsten berühmter Männer angebracht. Die Plafonds enthielten schöne Gemälde vom Direktor Guibal. Zweifache breite Flügelthüren führten in den Saal. Neben dem Speisesaal lag ein sehr elegantes, kuppelförmiges Gemach, „der Tempel" genannt. Hier hielt fast regelmäßig der Herzog mit Gräfin Franziska die Abendtafel.

Die Eintheilung und Einrichtung der Eleven war folgende.

Sämmtliche Zöglinge waren nach ihrer Herkunft in zwei Hauptklassen, in „Cavaliers" und „Eleven", übrigens in mehrere Abtheilungen rangirt. Zur ersten gehörten nur Cavalierssöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten. Sie standen unter einem bürgerlichen Chef. Die folgenden Abtheilungen umfaßten Studirende, Kunstbeflissene und jüngere Zöglinge, bürgerlichen und adligen Standes ohne Unterschied. Die letzte Abtheilung war aus Schauspielern und Tänzern gebildet, meistens armen Knaben, die auf Kosten des Herzogs erzogen wurden. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Schlafsaal, ihre eigene Speisetafel im Speisesaal, und ihre eigenen Vorgesetzten, einen Hauptmann, zwei Lieutenants, zwei Auf-

seher. Natürlich veränderten sich alle diese Einrichtungen mit der zunehmenden Ausdehnung des Instituts. Die Aufsicht über das Ganze führten ein Intendant, zwei Majors und ein Oberaufseher, der dem Intendanten Rapport abstattete, Ronden machte u. s. w.

Wir wollen nun die Lebensordnung eines Tages mit Schiller durchmachen. Morgens sechs Uhr stand man auf, Jeder machte sein Bett, reinigte seine Kleider. Dann: Gegenseitiges Frisiren, Marsch in den Speisesaal, Gebet, Frühstück, bestehend aus einer gebrannten Mehlsuppe oder geschmälzten Brodsuppe. Schlag sieben Uhr begannen die Lehrstunden, denen die Eleven in Hauskleidern von beliebiger Farbe beiwohnten und welche um elf Uhr endigten. Man begab sich in die Schlafsäle, um sich in die uns bereits bekannte Uniform zu werfen. Die Toilette mußte gegen zwölf Uhr vollendet sein. Jede Abtheilung wurde nun von ihren Aufsehern in den Rangirsaal geführt, wo sie so geordnet wurde, wie sie im Speisesaal sitzen mußte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspektion, ertheilte hier öffentlich Lob und Tadel. Diejenigen, welche Rüge verdienten, hatten ein „Billet“ in Händen, welches ihr Vergehen enthielt.

Nach der Besichtigung marschirten die Eleven in den Speisesaal. Hatte ein Jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: Rechtsum, Linksum. Die Eleven kehrten sich der Tafel zu. Neues Kommando: Zum Gebet! Hierauf legte Alles die Hände zusammen; der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art von Kanzel, welche zwischen den beiden Flügelthüren aufgestellt war, und sprach das vorgeschriebene Tischgebet. Wieder ein Kommando. Taktmäßig wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck saß die ganze Gesellschaft. Das Essen war für Alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleisch, dann ein Zugemüse, mitunter ein leichtes Backwerk als Dessert. Es wurde weißes Brot vertheilt und aus Karavinen goß man den Eleven so viel guten, aber nicht starken Landwein ins Glas, als ihrem Alter und der Jahreszeit angemessen war. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden. Dann wurde zum Aufstehn kommandirt. Dasselbe Rücken der Stühle. Ein Gebet machte den Beschluß. Die Knaben erhielten noch Weißbrot, auch wohl Obst, zum Einstecken. Endlich Abmarsch auf Kommando. Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an. Bis zwei Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging man in den Garten hinab und vergnügte sich mit Ringen und

Ballspiel. Jeder Eleve hatte ein Stückchen Gartenland, das er selbst bebaute. Auch hier waren die Aufseher zugegen. Mit dem Schlage zwei Uhr begannen die Lektionen wieder und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis sieben Uhr. Nochmals ging es in Uniformen zum Abendessen. Dieses brachte eine Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise, Brot, dagegen keinen Wein. Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt. Außer der Nachtlampe durfte Niemand Licht brennen.

Uns bleibt noch die jährliche Lebensordnung zu schildern. An Sonn- und Feiertagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Eltern empfangen, nur erwachsenen Schwestern war der Eintritt nicht gestattet. Vierzehn Tage vor dem Stiftungsfest, das auf den vierzehnten Dezember fiel, hörten alle Lektionen auf, und öffentliche Prüfungen nahmen deren Stelle ein. Es war den Eltern gestattet, hierbei zu erscheinen. Der Herzog hielt zum Schlusse eine Rede. Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge in den großen Rangirsaal*) und ordneten sich dort mit sämmtlichen Vorgesetzten und Lehrern. Nun erschien der Herzog, von zahlreichem Gefolge begleitet. Er trug die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, worauf die Orden und Preise lagen. Ein Professor trat vor und hielt die Rede an den Stifter. Dann las der Sekretär die Namen der Zöglinge, denen Preise zuerkannt worden, ab, der Intendant nahm den bestimmten Preis von der Tafel, überreichte ihn dem Herzog, und dieser gab ihn dem aufgerufenen Zögling, welcher, wenn er ein Cavaliersſohn war, nach dem Empfang seinem fürstlichen Erzieher die Hand, im andern Fall den Rock küßte. Ein großes Festmahl, woran der Herzog und die Väter der Eleven Theil nahmen, während andere Personen theils die Tische umgaben, theils von der Galerie aus sich des Anblicks erfreuten, machte den Beschluß der

*) In Stuttgart scheint die Preisvertheilung im weißen Saal des neuen Residenzschlosses stattgefunden zu haben. Vgl. Wagner, Gesch. d. h. Karlsschule. I, 257.

Feierlichkeit. Die mit ihren Studien fertigen Zöglinge wurden an diesem Tage entlassen.

Außerdem wurden die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska glänzend gefeiert. Ferien gab es nicht. Besuche im elterlichen Hause waren nicht gestattet. Doch gab es Erholungen anderer Art. Die Eleven wurden, freilich nur selten, außerhalb der Akademie spazieren geführt. Sie besuchten truppweise das Theater, wurden zur Stuttgarter Messe und sogar auf die Redoute kommandirt, wo sie mit den „Demoiselles" eines Mädcheninstituts zusammentrafen, welches unter der Protektion der Gräfin Franziska stand. Die Schönen benahmen sich wo möglich noch schüchterner, als ihre Ritter, wodurch diese Mönchs- und Nonnenzüge zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörten.

An der Strenge der Strafen mißt man gewöhnlich die Barbarei eines gesellschaftlichen Zustandes. Um nichts zu einer vollständigen Charakteristik Dienliches auszulassen, sei noch der Preise und der Strafen erwähnt. Die ersteren bestanden in silbernen Medaillen mit dem Bildniß des Herzogs. Hatte der Zögling in einem Jahre acht Preise erhalten, so bekam er den akademischen Orden, ein goldenes, braun emaillirtes Kreuz, mit doppeltem C. Bekam er im nächsten Jahre wieder acht Preise, so durfte er das Ordenskreuz am Halse tragen und erhielt einen silbernen Stern auf die Brust. In welchem Geist aber Belohnungen ertheilt wurden, geht daraus hervor, daß diese Ordensritter, gleichviel aus welchem Stande, eine eigene Klasse der „Chevaliers" bildeten. Diese standen noch über den Cavalierssöhnen und hatten eine eigene Speisetafel. Die Strafen zeigten denselben Geist der Gerechtigkeit. Der Lehrer stellte dem sich vergehenden Eleven das erwähnte Billet zu. Beim Vorzeigen wurde dieser gefragt, ob die Beschuldigung wahr sei, seine Verantwortung angehört und, wurde er straffällig befunden, die Strafe diktirt. Er mußte „kariren", d. h. er bekam kein Abendbrot. Für Beleidigungen der Lehrer wurden Stockschläge, Ruthenstreiche, Carzer verfügt, was jedoch selten nöthig war. Die größte Strafe war Relegation. Sie kam wahrscheinlich nie vor.

Ich habe die Regel sehr ausführlich dargestellt. Es war nöthig. Man hat geglaubt, den Manen Schiller's gerecht zu sein, indem man gegen die Manen des Herzogs eine Faust machte. Giebt man zu,

daß eine gemeinsame Erziehung für Jünglinge große Lichtseiten hat, — und wann wäre dies nicht zugegeben, — so muß man auch einräumen, daß gemeinsame Erziehung in großem Maßstabe nicht ohne Ordnung möglich ist. Ordnung aber erheischt Kommando. Ich will nicht behaupten, daß die Einrichtung des Instituts eine vollkommene war; sie hatte natürlich auch die Schattenseiten der gemeinsamen Erziehung, aber für das vorige Jahrhundert und als Schöpfung eines Fürsten, der diese Vergangenheit hatte, war sie bewunderungswürdig.

Allein auch die beste Einrichtung kann durch den Geist der Leiter und Lehrer zu einer schlechten werden. War vielleicht die Ausführung solcher Pläne eine brutale? Galt ein geputzter Knopf mehr, als eine gute Antwort? Waren die Lehrer geistlose Pedanten? Schrieb der Herzog ihnen vor, nach einem unwürdigen Ziel hinzusteuern, die Ueberzeugungen niederzutreten? Nichts von alle dem. Der Geist des Instituts war ein durchaus liberaler. In der erwähnten Charakterschilderung seiner Mitschüler konnte Schiller die kriechende Demuth Einiger gegen ihre Vorgesetzten tadeln.

Vor Allem gab der Herzog selbst das Muster einer liberalen Behandlung. Er ließ den Professoren bei ihren Vorträgen volle Freiheit. Er ging mit den Eleven um wie ein Vater, in Strenge und Milde, in Ernst und Scherz. Wie weit dies ging, erhellt aus folgender Geschichte: Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der viele tolle Streiche machte und dem deßhalb die „Billets" von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl las die Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: Sag' er mir, was würd' er wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre. Der junge Graf, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren Arm, indem er sagte: „Komm Fränzel, und laß' den dummen Jungen stehn!" Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.*)

Der Intendant des Instituts, Herr von Seeger, war ein wissen-

*) Boas, Jugendjahre I, 156; Ludwig v. Wolzogen, Memoiren, 4.

ſchaftlich gebildeter, wohldenkender Mann. Die Zöglinge liebten ihn aufrichtig. Als er von einer ſchweren Krankheit genas, beſang Wilhelm von Hoven dieſes freudige Ereigniß in einem begeiſterten Gedicht. Von einem gleichen Schlage, wie der Intendant, war Major von Wolff, der vier Abtheilungen kommandirte. Ohne ſeiner Stellung etwas zu vergeben, förderte er das aufkeimende Talent der Zöglinge. Auch Schiller hatte ihm die öftere Mittheilung auserleſener Bücher zu danken. Am wenigſten konnte derjenige Mann von dieſem liberalen Geiſte beſitzen und zeigen, der als Oberaufſeher das Kommando bei Tiſch, die unvermutheten Ronden, die Rapporte beim Intendanten hatte. Nieß war denn auch ein „Esprit de detail“ ſonder Gleichen, er führte ein Kommando, daß man in ſeiner Nähe kaum zu athmen wagte. Er zahlte indeß der Humanität ſeinen unfreiwilligen Tribut, indem ſeine kleine, dicke Figur und ſeine Stentorſtimme eine treffliche Zielſcheibe für den Witz und die Neckereien der Eleven wurden. Er war übrigens ein wackrer Mann.

Es wird manchem unter meinen Leſern als eine Barbarei erſcheinen, daß das Tabackrauchen und Schnupfen verboten war, daß die Zöglinge ſich keine Eßwaaren zubringen laſſen durften und ſelbſt das Geld abliefern mußten, das ſie geſchenkt bekamen. Mit der Koſt der Eleven dagegen wird ſich eine Mutter, die Moleſchott zu ihrem Evangelium gemacht hat, einverſtanden erklären. Aber auch den zärtlichſten Seelen kann zu ihrer Beruhigung geſagt werden, daß es einen wahren Virtuoſen der Uebertretung in der Anſtalt gab, den ſelbſt Schiller „den allmächtigen“ nannte. Er war der Generalſpediteur für alle „Sünden.“ Mit dieſem Namen bezeichnete man unſchuldige Würſte, Hefenknöpfe und Butterbrezeln, wie die dämoniſchen Geiſter des Tabacks. Die meiſten ſeiner Kunden wurden heimlich Tabacksſchnupfer. Wenigere wagten zu rauchen. Um ſo ſtärker rauchte der Frevler ſelbſt, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er ſeine Pfeife meiſtens in einem Vorkamin des Schlafſaals, wobei er im Sommer die Vorſicht brauchte, nicht ſtark zu dampfen, „damit ihn der rauchende Schornſtein nicht verriethe.“ Da die Lehrſäle in der untern Etage lagen, war es ihm möglich, an den kurzen Wintertagen einem kurzſichtigen Profeſſor aus dem Fenſter zu ſteigen. Er iſt trotz dieſer Heldenthaten kein Schiller geworden.

Der Glanzpunkt der ganzen Akademie war das Verhältniß der

Eleven zu ihren Lehrern. Dieſes beruhte weſentlich auf der Stellung und auf der Perſönlichkeit derſelben. Der Herzog verkümmerte ſeinen Lehrern nicht die Luſt an ihrem Beruf. Er trennte den Unterricht von der Beaufſichtigung. Er gab den Lehrern ihre rechte Lebensluft, Lebens- und Lehrfreiheit. Sie durften außer der Akademie wohnen, ſie durften ſich kleiden, wie ſie Luſt hatten. Nur an feierlichen Tagen trugen ſie eine paſſende Uniform. Karl Eugen berief am liebſten jugendliche Kräfte, die zugleich die Freunde der Zöglinge ſein konnten. Abel, Moll, Naſt, Schott waren wenige Jahre älter als Schiller. Einſamkeit, Mangel jedes andern Umgangs ſchuf ein herzlich Vertrauen; der Schüler theilte dem Lehrer oft ſeine wichtigſten Geheimniſſe mit und bat ihn um Rath über Dinge, die ſonſt dem Lehrer ſorgſam verſchwiegen werden. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer ſchon am Akademiethor, ſie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der Vorleſung wieder zurück. Auf dieſem Wege wurde über wiſſenſchaftliche oder politiſche Gegenſtände geſprochen, und manchmal ſetzte ſich dann die Unterhaltung im Lehrſaal fort. Fing die Vorleſung dann auch ſpäter an, die jungen Herzen waren in jener freudigen Erregung, die der zweite Verſtand des Menſchen iſt, und an die Jeder, der ein ähnliches Glück genoß, ſo gern zurückdenkt.

Schiller hat dieſes vielleicht reinſte Jugendglück, die Liebe zu einem edlen und begabten Lehrer, nicht entbehrt. Daß unter ſeinen Lehrern einige waren, von denen er nichts lernte, beweiſt noch nichts gegen ſie. Zugegeben, daß Pedanten an der Anſtalt waren, und an welcher wären ſie nicht, ſo war der größere Theil der Lehrer durchaus beſſerer Art. Profeſſor Naſt, der alte Sprachen und Literatur vortrug, zählte Schiller zu ſeinen beſten Schülern. Profeſſor Schott war in ſeinen Vorleſungen der Geographie und Geſchichte klar, gründlich und beredt. Moll war ein genialer Mann und tüchtiger Mathematiker. Die franzöſiſche Sprache war durch eine „Figur" vertreten. Uriot war Franzoſe, und zwar von Kopf bis Fuß, von den Opern und galanten Feſtſpielen, die er in der wilden Zeit Karl Eugen's gemacht hatte, bis auf die Direktion des Theaters, die er noch beſorgte. Alle dieſe haben Schiller gefördert. Profeſſor Abel war ſein Freund. Dieſer „engelgleiche Mann", wie ihn ſeine Schüler nannten, war Humaniſt, er las Logik, Metaphyſik und

Moralphiloſophie. Er blieb auch Schiller's Freund, als längſt die Thore der Akademie ſich hinter ihm geſchloſſen hatten.

Man ſieht wohl, die Werkzeuge hatten ebenſowenig etwas von Treibhaus und von Dreſſur an ſich, als das Werk des Herzogs. Und in der That, man thut Schiller am meiſten Unrecht, wenn man ſo in Bauſch und Bogen den Grund zu ſeiner Freiheitsliebe in der Akademie ſucht. Die Anſtalt beförderte ja ſelbſt die Kunſt, und ſie hat einen Dannecker hervorgebracht. Sie begünſtigte das Genie, denn ſie war die Schule Cuvier's, und wir können dreiſt hinzuſetzen, ſie leiſtete, was eine Schule überhaupt für einen Dichter leiſten kann, ſie gab uns einen Schiller. Sie leiſtete für ihn, was die Meißener Fürſtenſchule für Gellert, Rabener und Leſſing, was die ähnlichen Anſtalten von Kloſterberga und Pforte für Elias Schlegel, Wieland, Klopſtock und Gaudy. Für den Dichter als ſolchen giebt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule iſt die Tiefe des einſamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechſel dieſer beiden ruht ſeine Schule. Aus der Einſamkeit ſehnt er ſich in die Welt und aus der Welt in die Einſamkeit. Shakſpere zieht in dunklem Drang von Stratford nach London und wird Schauſpieler, er geht nach Stratford zurück, als dem Ziele ſeiner Sehnſucht. Goethe entflieht ſeinen Freunden nach dem Brocken, dem Hofe nach Italien und hält ſich „ganz ſtille."

Die Akademie war vielleicht arm an Einſamkeit, aber ſie bot ein Stück Welt für den Dichter dar, wie es nicht ſo leicht zum zweiten Male einem Dichter beſchieden wird: einen Fürſten und was für einen! einen Hof, Theater, eine reiche Ausleſe von jungen und älteren Charakteren, Lehrer, Kleingeiſter, Fratzen, eine ſchöne, angebetete Patronin und, wie wir ſehen werden, den Anblick von großen Zeitgenoſſen.

Alſo nicht aus der Akademie als ſolcher ſog Schiller ſeine Empörung, und das iſt der Anfang ſeiner Größe! Er haßte alle Selbſtverzärtelung, alle ſchlechte Subjektivität, er lernte ſchon damals das Höchſte ſeines Weſens, mit ſich, wie mit einem Fremden, umzugehen. Er fühlte das Wehen der Zeit in den Mauern des Inſtituts, die murrenden Stimmen des Schultrotzes wies er zur Ruhe, um auf die abgebrochenen Laute zu lauſchen, die ihm der Wind zutrug von draußen, von draußen, wo eine unheilbrütende Zeit eine Schlacht ohne Gleichen

begann. Sein ſcharfes Ohr vernahm den fernen Donner, und Kampfluſt brauſte in wüthendem Jubel durch ſeine Adern. Er las wahrſcheinlich keine Zeitung, und doch wußte er mit jenem Inſtinkt des Genius genau, wohin die Geiſter des Jahrhunderts wollten. Zwiſchen ſeiner Liebe zum Herzog, die er überſchwenglich ausſprach, und dem revolutionären Geiſt, den er arglos aus ſeiner Liebe zur Menſchheit empfing, war kein Unterſchied. Darum das ſpätere, gegenſeitige Mißverſtehen und die um ſo ſchmerzlichere Trennung. Aber um dieſen Kampf in ſeiner ganzen Tiefe zu würdigen, müſſen wir Karl Eugen ſo viel zugeſtehen, wie der verſöhnte Schiller ihm achtzehn Jahre ſpäter an ſeiner Gruft zugeſtand, an der er tiefbewegt mit Wilhelm von Hoven verweilte. Schiller ſprach: „Da ruht er alſo, dieſer raſtlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden. Darum ſage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“

IV.

Von der Dichtkunſt zur Medizin.

Der Herzog unterließ nichts, was ſeine Akademie ihres Namens würdig machen konnte. Er gründete 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrſtühle. Er erließ die Anfrage, wer von den Zöglingen ſich dieſem Studium widmen wolle. Es meldeten ſich ſieben; unter dieſen war Wilhelm von Hoven und — Friedrich Schiller. Man kann ſich denken, wie unangenehm Vater Schiller überraſcht war. Er hatte ſchon einmal ſolchen Uebergang zu verwinden gehabt, er hatte die zahlreichen juriſtiſchen Bücher für den Sohn erſt ſeit einem Jahre angeſchafft. Was konnte dieſen bewegen, ſchon nach einem Jahre ein Studium zu verlaſſen, das er ſelbſt gewählt hatte. Der Vater fügte ſich indeß, als er erfuhr, daß des Sohnes Wahl mit dem beſondern Wunſch des Herzogs zuſammentraf, der ſeine Akademie mit Juriſten überfüllt ſah.

Ein neuer Freund Schiller's, der Eleve Scharffenſtein, hielt dieſen Berufswechſel für einen „Raptus.“ Wilhelm von Hoven wußte beſſer Beſcheid. Beide hatten ein Jahr Juriſterei getrieben und Beide hatten ſich getreulich geholfen, nichts davon zu lernen. Schiller konnte ſeinem Wilhelm ſchon in der erwähnten Charakteriſtik der Miteleven das Zeugniß geben: „hat eine Vorliebe für ſchöne Künſte.“ Die andern Prädikate, welche er höchſt unparteiiſch anführte, als: „übergroßer Stolz, gehäſſige Eigenliebe, Dienſtfertigkeit, Lebhaftigkeit, Ehrgeiz und Grobheit“, thaten der Freundſchaft keinen Eintrag. Wilhelm von Hoven war durch Schiller's Vorbild zum Dichter geworden, und wir verdanken ſeinen damaligen Uebungen vielleicht die leichte Form der Selbſtbiographie, welche nach ſeinem Tode erſchien und worin wir ein durch Schiller's Freundſchaft geſchmücktes, reiches und ehrenvolles Leben überſchauen.

Damals war er Schiller's treuer Kumpan auch darin, daß Beide jeden andern Weg zur Poesie näher hielten, als den Weg, der von dem Rechtsstudium ausging. Sie bedeckten also ihre stille Abneigung gegen ein Fachstudium mit dem Mantel einer besondern Zuneigung zur Medizin, und da sie nach kurzer Ueberlegung einsehen mußten, daß der Weg von der Poesie zur Medizin nicht weiter sein könne, als der Weg von der Medizin zur Poesie, so verweilten sie noch eine geraume Zeit da, wo es ihnen so wohlgefiel. Zwar wurden die anatomischen Studien eifrig betrieben, weil jedes Versäumniß darin sichtbar wurde. „Aber, sagt der treue Streicher, war es *seine* Schuld, daß er anatomische Zeichnungen, Präparate fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern seine Phantasie sogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umherschweifte? Oder konnte er es seiner ihm so treu anhänglichen Muse verwehren, daß sie selbst in den Kollegien, wenn er mit tiefsinnigem Blick auf den Professor horchte, ihm etwas zuflüsterte, was seine Ideen von dem Vortrag wegriß und seinen Geist auch den ernstesten Vorsätzen entgegen in dichterische Gefilde leitete?" Wenn nun gar der Professor selbst der Muse die Thür öffnete, wie Abel, der in seinen philosophischen Vorlesungen Stellen aus Dichtern mitzutheilen pflegte? Es wird etwa im Jahre 1776 gewesen sein (Schiller sagt selbst: in einem sehr frühen Alter), als Abel in einer psychologischen Vorlesung ein Beispiel aus einem Drama wählte und die betreffende Stelle vorlas. Schiller war ganz Ohr, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer und bat um das Buch. Es war Shakspere's Othello.

Schiller's eigenartige und eigensinnige, ich möchte sagen, grundteutsche Natur zeigt sich nirgend in stärkerem Licht, als in seinem Verhältniß zu dem Britten. Während Lessing dem englischen Dramatiker wunderbar nachfühlte, er in Goethe eine Revolution erzeugte, so empörte er unsern Dichter durch „seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören", die ihn bald da festhielt, wo seine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre. Schiller giebt selbst die Erklärung hierzu. Er sagt: „Durch die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst auf-

zuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ und mir nirgends Rede ſtehen wollte. — Ich war noch nicht fähig, die Natur aus erſter Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektirtes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen von den Jahren 1750 bis etwa 1780 gerade die rechten Subjekte.“ Dennoch ſtudirte er Shakſpere, aber ſeine Liebe ward er noch nicht. Klopſtock, Kleiſt, Uz, Haller, welche die Natur aus zweiter Hand, aus der Hand ihrer Empfindung und des Gedankens gaben, blieben die Beherrſcher ſeines Geſchmacks. Haller hatte das erreicht, was dem jungen Mediziner als ſein Ziel vorſchwebte, er hatte den Namen eines großen Arztes und Naturforſchers und zugleich eines großen Dichters. Haller's großartige Bilder wurden mit Vorliebe rezitirt. Streicher erinnerte ſich noch lange der Verſe:

Du haſt den Elephant aus Erde aufgethürmt
Und ſeinen Knochenberg beſeelt.

Schiller dichtete ſelbſt in dieſer reflektirten Weiſe eine Ode „der Abend“, welche im ſchwäb. Magazin im Jahrgang 1776 Stück X. erſchien. Sie enthält die beiden Seiten der ſentimentaliſchen Dichtung noch etwas ſpröde getrennt. Halb Begeiſterung und halb Naturſchilderung, theilt ſie bereits einen Vorzug Klopſtock's, ſein muſikaliſches Gefühl. Der Dichter beginnt malend:

Die Sonne zeigt, vollendend, gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht.

Aber ſchon tritt er ſelbſt aus den Couliſſen:

(Für andre, ach! glückſeligere Welten
Iſt das ein Morgenangeſicht.)
Sie ſinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geſchäftigkeit zur Ruh',
Ihr Abſchied ſtillt das Weltgetümmel
Und winkt dem Tag ſein Ende zu.

Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Geſängen.
Laß ſtrömen ſie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,

Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Nachdem er so den ganzen Reichthum seines Gefühls ausgeschwelgt hat, kommt eine fortlaufende Schilderung, die in Bildern spielt, ohne kalt zu werden. Sie gehört ins Reich des „Einfach Schönen".

Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche auf ihn glüh'n,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Um's Angesicht der Königin.
— — — — — — —
Vom Felsen rieselt spiegelhelle
In's Gras die reinste Silberquelle,
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt.
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumst der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt itzt kein Blatt vom Baum zu rauschen,
Stürzt langsamer der Wasserfall, u. s. w.

Der Poet knüpft dann diese seine dichterische Schöpfung wieder an sich selbst und an den Schöpfer der Welt an, und endet mit einem feurigen Hinweis auf die Zeit und den Augenblick, wo keine Tageszeit, keine Zeit mehr ist, wo nur der Herr ist und Ewigkeit.

Mir scheint das echt Schiller'sche Wesen der Dichtung nicht in einzelnen Wendungen, nicht in dem Rousseau-mäßigen Seufzer nach den Urwäldern Amerika's, sondern in dem warmen und vollen Herzschlag zu liegen, dem musikalischen Fluß der Bilder und dem Zusammenklang zwischen Gedanken und Rhythmus. Letztere Eigenschaften rühmte er später an Matthisson. Die Natur athmet, sie erwarmt schon an seiner Brust und fängt an, seine Flammentriebe zu theilen. Der Herausgeber

des ſchwäbiſchen Magazins, Balthaſar Haug, Profeſſor an der Akademie, kritiſirte das Gedicht, wie folgt: „dies Gedicht hat einen Jüngling von ſechszehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum."

Unter den guten Autores, welche Schiller in jugendlichem Alter geleſen, haben ihn wenige mit ſo magiſcher Gewalt beherrſcht, als der Fanatiker der Natur und der Zauberer des Worts, Jean Jacques Rouſſeau. Hatte doch der neue Blick in Himmel und Erde die Menſchheit mit einem nie gekannten Enthuſiasmus erfüllt, hatten doch die Schlüſſel des Teleskops und Mikroskops die beiden Pforten der Unendlichkeit aufgethan. Waren doch die Theodiceen, die Naturhymnen, ja ſelbſt Thomſon's Jahreszeiten und Kleiſt's Frühling nur verſchiedene Strahlen des Freudenlichtes, das ſich über die Welt ergoß. Es ſind viele Bedingungen der Geſchichte wirkſam, wenn ein Gedanke ſeine luftige Wohnung verläßt, um ſich in den Kampf der Menſchen zu miſchen. Dieſe Bedingungen trafen in Rouſſeau aufs merkwürdigſte für einen Naturkultus zuſammen. Verfeindet mit der Geſellſchaft durch das reizbarſte Gefühl, flieht er in das Stillleben der Pflanzenwelt, er läßt ſeinen Nachen treiben im Spiel der Lüfte und Wellen und ruft aus: O Natur, o meine Mutter, hier ſind wir allein, hier bin ich glücklich! Die Natur lügt niemals, ſagt er, und verdammt die Kunſt, welche lügt. Alles iſt gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, Alles degenerirt unter den Händen der Menſchen. Er kehrt ſich gegen die Ungleichheit der Menſchen, und das tiefe Gefühl derſelben wird zum Preiſe der heroiſchen Vorzeit, zur Kritik der Zeitgenoſſen und zum Schrecken des kommenden Geſchlechts*). Hier liegt Rouſſeau's Uebergang in die Geſchichte, Brutus und Caſſius ſind die Ankläger, das entartete Zeitalter der Angeklagte und Robespierre der Richter.

Es iſt begreiflich, daß Kuno Fiſcher den jugendlichen Schiller ganz allein auf Rouſſeau zurückzuführen verſucht ſein konnte. Aber das Leben Schiller's zeigt uns eine Befruchtung ſo reicher Art, ſeine Werke eine ſolche Vielſeitigkeit, daß wir viele Elemente in Anſchlag bringen müſſen, um ſein Werden uns einigermaßen zu erklären. Die Lektüre des Plutarch machte ihn „zum Zeitgenoſſen einer kraftvolleren, beſſeren Menſchenart", aber man darf nicht vergeſſen, daß Schiller durch das anhaltende

*) Discours sur l'origine et l. fond. d. l'inegal. parmi les hommes.

Studium Shakspere's immer wieder auf den Tummelplatz des modernen Lebens, zu dem Menschen natürlichen Maßes zurückgelenkt wurde. Lessing's Schauspiele, namentlich Emilia Galotti, waren gleichsam gelindere, wohlverstandene, ins Deutsche übersetzte Shakspere's. Da war Natur aus erster Hand, aber durch Regel gemäßigt. Nun erschien 1773 Götz von Berlichingen, Natur aus erster Hand und ohne Regel und Schranke. Man schrie: hie Shakspere, hie Original! Die Ringenden faßten unerhörten Muth für ihr Zeitalter, für deutsche Kunst. „Mein letztes Hemd, sagte Schiller später scherzend, hätte ich in jenen Tagen mit Freuden hingegeben, meinen jugendlich aufstrebenden Geist zu üben."

Indem ich an so glänzenden Vorläufern unseres Dichters rasch vorübergehe, zwingt mich die düstere Gestalt eines andern zum Verweilen, welcher schon durch die lokale Nähe, durch sein kühnes und lärmendes Auftreten und sein erschütterndes Schicksal von großer Bedeutung für Schiller gewesen ist. Es ist der Danton der Sturm- und Drangperiode, Christian Daniel Schubart. Er war auf einem Wege, auf dem auch Schiller zu gehen hatte, in den Abgrund gestürzt. Nach einer ungeberdigen und planlosen Lehrzeit war der Candidatus theologiae, dem die Natur die genialsten Anlagen für Poesie, Musik, Improvisation und Darstellung ihm zum Fluche gegeben zu haben schien, zu einer Lehrerstelle und einer braven Frau in der Ulmischen Stadt Geislingen gelangt, aus deren kleindeutschen Philisterverhältnissen er sich nur durch ein wüstes Kneipenleben und besser durch seine Verehrung für dichtende Zeitgenossen, wie Klopstock, Wieland, durch Korrespondenz mit seinen literarischen Freunden, zu denen auch Balthasar Haug gehörte, zu retten wußte. Durch die Vermittelung des letztern nach Ludwigsburg gezogen, ward er hier Organist. Aber bald verschlang Karl Eugen's damalige Residenz den leichtsinnigen, vielversuchten Mann in die Strudel ihrer Vergnügungen. Seine Frau verließ ihn und kehrte zu ihren Eltern zurück. Nun wechselten reumüthige „Selbstanklagen" mit den wildesten Orgien *). Seine Spottgedichte und sein Betragen gegen den „Pabst Zilling" hatten seine Verweisung zur Folge. Er reiste einige Zeitlang als Klaviervirtuose, wollte in München katholisch werden und blieb, nachdem dies durch seine Antezedenzien mißglückt war, in Augsburg hängen. Hier

*) Strauß, Leben Schubart's I, 271.

wollte er mit seiner deutschen Chronik gegen Pfaffen und Jesuiten, gegen alle Gewalt auftreten. Einen Hut voll englischer Freiheit bat er sich in der Ankündigung des Journals aus; der Bürgermeister sagte: „Auch nicht eine Nußschale voll soll er haben.“ So mußte er nach Ulm übersiedeln, wo er in Miller, der 1776 seinen Siegwart herausgab, einen duldsamen Freund fand. Nun schleuderte er von der Tribüne seiner Chronik Fackeln der Erleuchtung und des Brandes in das Schwabenland. Bald war er der österreichischen Regierung und der Geistlichkeit ein Dorn im Auge; allerhand kleine Stiche, wie das bekannte Epigramm:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören mußt
Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein,

derbe Ausfälle auf den Soldatenhandel und wohl am meisten mündliche und schriftliche Spöttereien auf Franziska von Hohenheim hatten auch den Herzog von Würtemberg gereizt, welcher, vielleicht in seiner Stellung als schwäbischer Kreisoberster von Oesterreich dazu angehalten, den Dichter gründlich zu bessern beschloß. Schubart ward durch einen Oberamtmann Scholl nach Blaubeuren gelockt und auf den Asperg in Festungshaft abgeliefert, wo er das erste Jahr seiner Gefangenschaft ohne Mittel zum Schreiben in der gewölbten Zelle eines alten Thurms schmachtete. Das war zu Anfang des Jahres 1777. Die Frau Schubart's, die sich längst wieder mit ihrem Manne vereinigt hatte, lebte im Hause des Professor Haug.

Vielleicht um das Herz des Herzogs milder zu stimmen, ließ Haug in seinem Schwäbischen Magazin Jahrg. 1777 Stück II. einen religiösen Aufsatz erscheinen, der bisher fälschlich dem jugendlichen Schiller zugeschrieben und in alle Supplemente zu Schiller's Werken übergegangen ist. Er heißt: Morgengedanken am Sonntag. Der Verfasser ist Schubart. Dies ergiebt sich aus einem Briefe von Schubart's Gattin an Miller in Ulm vom 6. März 1777, in welchem sie schreibt: „Der Morgengedanke von meinem Mann ist in das Magazin gedruckt worden.“ Ein zweiter Aufsatz dieses Titels findet sich nicht im Schwäbischen Magazin. Nur auf Schubart paßt auch die Nachschrift, welche Haug jenem Aufsatz anhängte: „Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß der Verfasser ein Dichter ist, man wird aber auch sehen, wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten

kann, wenn es ihm Ernſt iſt. Verſchiedene Schickſale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn ſo geläutert, daß er nicht nur von je zu je ſeinen Zuſtand fühlte, ſondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entſchluß für die Wahrheit. In einer ſolchen Stunde hat er dieſes Gebet geſchrieben, eine Frucht ſeiner beſſern Empfindungen und Ueberzeugungen; es iſt aber nur der Anfang von mehreren, die folgen ſollen: er iſt aber an der Fortſetzung durch ein beſondres Schickſal verhindert worden." Dies beſondre Schickſal war Schubart's Einkerkerung.

Solch ein Ereigniß, wie letztere, mußte Schiller's jugendliche Seele zu der Ahnung des Kampfes vorbereiten, welcher auch ihm bevorſtand. Und wenn auch das bekannte Verſöhnungsmanifeſt, welches der Herzog im nächſten Jahre von allen Kanzeln verleſen ließ, ſeine Bewunderung für den ſtrengen Erzieher von neuem beleben mochte, ſo erfüllten die Schreckniſſe von Schubart's Schickſal ſeine Phantaſie mit den Geſtalten gewaltthätiger Fürſten. Daß er ſich wie Klopſtock mit dem Thema von guten und böſen Herrſchern vielfach herumtrug, iſt aus einem Gedicht erſichtlich, welches er im vierten Stück des Jahrgangs 1777 im Schwäbiſchen Magazin veröffentlichen ließ. Es heißt: „Der Eroberer", und beginnt:

Dir, Eroberer, dir ſchwellet mein Buſen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſts
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angeſicht!

Alle Bilder des Weltgerichts thürmt er auf einander zur Drohung gegen den Tyrannen, von dem er mit wildem Troſte weiß, daß er unſterblich iſt; er mahnt ihn an den Moment, —

Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus ſchallt,
Dich, Verruchter, zu wägen
Zwiſchen Himmel und Erebus, u. ſ. w.

Haug ſchrieb: „Von einem Jüngling, der allem Anſehn nach Klopſtocken lieſt, fühlt und beinahe verſteht. Wir wollen ſein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metatheſen — wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dörfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — einnehmen und ſeinem Vaterlande Ehre machen." Wahrſcheinlich, meint Boas, dachte Haug hier an den

gefangenen Schubart und ließ deſſen Namen aus, weil es gewagt war, ihn in ſo ehrenvoller Weiſe zu nennen.

Natürlich durfte auch Schiller's Name nicht im ſchwäbiſchen Magazin genannt werden. Aber Einigen ſeiner Miteleven konnte es nicht verborgen bleiben, wer ein ſo gewichtiges Lob von dem Herausgeber erntete. So abgeſchloſſen Schiller ſich in der Anſtalt hielt, weshalb er für ſtolz gehalten wurde, und ſo ſehr er jeden zu ſeinem Feinde machte, „der die Wahrheit haßte", ſo hatte er doch auch außer Wilhelm von Hoven einige vertraute Freunde, die ihm waren, was Ebert, Gieſeke, Hageborn ihrem Klopſtock. Es bildete ſich ein Dichterbund, wie zwiſchen Voß, Hölty, Hahn und Boie, freilich ohne die Mondſcheinnächte im Freien, aber mit all der Leidenſchaft und gegenſeitigen zärtlichen Bewunderung, die in Klopſtock's Oden athmet. Da war Georg Friedrich Scharffenſtein, ein Elſäſſer, Sohn eines Goldſchmieds, von dem Schiller in der Charakteriſtik ſeiner Mitſchüler ſagte: „Er iſt die Zuflucht ſeiner Freunde; durch Dienſtfertigkeit, Redlichkeit, Treue weiß er ſich ihnen gefällig und werth zu machen." Er wurde Soldat und hatte das Zeug dazu. Er hatte einen ſcharfen Blick und ein feſtes Benehmen. Einmal hatte er Gelegenheit, dieſes feſte Benehmen gegen den Intendanten zu beweiſen. Schiller beſang es in einer Ode, „die er für ſein Meiſterſtück hielt." „Von dieſer Epoque an, erzählt Scharffenſtein, datirt ſich unſer intimer Anſchluß und der völlige Wechſel unſeres Innerſten. Dieſe Freundſchaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenſtand ſeiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Gluth des Herzens wenig poetiſche Bearbeitung zuließ." Scharffenſtein wußte, wie es Umworbenen zu gehn pflegt, „dieſe ungeduldige Gluth" nicht nach ihrem vollen, zarten Werth zu ſchätzen. Er liebte in Schiller's Gedichten „das ſtarke, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffene Gemüth." Aber er hatte die ganze Schonungsloſigkeit einer plaſtiſchen Natur. Er hatte Neigung zur Malerei. Seine Beobachtungen ſind genau, aber kleinlich und äußerlich. Das beweiſen ſeine Beſchreibungen von Schiller's Geſtalt. Doch war er ein liebefähiges, ja ein liebebedürftiges Herz, wie wir in der Folge erfahren werden. Seine biographiſchen Aufzeichnungen über Schiller ſind bei aller derben Anſchaulichkeit und ſoldatiſchen Laune ein wenig anſpruchsvoll. Er ſtarb als Generallieutenant und Gouverneur von Ulm.

Außer Scharffenſtein gehörte zu dem Bunde Joh. Wilhelm Peterſen aus Bergzabern in Pfalz Zweibrücken. Die erwähnte Mitſchülerzenſur nennt ihn einen lieb- und hülfreichen Freund, deſſen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber ſeiner Mitbrüder mache, einen begabten tüchtigen Menſchen. Er neige ſich zur Philoſophie. Liebte Schiller in Scharffenſtein die Kraftäußerung mit „ungeduldiger Gluth", ſo achtete er Peterſen's Urtheil und hing treu an dem bei poetiſchem Streben anſpruchsloſen Geſellen. Es iſt bezeichnend für Peterſen, daß er dem vielbeſungenen Konradin von Schwaben ſeine Begeiſterung in einem Heldengedicht darbrachte, das niemals gedruckt wurde. Sein Werk über die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunk ruhte auf der Grundlage einer ſtarken Privatneigung des Verfaſſers zu einem guten Glaſe, die in ſpäteren Jahren folgendes Epigramm von Haug jun. veranlaßte:

Er hat zu ſeinem Symbolum
Das Wort ſich aus der Paſſion
„Mich dürſtet!" auserſehn,
Und hält nach eignen Proben
Den Vers für unterſchoben:
„Laß dieſen Kelch vorübergehn."

Er ſtarb als Bibliothekar zu Stuttgart. Seine Aufzeichnungen über Schiller ſind zum Theil recht äußerlich und lückenhaft.

Wilhelm von Hoven war natürlich eine Hauptſäule des Ordens, der durch die Gefahren des Geheimniſſes eine erhöhte Feſtigkeit und einen romantiſchen Reiz gewann. Denn ſo ſehr der Herzog die Künſte ſchätzte, welche er ſelbſt in ſeinem Inſtitute pflegte, ſo wenig duldete er eine Kunſt, wofür er kein Atelier gründen konnte. Die poetiſchen Werke gehörten darum wie die Butterbrezeln zu den „Sünden", die nur eine verwegene Kontrebande einzuſchmuggeln wagte. Als Schiller einige Bände der Wieland'ſchen Shakſpereüberſetzung durch Abtreten ſeiner Lieblingsgerichte von Hoven eingetauſcht hatte, verſchwand dieſer Schatz plötzlich aus ſeinem Bücherſchrank; man hatte den Shakſpere, die Histoire de Gènes und einiges Andere mit Beſchlag belegt. Indeſſen hatten vier Bücherſchränke mehr Platz, als einer, und vier Köpfe mehr Liſten, als der des Herrn Nieß. Der „Siegwart" drang in die klöſterlichen Mauern ein. Wieland's Agathon und Siegwart finden ſich unter den am häufigſten konfiszirten Büchern in den Annalen der Akademie.

Schiller träumte, ſchwärmte mit ganz Deutſchland. Er weilte einſam am vergitterten Fenſter, über ſeinen Lilien, die er in Scherben zog. Freilich ein arger Abfall vom ritterlichen Götz, Scharffenſtein's Liebling, der ſie auf ihren ſeltenen Spaziergängen begleitete. Und er gehörte auch in die freie Natur, in deutſche Wälder und Berge, an kühle kryſtallklare Bergquellen, wo der träumende und ſehnſüchtige Bruder Martin nur als Gaſt erſcheint und Götzen um ſeine Freiheit beneidet. Das junge Deutſchland von damals war ſolch ein kranker Bruder Martin, der freilich für die Weiſung aufs andere Leben ſchon nicht mehr gerne ſeiner Jugend Freuden hingeben wollte. Die junge Welt gefiel ſich in der Rolle des Hamlet, wo ſie melancholiſch hinſchmilzt. Geh in ein Kloſter! ſagte man unter der Laſt eines ungeheuren Schmerzes, damit die Ophelien ſagen ſollten: o welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört! Die ſehnſuchtsvolle, unſagbar liebende und unſäglich unglückliche, und etwas eitle Jugend fand in der Geſtalt des biedern Götz noch keine Löſchung für den tiefen, fieberheißen Seelendurſt.

Da ſchrieb Goethe den Werther. Er ſchaffte ſich mit dem Roman die Zeitkrankheit vom Halſe. Was ihm Arznei ward, ward Andern zum berauſchenden Gift. Alles weinte, jauchzte, zitterte. Der Werther war ein Todesſtoß für die ſentimentaliſchen Dichter, für die Klopſtock's und Haller's, ſo ſehr Klopſtock darin gefeiert war. Er war ein unwiderſtehlicher Angriff auf die damaligen Dramatiker, ja auf Leſſing, der bis zu dieſem Rieſengrad das innere Leben des Menſchen nicht erſchöpfen konnte. Leſſing hatte nie die Krankheit getheilt, und in der Literatur kann nur ein Arzt, der ſelber krank war, die Krankheit heilen.

Aber wie mußte ſolch ein Werk auf unſern Bund und auf Schiller wirken! Sie laſen, ſie verſchlangen es und — ſie wollten auch einen Werther ſchreiben. Es blieb beim Plan. Schiller hat ſich ſpäter die Natur dieſer Eindrücke klar gemacht. Hier war ein durch und durch ſentimentaliſcher Charakter von einem naiven Dichter mit aller Glut, mit aller Freiheit von dieſer Glut, dargeſtellt. „Schwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Kontemplationsgeiſt, endlich die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt“ — kurz der ganze Zündſtoff der Gefühle war hier mit ſo unerhörter ſinnlicher Kraft in Flammen geſetzt, wie es nur der vollen Sicherheit des Dichters möglich war. Werther, „in ſeiner Unmöglichkeit,

sich aus einem solchen Kreise zu retten", war so rund herausgearbeitet, wie eine dramatische Person, die nur in Scene gesetzt zu werden brauchte.

Schiller brannte auf einen Stoff. In jedem Selbstmord suchte man Werther'sche Motive. Da las er eines Tages in einem Zeitungsblatt die Nachricht vom Selbstmord eines Studenten. Er schrieb darauf los. Mit erster Herzenswärme warf er Scene für Scene hin. Aber — das Ganze genügte ihm nicht, es ward vernichtet. Der Student von Nassau blieb nur eine halb scherzhafte, halb frohe und stolze Erinnerung des Verfassers. War es vielleicht ein dramatischer Werther? — Er war noch nicht reif, dem Jahrhundert seine Regungen zu erklären, seinen Spiegel vorzuhalten. Und es war ihm bestimmt, der Tugend ihr Bild, dem Laster seine Züge zu geben, aus seiner vollen Menschenbrust, aus eben der Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden, wie sie Goethe beschieden war.

Noch riß ihn seine eigenste Natur immer wieder „hoch in der Lüfte Meer". Der Bund mußte ja den Ossiansrausch absolviren. Hoven und Petersen übersetzten den Barden und griffen Schiller's englischen Sprachkenntnissen unter die Arme. Schiller rezitirte ihnen dafür mit der ganzen Wonne des Pathos die vollen melodischen Klänge: „Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht". Er behielt noch lange eine Vorliebe für diese Kinder von Nebel und Macpherson. Er findet auch später im Ossian ächt dichterische Klage. „Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgemeinen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild der Unvergänglichkeit zu finden."

So erfüllt sich unser Held allmählich mit dem poetischen Inhalt der Zeit. Er besingt die Natur, Gott, seine Freunde in feurigen Oden. Die elegischen Gedichte, die seinem liebebedürftigen, zart gewissenhaften Herzen vielleicht ebenso entsprechend waren, erhält er in allen Gestalten von außen zugetragen. Diese Rolle, sieht er, ist bereits vergeben. Er greift immer tiefer in seine Brust, er sieht prüfender auf seine Genossen. Dazu verhalf ihm gewiß nicht am wenigsten Einer, der hier an seiner Stelle steht. Man vergesse nicht, daß Professor Abel den Shakspere besaß und daß Schiller, wenn sein eignes Exemplar konfiszirt wurde, von seinem freundlichen Lehrer zum Behuf seiner psychologischen Studien ein andres erhalten konnte.

V.

In der Schule von Sturm und Drang.

Schiller leitet in der Ankündigung der rheiniſchen Thalia die Auswüchſe in den Räubern aus ſeinem Mangel an Menſchenkenntniß her. Dieſen Mangel giebt er der Akademie Schuld. Die Anklagen ſind ſehr verzeihlich. Aber ſie dürfen uns darum noch nicht zu Führern dienen. Die Vierhundert, welche ihn gaben, waren nicht ſo ſehr „ein einziges Geſchöpf“, wie er nachmals behauptet. In ruhigerer Stimmung machte er entweder weit beſcheidenere Anſprüche, oder ſo ungemeſſene, daß ſie in Deutſchland überhaupt nicht zu erfüllen waren. So ſchreibt er 1788 an Wilhelm von Wolzogen: „Haben Sie ſich auch gefragt, ob es Ihnen darin nicht geht, wie Vielen und wie es mir ſelbſt oft gegangen iſt, daß Sie nur da nicht gerne ſind, wo Sie ſein müſſen?“ Und an Goethe ſchreibt er im Anfang ihrer Freundſchaft: „In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innre bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von Innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde.“

Goethe von mangelhaften Geſtalten umringt! Merk, Lavater, Lerſe, Baſedow, Fritz Jacobi und Herder, mangelhafte Geſtalten! Nach dieſem Maßſtabe war allerdings die ganze Akademie eine einzige mangelhafte Geſtalt*). Aber nach dem billigeren Maßſtabe deutſcher Verhältniſſe gemeſſen, war ſie ein reicher Sammelplatz der verſchiedenſten Perſönlich-

*) Schiller hat ſpäter die Akademie nach ihrem vollen Werthe gewürdigt. Briefwechſel mit Körner III, 165.

keiten. Da gab es Zöglinge aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja selbst aus Ostindien. Dies gab Anlaß zu vielseitigem Verkehr. Keine Landsmannschaften, wie auf andern Universitäten, hemmten die freieste Berührung. Unbekannt mit der Verschiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adligen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrten vor dem Künstler damals einzuräumen pflegte, brachten die Zöglinge diese Ideen der Unabhängigkeit und Gleichheit ins gesellige Leben mit. Die Akademie war eine Schule der Freiheit und des praktischen Verkehrs, und es ist die Frage, ob Schiller, so hart ihm auch später in bittern Stunden diese Schule erschien, bei einer andern Erziehung jene Eigenschaften erlangt hätte, die ihn dem deutschen Volke vor Allem theuer gemacht haben. Die Akademisten wurden zu Weltbürgern erzogen, sie betrugen sich in der Folge als solche, wo sie hinkamen, und standen, wie ihr Stifter, in dieser Beziehung über dem Zeitalter.

Eine in ihrer Art so einzige Anstalt ward darum der Gegenstand allgemeinster Neugierde. Sie lockte viele Besuche herbei, darunter einen, der für Schiller's Phantasie eine ganze Gallerie berühmter Männer aufwog. Es war der Stürmer und Dränger auf dem Thron, es war Joseph der Zweite. Im April 1777 reiste der Kaiser unter dem Namen eines Grafen Falkenstein nach Paris. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie interessirte ihn so sehr, daß er seinen Aufenthalt um zwei Tage verlängerte. Er besah Alles auf's Genaueste, erkundigte sich nach der Einrichtung der Anstalt in ihren kleinsten Details, wohnte mehreren Vorlesungen mit größter Aufmerksamkeit bei und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen sein Wohlgefallen. Neben dem stattlichen Herzog stellte der Kaiser nicht sonderlich viel vor; aber seine Einfachheit, fern von aller Affektation, seine Herablassung und Leutseligkeit, sein Verstand, der aus Allem, was er sprach, hervorleuchtete, zogen um so mehr an und machten den Zöglingen seinen Besuch unvergeßlich.

Die Anschauung einer solchen Gestalt in jugendlichem Alter, welch eine Studie für historische Charaktere! Welch eine Aufforderung für die glühendste Freiheitsliebe, in Bewunderung umzuschmelzen! Die ganz eigenthümliche Mischung von sittlicher Scheu und wilder Kraftäußerung,

welche Schiller's Charakter bezeichnet, traf aufs Eigenthümlichste mit der ganzen Zeit und den politischen Verhältnissen in Deutschland zusammen.

Während in Frankreich das Geschwür der Zeit sich immer mehr zu einem politisch kirchlichen Ausbruch zusammenzog, trat in Deutschland die literarische Revolution zu Anfang der siebziger Jahre bereits in ihre Konvent-Epoche. Mit Götz und Werther ist die Regel entthront, die Empfindsamkeit kehrt ihre andre Seite, die wüthendste Leidenschaftlichkeit heraus. Die Jugend besteigt die Tribüne. Die ruhig beweisenden Stimmen werden überschrien, Parolen werden ausgegeben: Handlung, Kraft, Leidenschaft, Volksthümlichkeit und Natur um jeden Preis. Das geistliche Epos wird in den Winkel gestellt, Volkslied, Ballade, Familiendrama und dramatisirte Geschichte nehmen die ganze Breite der literarischen Bühne ein. Der fromme Inhalt schützt kein Gedicht mehr vor der Verdammung, während ein Titel wie „Sturm und Drang", wiewohl er einem mittelmäßigen Klinger'schen Stücke angehörte, Klang genug hatte, der ganzen Periode ihren Namen zu geben. Und in Wahrheit, es war damals ein Sturm der Gefühle und ein Drang nach Thaten in der deutschen Jugend, der die im geistlichen Gebiete stehen gebliebene Reformation wieder aufnehmen und im bürgerlichen Leben wie in der Wissenschaft und Poesie bis zum Ende durchführen zu wollen schien. Die Aufklärungsideen hatten von England nach Frankreich hinübergeschlagen, in beiden Ländern sprach die Literatur zum Volk, so weit es lesen konnte, aber diese Ideen gewannen in beiden Ländern mehr eine zweckmäßige, mehr aufs Handeln hinweisende, als eine künstlerische, den ganzen Menschen ergreifende Gestaltung.

Der deutsche Genius, als ihm die natürlichen Ansprüche des Menschen durch Rousseau, ein bestechender Zweifel durch Voltaire, eine sich ermannende Selbsterkenntniß durch Lessing, eine neue Welt voll handelnder Menschen im Shakspere ausgebreitet wurden, griff nach Allem, versenkte sich in Jedes, fing an, sich zu berauschen, vergaß die Leiden der wirklichen Welt und empfand, wenn auch nur dunkel, daß, ehe nicht das Leben von der Persönlichkeit aus sich anders gestalte, eine Staatsumwälzung nichts nützen könne.

Die Zweiseitigkeit der politischen Zustände kam diesem eigenthümlichen Ueberspannen und Einschränken der Persönlichkeiten sehr entgegen und erzeugte ein literarisches Schauspiel, das der menschliche Geist nie zuvor

in dieſer Energie aufgeführt hat und wahrſcheinlich niemals wieder aufführen wird. Dieſe Zweiſeitigkeit unſrer politiſchen Zuſtände iſt für die Erklärung der Sturm- und Drangperiode höchſt bedeutſam.

Neben dem launenvollen, verſchwenderiſchen, von Maitreſſen und koſtſpieligen Liebhabereien beherrſchten Syſtem, das nach Verſailler Vorbildern in die meiſten deutſchen Regierungen eingedrungen war und wovon wir in Würtemberg ein ſo frappantes Beiſpiel ſahen, hatte die Mehrzahl der proteſtantiſchen Staaten die Kräfte des Landes geweckt. Friedrich der Große wurde, nach einem trefflichen Worte Häuſſer's, zum Schaden der Mittelmäßigkeit der populäre Maßſtab königlichen Werthes und Verdienſtes. In Oeſtreich rang Kaiſer Joſeph vergebens gegen den Einfluß der Ariſtokratie und der Geiſtlichkeit. Dagegen zählte Preußen eine Reihe von bürgerlichen Miniſtern. Hier ſpornte man das Volk zur thätigen Arbeit an, während man es anderwärts in plattem Sinnengenuß oder Armuth verkommen ließ. Die proteſtantiſchen Staaten geſtatteten dem geiſtigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien Spielraum genug, um die Ausbildung einer ſelbſtändig nationalen Kultur zu ermöglichen, ſie ließen Jeden nach ſeiner Façon ſelig werden und zogen alle gedrückten und verfolgten Elemente, die brauchbar und arbeitſam waren, an ſich heran, während man ſie anderwärts in pfäffiſcher Verſtocktheit ausſtieß oder verfolgte.

Dieſe Erſcheinungen, woran „die gute alte Zeit" reich war, mußten ebenſo ſehr die Revolution auf dem literariſchen Felde beſchleunigen, als von dem Staatsgebiet in die Geſellſchaft nnd vor Allem in die Perſönlichkeit zurückdrängen. „Nicht gerade eine Veränderung wünſchten die Maſſen, aber das Beſtehende war ihnen verletzend, mitunter verächtlich geworden, alles Alte in Ungunſt gerathen. Unbeſtimmtes Sehnen nach einem unbekannten Neuen hatte bereits das Innerſte des Familienlebens ergriffen, das Band der Verehrung, wodurch noch vor kurzen Jahren die Jugend dem reifen Alter, der Unterthan dem Herrſcher verbunden, gelockert." Goethe ſchildert dieſe Stimmung mit etwas abgeblaßten Farben folgendermaßen: „Dieſer Geiſt und Sinn zeigte ſich damals überall, und da gerade nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch dieſe von zufälligem Druck befreien, und ſo entſtand eine gewiſſe ſittliche Befehdung, Einmiſchung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabſehbar unglücklichen Folgen hinführte. Voltaire hatte

durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehn erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt gewesen.... Die Zeit war nahe, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte."

Dieses erregbare deutsche Herz, voll Mitleid für alle Unterdrückten, voll Glut für alles Große und Schöne, voll sittlicher Scheu vor einer verfrühten That, war ganz dazu gemacht, sein Feuer in derjenigen Kunstgattung auszuglühen, welche die Persönlichkeit in ihrem innersten Marke trifft, im Drama. Zudem waren die Sinne der Nation geschärft, das Bewußtsein neu belebt. — Wieland hatte an Leichtigkeit und Eleganz die Sprache der Franzosen erreicht und die höheren Stände erobert, Klopstock hatte ein wenn auch künstliches Vaterlandsgefühl geweckt und gleichzeitig der geistlichen Harfe, der Telyn der Barden und der Lyra der Griechen und Römer freie, kühne Weisen entlockt, Winkelmann hatte das Auge an einfachen, großen Formen gebildet, Lessing den innern Sinn durch die feinste Kritik gereinigt, Herder das Ohr für die freie Führung der Volksmelodie gewonnen, und wenn auch nur Wenige in solcher Originalität, wie Goethe und etwa Bürger, diese Schule benutzen konnten, so waren doch Alle darin einig, daß die Kunst ein Genie, eine Persönlichkeit, dichterisch vom Wirbel bis zur Zehe erfordere, die unbekümmert um den Lohn der Welt, wie ein Wesen aus einer höheren Sphäre zu erscheinen, ihre Weisen zu spielen und nur den Einflüsterungen des Dämons zu gehorchen habe. Ganz im Gegensatz zu der bisherigen Ansicht verlangte man vor Allem vom Dichter, daß er ein „ganzer Kerl" sei. Viele nahmen daher solch ein Wesen äußerlich an, im Leben sprang man über alle Form hinweg, wie z. B. die Stollberge, welche am hellen Tage vor den Augen des Volks in den Schweizer Seen badeten, bis die Steinwürfe der Gassenbuben sie von ihrer genialen Nacktheit heilten.

In den Schriften bildete sich ein eigenthümlich derber, halb cynischer, halb dithyrambischer Styl aus, der weit über die Art hinausging, wie Lessing von der Leber weg zu reden pflegte. Der Gang ward zum Sprung, das Komma zum Ausrufungszeichen, der Gedanke oft zum Gedankenstrich, die Prosa zur Poesie und die Poesie oft zum Wahnsinn. Eine wahre Produktionsraserei ergriff die Nation, selbst so nüchterne

Köpfe, wie Merk und Knebel, wurden davon angesteckt. Wer nicht singen konnte, rezensirte und kritisirte.

Es ist nöthig, sich dieses Babel von Stimmen recht zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, was dazu gehörte, daß Schiller's Auftreten durchschlug und daß er der eigentliche Meister der losgelassenen Dämonen wurde, der Führer in das Land des Maßes und einer allgemeineren, ja, wie er wollte, volkserziehenden Kunstbildung. Zuerst war sein Naturell in Zartheit und Gewaltsamkeit für eine solche Führerschaft wie geschaffen. Er machte nicht blos die Mode mit, wie andere. Die Wahrhaftigkeit seiner Muse, das Mark eines unendlich liebefähigen Herzens, aus dem seine Darstellungskraft täglich neue Nahrung sog, fehlte allen andern. Er liebte die Freiheit nicht, weil er selbst es besser haben wollte, oder wegen ihrer theatralischen Drapirung, sondern weil er die Menschheit glücklich, vollkommen, schön wissen wollte. Diese Forderung ward seine Leidenschaft, sie war der Kern seiner Reflexion, sie ist immer der ideelle Hintergrund seiner Kunstschöpfungen geblieben. Daher schon in seinen ersten Dramen das strenge Gericht über seine Helden.

Solche Ideale aber nimmt man nicht ganz aus sich selbst. Sie sind die Erbschaft, welche die großen erziehenden Geister der Menschheit dem Einzelnen hinterlassen. Es ist immer lehrreich, zu verfolgen, wie der Genius diese Erbschaft aufnimmt und verwendet. Leider ist es nicht festzustellen, in welcher Reihenfolge Schiller mit den kritischen und philosophischen Größen bekannt wurde. Ob er im Spinoza schon jetzt blätterte, ja ob er Plato und Aristoteles nur überhaupt las, ist nicht zu ermitteln, trotzdem sich in einigen Gedichten der folgenden Jahre platonische Ideen finden. Er scheint mehr durch Vermittlung der psychologischen Vorlesungen Abels, der Popularphilosophen Mendelssohn, Sulzer und anderer, besonders auch durch Lessing's und Herder's kritische Schriften seine Ueberzeugungen befestigt zu haben.

Eine höchst bedeutende Anregung aber empfing er durch Ferguson's Moralphilosophie und Garve's Anmerkungen dazu. Aus Schiller's ersten philosophischen Versuchen noch mehr, als aus dieser ausdrücklichen biographischen Notiz, läßt sich erkennen, daß in gleicher Stärke, wie Haller auf seine physiologischen Ansichten Einfluß hatte, die sogenannte schottische Schule und ihr verklärteres Urbild, Shaftesbury, auf seine philosophischen wirkte. Das Wesen der Moralphilosophie war: Die Sittlichkeit nicht

aus der Religion, ſondern aus der Natur des Menſchen herzuleiten. Sie war die andere Seite des Deismus. Indem die Vermittlung Chriſti zur Erlöſung von der Sünde wegfiel, mußte ein Erſatz im Weſen des Menſchen ſelbſt geſucht werden. Dieſes Weſen wurde von Shaftesbury ſo ideell wie möglich gefaßt. Er leitete zu einer ſittlichen Vervollkommnung und Reinigung durch die Reinigung und Vervollkommnung des Schönheitsgefühls. Die Schöpfung als ein vollkommenes Kunſtwerk anſchaun war ihm das höchſte Glück. Jeder ſucht glücklich zu ſein, und ſo wird jeder dieſes Anſchaun ſuchen. Aber dies geſchieht nicht, ohne daß er zugleich durch das Anſchaun des Vollkommenen gut werde.

Man wird dieſen Sätzen in der weiteren Entwickelung Schiller's noch lange wiederbegegnen. Ja er fand ſich ſpäter mit Herder's Anſchauung vom Univerſum auf demſelben Wege, welchen der letztere von Shaftesbury aus gegangen war.*)

Die Anſicht von der Natur des Menſchen modifizirt ſich bei der ſchottiſchen Schule zwar, indem ſie mehr zweckmäßig, verſtändig oder ſelbſt materialiſtiſch wird. Aber in Schiller's ideeller Seele bleibt weſentlich ihre verklärtere Form haften, und die materialiſtiſche Anſicht giebt er ſehr bald im Franz Moor dem Abſcheu Preis.

Es iſt bezeichnend für die mittlere Stellung der Stürmer und Dränger, daß ihre Hauptführer zwar das Chriſtenthum fallen laſſen, aber nicht zu der radikalen Geſtalt der Aufklärung fortſchreiten, die ſie in Frankreich durch den Materialismus von Holbach und Robinet annahm. So viel iſt wohl gewiß, mit dem Chriſtenthum Schiller's war es um dieſe Zeit bereits vorbei. Er behielt eine äſthetiſche und geſchichtliche Würdigung auch ſeiner kirchlichen Formen und die zarteſte Schonung für Gläubige; aber wer glaubt, daß er zu gleicher Zeit Deiſt oder ſpäter Kantianer und dabei verhüllter Chriſt geblieben ſei, der befindet ſich im Irrthum.

An die Stelle ſeines chriſtlichen Glaubens trat die ſchöne Sittlichkeit. Er empfing ſomit ſein konſervatives Ideal von England, aus germaniſchem Boden. Sein revolutionäres Ideal empfing er von Frankreich, und zwar unmittelbar aus Rouſſeau's Schriften.

---

*) Vgl. Briefwechſel mit Körner I, 126.

„Auf ſeine Freiheit Verzicht thun, heißt Verzicht thun darauf, daß man ein Menſch iſt. Nicht frei zu ſein, iſt daher eine Verzichtleiſtung auf ſeine Menſchenrechte, ſelbſt auf ſeine Pflichten.“ Dieſe Sätze des contrat social ſtanden mit Flammenſchrift in ſeiner Seele. All den glühenden Haß gegen Pfaffenthum, Aberglauben, Verworfenheit der Geſinnung, das Praſſen und Schwelgen bei öffentlichem Elend, gegen das Heer der kleinen Tyrannen und Müßiggänger, all dieſe Indignation, wie ſie in dem nicht reformirten und despotiſchen Frankreich grollte und in den romaniſchen Staaten Deutſchlands ihre reichliche Nahrung erhielt, durchbebt die erſten vier Dramen Schiller's mit derſelben Gewalt, die ſpäter im franzöſiſchen Konvent donnerte und guillotinirte.

Es iſt erlaubt, ſchon hier zu erwähnen, daß Schiller's erſte Dramen gerade in Frankreich und England ein lautes Echo fanden. Dieſe Sittlichkeits- und Freiheitsideale, urſprünglich ein und daſſelbe, aber als Grundſäulen des Lebens, wie ſeines dramatiſchen Abbildes, immer zwiefacher Geſtalt, fanden in Schiller's Seele den fruchtbarſten Boden. Dieſelben Ideale fielen damals auf manchen Acker, aber manches Korn verkam unter Dornen, und manches fraßen die Vögel. Das Naturell unſeres Dichters hielt feſt und war doch weich genug, um Wurzeln zu bilden. Seine Phantaſie war von der höchſten Aneignungskraft. Die Sagen von der jüngſten Vergangenheit Würtemberg's, manches ſchreckliche Beiſpiel der Gegenwart, das ganze „Dinten kleckſende Säculum“ ſtellte er ſich zu einer Welt zuſammen, die von der beſten himmelweit entfernt war, und maß dieſes widrige Geſchöpf ſeiner Einbildungskraft an den Geſtalten ſeines Plutarch und an ſeinem Urbild der vollkommenen Welt. Weder in Frankreich noch in England konnte darum ein Dichter erſtehen, der die ſittlichen Ideale der neuen Zeit künſtleriſch geſtaltete. Im erſtern Lande ſtand man der Gährung zu nah, im zweiten zu fern. Dies war allein in Deutſchland möglich, Schiller ward dieſer Dichter.

Eins ſpringt hier ſogleich dem Beobachter entgegen: die leidenſchaftliche Hingebung, welche er ſeinen Eltern, ſeinem Lehrer, ſeinen Freunden, ja ſelbſt dem Herzog bewies, hatte er ſeinem Stoffe gegenüber. Er machte ihn ganz zu ſeinem Erlebniß und konnte zum Gott des Zornes und zum Eroberer ſo glühend ſprechen, wie andere Dichter nur zu ihren Geliebten. Ja, ſein Jugendfreund Peterſen behauptet ſo-

gar, daß dieſe Hingebung Schiller zum Dichter machte. Er rang lange um die Gunſt der Muſe, und da er ſie nicht erhielt, um die Gunſt der Natur. Auch dieſe war der Stein Pygmalions für ihn. Seiner „Flammentriebe“ bedurfte es, bis die Stumme eine Sprache fand, bis ſie ihm „wiedergab den Kuß der Liebe“ und ſeines Herzens Klang verſtand!

„Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quellen Silberfall.
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Widerhall.“

Peterſen giebt folgenden proſaiſchen Kommentar zu dieſen Worten: „Man wähne ja nicht, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer ſtrömenden Einbildungskraft oder gleichſam Einliſpelungen einer freundlichen Muſe geweſen ſeien. Mit nichten. Erſt nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellter Beobachtungen, erſt nach vielen Bilderjagden und den mannichfaltigſten Schwängerungen ſeines Geiſtes, erſt nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen hob er ſich etwa im Jahre 1777 ſo weit, daß ſcharfſichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahnten, ſo wie er auch ſelbſt nicht früher als um dieſe Zeit ſich der Inwohnung und ſchaffenden Wirkung des Dichtergeiſtes gewiß wurde.“

Diejenigen, welche, nach Leſſing's Vorgang, den Nichtdichter mehr in der Art des Schaffens, als im Erfolge ſuchen, werden ſomit auch Schiller zu den Nichtdichtern ſtellen. Aber es iſt etwas Anderes um das Fabriziren von Verſen und um das Ringen nach einem zu hoch geſteckten Ideal. Schiller machte dieſes Ringen bei jeder ernſteren Produktion durch. Unter Stampfen, Schnauben und Brauſen brachte er ſeine Gedanken zu Papier, „eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während ſeiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundert Male, erzählt Peterſen, haben Schiller's Bekannte dieſe Erſcheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr iſt folgende kleine Geſchichte: Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer beſuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufſicht führen. Als Schiller'n einmal die Reihe traf, ſetzte er ſich an

das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikus R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnsinn und Tobsucht verfallen sein." Auch in späteren Jahren behielt er eine ähnliche körperliche Unruhe. Er verwandelte sich recht eigentlich in Rhythmus. Das war das rechte Naturell für Sturm und Drang.

Wenn Petersen anführt, daß Pope und Hugo von Groot und viele andere in ihrem achten und zwölften Jahre bessere Gedichte lieferten, als Schiller in seinem sechszehnten und siebzehnten, so fehlte jenen eben die ungeduldige Glut des Herzens, die die Hauptsache, den Karton, ins Auge faßte. Wer nicht im Stande ist, sich zur Beurtheilung großer Linien oder bei der Anerkennung eines glühenden Kolorits zur Duldung von inkorrekter Zeichnung, von kühnen Fehlern zu erheben, wird auch jetzt nicht die Bewunderung begreifen, welche Schiller's erste Werke begleitete und die sie noch jetzt verdienen.

Schiller wurde um diese Zeit seiner Dichterkraft inne. Er fing an, sich an Anderen zu messen. Klopstock's Autorität wurde abgeworfen. Er durchstrich in seinem Exemplar die Ode an die Genesung. Er meinte, hier sei nichts herauszulesen, als: wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte die Messiade nicht vollenden können. In der Ode „mein Vaterland" strich er Alles aus, was auf die Worte folgt: „ich liebe dich, mein Vaterland". Aber er verwarf nicht etwa nach Art der Jugend den einen Götzen, um ihn morgen mit einem andern zu vertauschen. Die Elegie an Ebert, Bardale, die frühen Gräber, die Sommernacht, der Zürcher See blieben ihm immer theuer.

So wuchs dieses Naturell dem Charakter der Epoche und derjenigen Kunstgattung zu, die ihn am vollsten aussprach, dem Drama. Dieses quoll in hunderten von Studien aus dem Boden der Zeit. Es stand ganz unter dem Einfluß der englischen Schule und nahm, je nachdem es sich mehr an die Begebenheit oder an die Leidenschaft anlehnte, zwei verschiedene Grundformen an. Die Vorbilder waren Götz von Berlichingen oder Emilia Galotti. Aeußerlich stellten sich diese Dramen nach Schink's Beschreibung ungeheuerlich genug dar: „Jetzt muß in einem Drama, wenn es dem Publikum behagen soll, alle Augenblicke ein Vorhang aufrollen, bald ein Schloß, bald eine Bauernstube, bald ein Gefängniß,

bald eine Landstraße, bald ein Feldlager produziren. Entweder will man Kampf- oder Ritterspiele, in denen die Helden sich die Köpfe blutig schlagen, Blutschande, Ehebruch und alle mögliche Gräuel treiben, die Pfalzgrafen, Herzoge und Könige eine Sprache reden, als ob sie in der Schenke groß geworden wären, und sich geberden, als ob sie eben aus dem Stalle kämen; oder man will Ohnmachten, Fluch und Segen, Verzweiflung und laut wiehernde Freude, tragischen Bombast oder Burlesken-spaß in ein und demselben Stücke."

Geschichts- und Leidenschaftstragödie, politisches und Familien-Drama waren die Pole, zwischen welchen die Zeit schwankte. So unbequem sie dem Theaterdirigenten sein mochten, so achtungswerth sind diese Anfänge. Und es ist mehr, als ein Kompliment, wenn Schiller im Jahre 1803 an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg schrieb: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich." Solch ein Ausspruch giebt dem Biographen wohl das Recht, Klinger's damaliger Bedeutung zu gedenken. Von Lessing war es nicht zu verlangen, daß er Klinger's Anfänge würdigte. Aber Goethe sagt von ihm: „In seinen Produktionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben, u. s. w." Dieses Urtheil bezieht sich mit auf Klinger's Romane, welche einer späteren Zeit angehören. Aber wenn man etwa seinen Konradin von Schwaben liest, so wird man diesen Ausspruch mit Befriedigung bestätigt finden. Als Zögling Rousseau's, dessen Emil sein Haupt- und Grundbuch war, stand er freilich mit seinem kräftig politischen Sinn weit über dem engherzig bürgerlichen Interesse der Zeit. Und seine Familientragödien, so sehr er die Nachtseite der menschlichen Natur darin zeichnet, sind bei aller Wildheit und, man möchte sagen, weißglühender Leidenschaft, trotz ihres verbissenen Hasses und ihrer haarsträubenden Situationen von einem Maß in den äußern Mitteln, daß er von den beiden genannten

herrschenden Richtungen des Drama's mehr in der Schule der Emilia Galotti als in der vom Götz von Berlichingen zu suchen ist. Er hat neben Lessing und Goethe wohl eine selbstständige Stellung zu beanspruchen. Alle drei stehen in der Nachahmung Shakspere's. Klinger ist theatralischer, als Goethe im Götz, seine Scenen brechen nicht ohne Durchführung ab, aber seine Kompositionen sind nicht halb so konsequent als Lessing's, und in seinen Charakteren erreicht er weder die Naturwahrheit des einen noch des andern. Aber ein Hauptgesetz des Drama's, die Bildung von schroffen Gegensätzen, von einem Kampf auf Leben und Tod, hat er immer erfüllt. Man muß etwa die Zwillinge, Otto, das leidende Weib, von ihm lesen, um die kühne Durchfahrt ganz zu würdigen, die Schiller nach solchem Entdecker zu seinem eigenen Drama hin auffand.

Es ist bezeichnend für den Geschmack jener Zeit, daß, als die Hamburger Theaterdirektion 1775 auf Bode's Anregung einen Preis auf ein bestes Trauerspiel ausschrieb, zwei Stücke eingesendet wurden, welche das Thema des Brudermordes behandelten*). Es waren Klinger's „Zwillinge" und „Julius von Tarent" von Leisewitz. Beide Dramen spielen in Italien, dem Lande, wohin man gern die wildesten Geburten der Phantasie verlegte. Beide haben in der Komposition, sogar in der Diktion einige Aehnlichkeit. Thatendrang und Ruhmbegier, großgesogen an den Gestalten Plutarchs, leben kraftvoll in beiden. Zwei Brüder, unähnlich an Charakter, wenn auch nicht so weit entgegengesetzt, wie Karl und Franz Moor, lieben ein und dasselbe Mädchen, der Jüngere ermordet den Aelteren, und der Vater tödtet richtend mit eigener Hand den Mörder. So viel haben beide Stücke gemein. Das Klinger'sche läßt die Brüder Zwillinge sein. Es gewann den Preis. Schiller hielt es immer in Ehren. Aber Lessing zeichnete Julius von Tarent mit seinem liebenswürdigsten Lobe aus, und Schiller entschied trotz seiner Vorliebe für Klinger nach derselben Seite. Er kannte und verglich ohne Zweifel das Klinger'sche Werk mit Julius von Tarent, und er begrüßte in Leisewitz den ihm verwandteren Geist. Und in der That, kein Werk der Zeit hat so nachhaltig auf ihn gewirkt. Da war bei aller Regelmäßigkeit

*) Der Preis wurde nicht auf ein Stück über Brudermord ausgesetzt. Vgl. Koberstein, vierte Auflage II, 1494.

der Kompoſition, die nun einmal dem rhythmiſchen Geiſte Schiller's wohlthat, eine Kühnheit der Leidenſchaft, eine Spitzfindigkeit der Grübelei und ein Schmelz der Behandlung, der nur noch mit dem volksthümlichen Mark der modernen Freiheitstendenzen erfüllt zu werden brauchte, um Alles zu geben, was das Publikum der Stürmer und Dränger wollte. Allein die Volksthümlichkeit fehlte. Leiſewitz hatte ſo wenig von ächtem Muth, daß er die Entſcheidung des Theaterdirektors nicht überwinden konnte. Julius von Tarent blieb ſeine einzige Arbeit. So großartig dieſe Entſagung auch ausſieht, ſie iſt ein Zeichen, daß ihm die Herrſchaft nicht gebührte. Aber es iſt eine Entſchädigung für den mangelnden Ruhm unvollendeter Geiſter, daß gerade ſie es ſind, welche mehr, als ganz vollendete, auf den Werdenden wirken. Hätte Leiſewitz auch Nichts vermocht, als den Jüngling Schiller in einer verwandten Seite zu berühren, ihm gebührt dafür ſein Platz im Andenken der Nachwelt.

Schiller wußte den Julius von Tarent beinahe wörtlich auswendig. Er ſagte mit Julius: „In meinen Gebeinen iſt Mark für Jahrhunderte!“ Leiſe Reminiscenzen daraus begegnen in ſeinen ſpäteren Werken. Boas führt zwei an, wovon die erſte in die Augen ſpringt. Aspermonte ruft dem todten Julius ins Ohr: „Blanka! Blanka! — — da er das nicht hört, wird er nie wieder hören.“ In den Räubern rüttelt Schweizer den erhängten Franz mit den Worten: „He Du! es giebt einen Vater zu ermorden. — Er freut ſich nicht — er iſt maustodt.“

Unter dem Eindruck dieſer neuen Dramen — und er brauchte nach Streicher's ſchönem Wort mit einem dramatiſchen Gedanken nur angehaucht zu werden, um ſogleich in Flammen der Begeiſterung aufzulodern — ſchrieb Schiller ein neues Stück, Cosmus von Medici. So nennt Peterſen den Namen deſſelben, fügt hinzu, daß es in Stoff und Handlung dem Julius von Tarent nachgebildet war und daß Scenen und Züge daraus in die Räuber übergegangen ſind. Eduard Boas hat ſich an den erſten Cosmus von Medici — es gab deren mehre — gehalten, und weil in deſſen Lebensgeſchichte keine Situation vorkommt, die dem Julius von Tarent ohne Gewaltſamkeit nachgebildet werden kann, ſo vermuthete er, das Stück habe nicht Cosmus von Medici geheißen. Er fand vielmehr in dem Enkel jenes Cosmus, in Julian von Medici, den paſſenden Helden. Der alte Cosmus, um ſeine Nachkommen vor der Wuth der Pazzi's, einer ariſtokratiſchen Familie zu Florenz, zu

sichern, verheirathete seine Enkelin Bianka an einen Sproß dieses Hauses. Sie hatte zwei Brüder, Lorenzo und Julian von Medici, beides geistvolle und liebenswürdige Jünglinge. Julian liebte Camilla Casarelli, eine schöne Florentinerin, um die sich auch Franz von Pazzi bewarb. Sie zog Julian vor und ließ sich heimlich mit ihm trauen. Nun kannte Franzens Rachsucht keine Grenzen, der glückliche Nebenbuhler mußte sterben, und damit sein Tod eine politische Färbung bekam, sollte gleichzeitig Lorenzo ermordet werden. Bernhard Bandini, ein abgefeimter Bösewicht, den das Geschlecht der Mediceer einmal beleidigt hatte, war der vertraute Gehülfe dieses Mordplanes. Nach mehreren mißlungenen Versuchen lockte man die Brüder unter dem Deckmantel der Freundschaft zu einem Hochamt in die Kirche; dort fielen die Verschworenen über sie her, und Franz durchbohrte den Julian meuchlings mit dem Dolch. Lorenzo rettete sich, Franz wurde vom Volk aufgehängt. Boas nennt das Stück also Julian von Medici.

Es ist nicht zu leugnen, der Stoff ist kraus genug, um einen jungen Dichter zu locken, aber mit Julius von Tarent hat er keine andere Aehnlichkeit, als ein von Zweien umworbenes Mädchen und den daraus folgenden Mord. Man könnte nur von einer Nachbildung in Stoff und Handlung reden, wenn etwa der Bruderhaß und die Figur des Vaters sich bei Schiller wiederholt hätte. Wenn Petersen darin so unbedingt zu trauen ist, daß Cosmus von Medici eine Nachbildung des Julius von Tarent gewesen sei, sollte ihm im Titel des Stücks weniger zu trauen sein, sollte er einen Julian vergessen haben, der an einen Julius erinnerte? Boas nimmt an, daß dieser Julian von Medici zu einem poetischen Wettstreit bestimmt war, den die Mitglieder des Dichterbundes unter sich veranstalteten. Hoven lieferte einen Roman à la Werther, Scharffenstein ein Ritterstück in der Phraseologie des Götz, Schiller den Mediceer, Petersen ein rührendes Schauspiel; und Petersen sollte nicht den Namen vom Drama seines Nebenbuhlers behalten haben?

Schiller hat das fragliche Stück vernichtet. Welchen Inhalts es war, ist mit Gewißheit nicht zu ermitteln. Da er das Sujet nie wieder aufnahm, so mochte es doch nicht so glänzend gewesen sein, wie das obige ohne Zweifel ist. Ihn beschäftigte schon ein anderer Stoff, der den Julius von Tarent aus dem Italienischen und aus der fürstlichen Sphäre ins Deutsche und Volksthümliche übersetzte. Es waren: Die Räuber.

In Haug's ſchwäbiſchem Magazin, Jahrgang 1775, Stück I, S. 30 ff. hatte eine Erzählung geſtanden, als deren Verfaſſer man Schubart nannte. Sie führte den Titel: Zur Geſchichte des menſchlichen Herzens. Hier iſt ihr Hauptinhalt:

„Wann wir Anekdoten leſen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beſchenkt werden; ſo ſollte man glauben, daß es nur allein in dieſen glücklichen Reichen Leute mit Leidenſchaften gäbe. Von uns armen Teutſchen lieſ't man nie ein Anekdötchen und aus dem Stillſchweigen unſrer Schriftſteller müſſen die Ausländer ſchließen, daß wir uns nur maſchinenmäßig bewegen, und daß Eſſen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutſchen ausmache, in welchem er ſo lange unſinnig herumläuft, bis er ſchwindlicht niederſtürzt und ſtirbt. Allein, wenn man die Charaktere von einer Nation abziehen will; ſo wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutſche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwiſcht, uns den Weg unter die Geſellſchaft der Züchtlinge eröffnen kann." (Der Herzog von Würtemberg ließ ſich das öffentlich ſagen.)

„An Beyſpielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform, der Zuſtand eines Teutſchen bloß paſſiv iſt, ſo ſind wir doch Menſchen, die ihre Leidenſchaften haben und handeln; ſo gut als ein Franzos oder ein Britte. — — Hier iſt ein Geſchichtgen, das ſich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; ſondern auf teutſchem Grund und Boden eröffnet.

„Ein B... Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von ſehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigſtens betete er, ſo oft man es haben wollte, war ſtreng gegen ſich ſelber und gegen Andere, wenn ſie nicht gut handelten, war der gehorſamſte Sohn ſeines Vaters, der emſigſte Schüler ſeines Hofmeiſters, der ein Zelot war, und ein miſantropiſcher Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil ſeines Bruders. Er war offen, ohne Verſtellung, voll Feuer, luſtig, zuweilen unfleißig, machte ſeinen Eltern und ſeinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl ſich durch nichts, als durch ſeinen Kopf und ſein Herz. Dieſes machte ihn zwar zum

Liebling des Hausgesindes und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines catonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karl's Muthwillen fast in Galle erstickte.

„Beide Brüder kamen auf's Gymnasium nach B... und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings. Auf der Universität ist Karl ein vollständiger Tom Jones, er macht Schulden, wenn auch aus edlen Motiven. Ein unglückliches Duell bringt ihn vollends um die Gunst seines Vaters: er muß bei Nacht und Nebel die Akademie verlassen und nun liegt die weite öde Welt vor ihm, eine pfadlose Nacht. Er wird Soldat, in der Schlacht bei Freiberg verwundet, von Neue zerrissen, schreibt er an seinen Vater. Wilhelm unterschlägt den Brief. Durch den Frieden in neue Noth versenkt, tritt Karl als Knecht bei einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Ritterstze seines Vaters, ein. Unter dem Namen des guten Hansen wird er seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt spricht. Einstmal war der gute Haus mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel?" sagte der Vater, als er die Augen aufschlug.

„Kein Engel, erwiederte Hans, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist."

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! — Aber sage mir Hans, hast du die Mörder alle getödtet?"

„Nein gnädiger Herr, einer ist noch am Leben."

„Laß ihn herkommen."

„Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: „Ach, gnädiger Herr,

nicht ich! Ein Anderer! — Ach dürft' ich hier ewig verſtummen! Ein Anderer!"

„So donnere den verfluchten Andern heraus, ſprach der Edelmann. Wer iſt denn der Mitſchuldige dieſes Mordes?"

„Ach, ich muß es ſagen. — Der Junker Wilhelm. Sie lebtem ihm zu lang und er wollte ſich auf dieſe verfluchte Weiſe in den Beſitz ihres Vermögens ſetzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder iſt Wilhelm!"

„Wilhelm?" ſagte der Vater mit dumpfem Tone, ſchlug die Augen zu und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie eine Bildſäule des Entſetzens vor dem Bette ſeines Vaters ſtehen. Nach einigen Augenblicken dieſer ſchrecklichen Unempfindlichkeit, erhob der Vater die brechenden Augen und ſchrie im Tone der Verzweiflung: „Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene ſcheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, iſt mein Sohn — die Hölle nenne ſeinen Namen! Und jener Jüngling mit Roſenwangen und dem fühlenden Herzen iſt mein Sohn Karl, ein Opfer ſeiner Leidenſchaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —"

„Ja, er lebt noch! ſchrie Hans, deſſen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. Er lebt noch und krümmt ſich hier vor den Füßen des beſten Vaters. Ach, kennen ſie mich nicht? Meine Laſter haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu ſeyn! Aber kann Reue, können Thränen —"

„Hier ſprang der Vater aus ſeinem Bette, hob ſeinen Sohn von der Erde auf, ſchloß ihn in ſeine zitternden Arme, und beede verſtummten. Dies iſt die Pauſe der heftigſten Leidenſchaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu laſſen.

„Mein Sohn, mein Karl iſt alſo mein Schutzengel?" ſagte der Vater, als er zu reden vermochte und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen." Aber Karl ſtammelte nichts, als: „Beſter Vater!" und blieb an ſeinem Buſen liegen. — —"

Der Vater will Wilhelm der Strafe überliefern, indeß Karl bittet für ihn und macht ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus.

Der Verfaſſer fügt hinzu: „Dieſe Geſchichte, die aus den glaubwürdigſten Zeugniſſen zuſammengefloſſen iſt, beweiſt, daß es auch teutſche

Blesil und teutsche Jones giebt." Der Tom Jones von Fielding, worauf sich diese Bemerkung bezieht, wurde damals viel gelesen und auch Schiller blieb immer ein Freund davon. Es ist der uralte Stoff von den feindlichen Brüdern, von Edmund und Edgar im Licht der Aufklärungs-Epoche, welches noch greller in unsrer Erzählung und am grellsten in Schiller's Räubern leuchtet. Der Erzähler schließt mit den Worten: „Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das trügerische Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwischt und gegen ihn die Rechte des offnen Herzens behauptet."

Das war eine Mahnung, die in des jungen Dichters Seele griff. Hoven berichtet, er habe Schiller auf diese Erzählung aufmerksam gemacht. Der gütige Freund schenkte ihm auch die Idee. Hier könne dargestellt werden, meinte Wilhelm, wie das Schicksal auch auf den schlimmsten Wegen zur Erreichung guter Zwecke führe. Das war die Moral des Talents. Schiller bewies sich sofort als Genie. Er brauchte den Stoff als Motiv, um seine tragischen Empfindungen und Gedanken, den ganzen Gehalt seines Selbst, seine spekulativen und medizinischen Kenntnisse, seinen Dichterbund und seine Bibel daran zur Geltung zu bringen. Er ließ Karl nicht unter die Soldaten gehen. Er machte ihn zum Helden von Sturm und Drang, zur revolutionären Persönlichkeit ohne Revolution. Darin liegt die unendliche Macht und die geschichtliche Bedeutung dieses Stückes. In ihm spielt unbewußt die Tragödie des deutschen Vaterlandes, angedeutet in den Worten eines neueren Dichters:

Wo nächtliche Diebe und Wilderer gehn,
Verschwindet des Deutschpaniers klagendes Wehn.

Hier ist im Gegensatz zu Hamlet, der so oft als Symbol für Deutschland gefaßt wird, eine That, ein Entschluß, aber eine rohe That, die keinen Plan erfordert, keine andern Helfer hat, als Verzweifelte und Lumpe, keine andern Ziele, als Rache und Raub, keinen Erfolg, als ein elendes Ende und die Selbsterkenntniß eines großen, aber zertrümmerten Herzens.

Brutus und Cassius, die Republikaner ohne Republik, sind die

Helden, zu denen die Sturm- und Drangzeit hinanſchaut. Aber auch ſie ſind unerreichbare Ideale für einen Karl Moor. Wollte er in der Geſchichte ſeine Brüder ſuchen, ſo mußte er die Raubritter, die Götz von Berlichingen, kaum konnte er die Bauern, vielleicht einen Michel Kohlhaas, nimmermehr Thomas Münzer als ſeines Gleichen anſehen. In den Banden der Familie einem Zeitalter gegenüber aufgewachſen, das ſeiner nach einem Schwert greifenden Hand nichts als Feder und Dinte darbot, ohne Rechtsgefühl und Rechtsſchutz, mußte der Jüngling, den die Familie ausſtieß, zu Dolch und Piſtole greifen, die er, wenn er eine Werthernatur war, gegen ſich ſelbſt, wenn er ein Karl war, erſt gegen die Geſellſchaft und dann gegen ſich ſelbſt kehrte.

Das waren damals die Elemente einer möglichen deutſchen Revolution, und aus dieſer tieferen vaterländiſchen Bedeutung iſt der Eindruck zu erklären, den das Stück ſelbſt auf die Gebildetſten, wie Körner, Baggeſen und tauſend Andre machte. Was man übrigens zur Erklärung des Wunders herbeigezogen hat, „Rouſſeau, Plutarch und die Kerkerpforten der Akademie", — ich wage nicht, auf drei bis vier Bücher oder auf drei bis vier Begriffe eine Gährung abzuziehen, die immer ein Wunder bleibt, auch wenn der Dichter ſelbſt geſagt hat, daß Karl Moor ſeine Grundzüge dem Plutarch und dem edlen Räuber Roque im Don Quixote verdanke. Das Stück führte auch den Titel „Der verlorne Sohn." Schiller machte die Räuber zur Parole des Stücks. Als Schiller in dem „verlornen Sohn" dieſe Parole fand, erhob er das Familienſtück zur ſozialen Charaktertragödie und ſich ſelbſt zum weitüberlegenen Führer der Stürmer und Dränger.

Es iſt mehrfach bezeugt, daß die Räuber im Jahre 1777 begonnen ſind. Den Namen Karl behielt er aus ſeinem Stoffe bei, den Böſewicht Wilhelm — konnte er ſeinem Wilhelm von Hoven einen ſolchen Namensvetter geben? — taufte er in Franz um, vielleicht weil ſich ihm die ſchwatzende, materialiſtiſch raiſonnirende Kanaille in dieſen Lauten ſymboliſirte*). Die Arbeit zog ſich indeß hin, wurde wahrſcheinlich mit Ende des Jahres ganz aufgegeben und vor 1780 nicht wieder vorgenommen.

*) Daß Klinger's falſche Spieler, wie Gervinus und Andre wollen, auf die Räuber Einfluß gehabt, iſt nicht gut möglich, da das Klinger'ſche Stück erſt 1780 im Druck erſchien. Man kann auch hier ein Zuſammentreffen in den Tendenzen annehmen.

Die Kunstwissenschaft hat Schiller vorzugsweise zum subjektiven Dichter gestempelt. Karl Moor soll demnach der Dichter selber sein. Die Biographie, indem sie den ganzen Menschen giebt, hat solchen, übrigens sehr berechtigten, Abstraktionen gegenüber nachzuweisen, daß Schiller auch objektiv genug war, um Dichter zu sein. Alle Dichter haben im Grunde nichts als ihr Ich gegeben. Ob Shakspere sich in Romeo und Julie, Goethe sich in Weislingen und Götz, oder Schiller sich in Karl und Franz Moor vermummt, — ohne eine gewaltige Freiheit seinem Stoff gegenüber ist kein Dichter zu denken, und diese besitzt auch Schiller in hohem Maße. „Der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeisterei tiefer aus, als Goethe, und geht dennoch nüchterner davon, als er.“ Dieses Wort von Gervinus wird durchaus durch Schiller's Leben bestätigt.

Wilhelm von Hoven stand in dieser Zeit dem Dichter sehr nahe. Er erwähnt nichts von einer räubermäßigen Empörung desselben. Der Vulkan warf nicht immer Feuer aus. Wäre der Verfasser der Räuber seinem Helden so ähnlich gewesen, so müßten, wenn er nicht ein Feigling war, mehr Uebertretungen, Liebschaften mit den Demoiselles, mit denen er Komödie spielte, Fluchtversuche und dergleichen Teufeleien zu melden sein. Nichts von alle dem. Die jährliche Anzahl seiner Subordinationsfehler, nach den Listen etwa fünf und weniger, ging nicht über den Durchschnitt hinaus. Geschah es, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten in Streit gerieth, so wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der von seinen Gegnern selten, um so besser von seinen Freunden verstanden ward, abzubrechen. Nicht einmal die politischen Parteien, in die sich für und gegen die Nordamerikaner die Akademisten spalteten, konnten ihm ein Interesse abgewinnen.

Er nennt später seine Jugendlyrik wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus. Aber bei keiner andern Kunst ist Liebhaberei und Schule so schwer zu unterscheiden. Es kommt nur darauf an, wie ernst es Jemand mit der Liebhaberei ist. Ihm war es Ernst damit. Sein Ehrgeiz ging auf einen großen Dichter, nicht auf einen großen Räuber.

Der Dichterbund hielt noch fest zusammen. Man theilte sich die Arbeiten, wie sie im Stillen entstanden, auch in tiefster Stille mit. Man kritisirte sich dann schriftlich, lobte und tadelte sich gegenseitig, das erste natürlich mehr als das letzte. „Unser ganzer Kram, sagt Scharffenstein, taugte aber im Grunde den Teufel nicht und es war schwerlich

eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrſcheinlich, weil es gar zu ſchön ſeyn und paradiren ſollte.“ Derſelben Anſicht muß auch der Miteleve Maſſon geweſen ſein, der ihr geheimes poetiſches Treiben und ihren poetiſchen Wettſtreit kannte. Während Scharffenſtein ſich in Sprache und Umgang zu den Deutſchen hielt, war Maſſon — auch ein Franzoſe — ganz Franzmann geblieben. Maſſon griff ſie ſchonungslos an. Schiller muß frühe den Feind gewittert haben. Es heißt in ſeiner Schüler-Charakteriſtik von Maſſon: „zwar bedaure er den Verluſt, ihn zu kennen, doch würde er vielleicht manches Ungenehme entdeckt haben, hätte er deſſen nähere Bekanntſchaft machen wollen.“ Jetzt machte er ſie. Maſſon ſchrieb eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Poſſe auf den Bund. „Jeder von uns, erzählt Scharffenſtein, wurde in dem erwählten Gewand tüchtig und plump verklopft. Wir ſahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an und unſre Effervescenz von Autorſchaft hatte von jetzt ein Ende.“

Scharffenſtein mußte hier nicht im Plural ſprechen. Seine Glut ließ allerdings nach. Er hatte Neigung zur bildenden Kunſt und ward um ihretwillen der Dichtung untreu. Er ging viel mit den Malern und Bildhauern Scheffauer, Heideloff, Hetſch, Dannecker um. Er war der Dilettant, der durch mißlungene Verſuche und Unfertigkeit abgeſchreckt, mit ſeinen eignen Produkten am liebſten auch die Anderer verurtheilt. Der Bund konnte Satire ertragen. Sonſt hätte er ſchwerlich das Epigramm in Perſon des Eleven Chriſtoph Friedrich Haug als neues Mitglied aufgenommen. Er war ein Sohn von Schiller's erſtem Rezenſenten, dem Profeſſor Balthaſar Haug. Er beſaß einen lebhaften Geiſt und verrieth ſchon damals durch witzige Einfälle den ſpäteren Epigrammatiker vom erſten Range. Hier iſt einer ſeiner Einfälle, der ihn und den ganzen Ton der jungen Witzbolde charakteriſirt. Eines Morgens im Schlafſaal erzählte er beim Ankleiden, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Ihm träumte, es wäre der jüngſte Tag. Die Engel hätten mit aller Macht angefangen zu poſaunen, die Todten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferſtehen nicht recht vorwärts gehen wollen, die Engel hätten immer ſtärker poſaunt. Hierauf ſeien zwar mehr Todte als zuvor auferſtanden, allein es ſei den Engeln nicht genug geweſen. „Es müſſen hier weit mehr Todte begraben liegen, ſagten ſie, was ſollen wir nun, um ſie zu erwecken, anfangen, da all

unſer Poſaunen nichts hilft?“ Dies habe ein eben auferſtandener ehemaliger Akademiſt gehört und zu den verlegenen Engeln geſagt, er wüßte wohl Rath zu ſchaffen, wenn unter den Auferſtandenen der vormalige Oberaufſeher der Akademie (Rieß) wäre, denn dieſer dürfte nur mit ſeiner bei Lebzeiten gehabten Stimme, mit der er in der Akademie „zum Gebet!“ zu kommandiren pflegte, jetzt „zum Gericht!“ kommandiren. Der Oberaufſeher ſei glücklich gefunden und auf ſein Kommando habe es alsbald von Auferſtandenen dergeſtalt gewimmelt, daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen, um dem Herrn Chriſtus zu melden, daß nunmehr alles zum Gericht bereit ſei.

Solch ein Kumpan brachte ein neues, erfriſchendes Element in den Bund, wiewohl auch Schiller ſchon lange nicht mehr der verſchüchterte, verſchloſſene Schüler war, als der er aus der lateiniſchen Schule kam. Er trat mit Selbſtgefühl auf und erſchien denen, die ihn nicht kannten, durch ſeine ſtolze Haltung ſogar hochmüthig. Als ſeine hohe Geſtalt, die nur dazu zu dienen ſchien, das energiſche Antlitz um eines Kopfes Länge über die Menge emporzuheben, einmal dahinſchritt, entlockte er einer Frau den Ausruf: der bildet ſich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtemberg! Er konnte necken und ſpotten. Es war die Zeit der Stammbuchsmanie. Auch ihm, dem Dichter, überreichte ein ſchwärmeriſcher Eleve, der zugleich ein ſtarker Eſſer war, ſein Stammbuch. Und der Mephiſto ſchrieb hinein: „Wenn du gegeſſen und getrunken haſt und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn deinen Gott loben.“ Er hielt mit Haug förmliche Kampfſpiele der Grobheit. Schiller that ſein Beſtes, aber Haug flüchtete ſich, wie er pflegte, in die himmliſchen Gefilde, von wo er mit Sicherheit und unerreichbar zielen konnte. Er ſchilderte die Göttin der Grobheit, wie ſie in den Wolken ſchwebte und zu Schiller ſprach: „Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Schiller erklärte ſich für beſiegt. Hatte der Wettkampf auch zartere Ziele, ſo mag doch die „Roſalinde im Bade“, ein Thema, bei welchem Hoven, Haug, Peterſen und Schiller um die Palme ſtritten, der Göttin der Derbheit nicht geringeres Wohlgefallen entlockt haben. Die ganze „Bande“ ſprudelte von Epigrammen, welche ſich zum Theil in der Anthologie finden und bei denen die Vaterſchaft ſchwer zu erkennen iſt. Göttliche Grobheit, Jugendluſt, Humor und — die Räuber in demſelben Herzen.

Mit Herder's Ueberſetzung von Volksliedern aus faſt allen Sprachen empfing der Bund eine neue Anregung. Bürger hatte den Volkston meiſterhaft getroffen. Man wollte nicht zurückbleiben. Vielleicht iſt „Graf Eberhard" aus dieſer Zeit.

Leider iſt von Schiller's Verſuchen nichts vorhanden. Ein Gedicht: „Die Gruft der Könige" fing an:

Jüngſthin ging ich mit dem Geiſt der Grüfte.

Eine Ode: „Triumphgeſang der Hölle" war regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin all ſeine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menſchengeſchlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemiſchen Chören ein.

So brachten die Genoſſen nach und nach eine ziemliche Sammlung von poetiſchen Produktionen zuſammen. Sie glaubten, daß ſie wohl gedruckt zu werden verdienten. Sie ſtanden vor der bangen Frage junger Schriftſteller: wo einen Verleger finden? Hoven mußte an einen Buchhändler in Tübingen ſchreiben, von welchem ſie gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften — denn die Zöglinge der Akademie durften ſich nicht nennen — in Verlag nehme. Auf geheimem Wege ward der Brief abgeſchickt. Es erfolgte keine Antwort. Ein zweiter Brief hatte nicht beſſern Erfolg. Hoven hatte an einen Todten geſchrieben. So blieb zwar die Sammlung ungedruckt, aber Einzelnes daraus wurde, wie Hoven erzählt, in die von Schwan in Mannheim redigirte „Schreibtafel" eingeſandt oder für ſpätere Zeit aufbewahrt.

VI.

Von der Medizin zur Dichtkunst.

In ſolchem glücklichen Rauſch ſchwand das Jahr 1777 den Jünglingen hin und beſchenkte ſie wahrſcheinlich bei den öffentlichen Prüfungen, während es Preiſe an Fleißigere austheilte, mit einigen ernſthaften Reflexionen. Schiller hat inzwiſchen wohl öfter an ſeine Eltern gedacht, als wir. Die Familie hatte ſich in dieſem Jahre noch nach dreißigjähriger Ehe um eine Schweſter vermehrt. Man ſah den hoffnungsvollen Sohn als die künftige Stütze ſeiner Geſchwiſter an. Grund genug für dieſen, ſich ernſtlicher ſeinem Brotſtudium zuzuwenden. Der mediziniſche Lehrkurſus war auf fünf Jahre feſtgeſetzt*). Die fünf Jahre waren mit dem Dezember 1780 vorüber. Man ſchrieb Dezember 1777. Die angefangenen Räuber wurden in den verſteckteſten Winkel verpackt, und Schiller, energiſch wie er war, um auch im Berufsfleiß etwas Großes zu leiſten, legte es darauf an, ſchon in zwei Jahren ſeine Studien zu abſolviren. Nur einer letzten Verſuchung der Muſe konnte er nicht widerſtehen. Am 10. Januar war der Geburtstag der Gräfin Franziska. Hatte Schiller ſchon des Herzogs Geburtstag durch ein launiges Feſtſpiel: „Der Jahrmarkt“ gefeiert, um wie viel weniger durfte ſeine Huldigung fehlen, wenn ſie der vergötterten Schutzpatronin galt.

War ſie doch das einzige weibliche Weſen, welches die Akademie zu jeder Stunde des Tages betreten durfte. Gleich einer Fee ſchritt ſie durch die einſamen Hallen und Gärten, verſchlungen von den entzückten Blicken der Jünglinge. Ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme und der myſtiſche Reiz ihrer Beziehung zum Herzog, die ſegensreiche Gewalt, die ſie über ihn ausübte, das Alles mochte manche Phantaſie entflam-

*) Hoven S. 69.

men, manches Herz in Enthusiasmus höher schlagen lassen. Fast jeder von den Eleven schwärmte für die glänzende Frau, die in dem für Jünglinge so reizvollen Alter von noch nicht dreißig Jahren stand. Fast jeder Eleve war in sie verliebt. Schiller verehrte in ihr das Ideal aller Tugend und Weiblichkeit. Sie hatte es in einer zweifelhaften äußeren Stellung durch Würde errungen, daß sie, die Geliebte des Herzogs, dem Lande wie der Akademie als die rechtmäßige Gemahlin galt. Und so und nicht anders verherrlichte sie auch der Dichter.

Unter alten Papieren aus der Akademie entdeckte man zwei Glückwünsche, vom Eleven Schiller verfaßt, welche den gemeinsamen Titel führen: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Exellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.“ Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie, wie Hoffmeister annimmt, ins Jahr 1778 fallen. Denn Schiller erscheint in dem einen Glückwunsch als Sprecher der Demoiselles, und so viel Geltung als Poet der Akademie hatte er schwerlich vor Anfang dieses Jahres und so wenig Form schwerlich nachher. Franziska konnte eine jugendlich begeisterte Ansprache ertragen. Die Akademisten sagen ihr mit Schiller's Versen:

Ihr Anblick seelenvoll — wie Sonnenblick der Fluren
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt.

So lächelt alle Welt — so scheinen die Gefilde,
Wenn Sie, wie Göttin unter Menschen geht,
Und Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde,
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet sie — und Freudenthränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelsbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden
Ihr Leben ist die schönste Harmonie,
Umglänzt von tausend tugendsamen Thaten
Seht die belohnte Tugend! — Sie! —

O Freunde! laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn.

Die Ecole des Demoiselles ließ der Dichter einen ähnlichen Glückwunsch mit denselben Vorsätzen schließen:

Und feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Musterbild der Tugend nachzustreben.

Nun hemmte aber auch Nichts seine angestrengten Studien. In treuer Genossenschaft mit seinem Hoven lebte er sich in Haller's Physiologie ein, mit Bewunderung, aber ohne blinde Anerkennung für den großen Mann. Professor Consbruch, der Physiologie, Pathologie und Therapie las, ein Schüler des verstorbenen Professors Brendel in Göttingen, besaß dessen treffliche Kollegienhefte. Schiller verschaffte sich eine Abschrift davon. Doch auch hier trug bei aller Schätzung für den lebenden und todten Professor seine Einbildungskraft manche Gesetze in die Natur und Arzneikunst hinein, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten. Die beiden Poeten kamen nun in nähere Verbindung mit ihren medizinischen Kameraden, unter diesen vorzüglich mit Plieninger, Jacobi, Lieſching und Elwert, demselben Elwert, mit dem Schiller einst als Knabe den Katechismus aufzusagen hatte. Zwar waren die Vier als fleißige Studenten den beiden voraus, aber durch die wissenschaftlichen Unterhaltungen mit jenen gefördert, holten Schiller und Hoven sie bald wieder ein. Die Blüthezeit des Dichterbundes war vorüber, doch wurde Schiller noch einmal durch eine bittre Erfahrung an sie erinnert.

Der Jüngling hielt trotz seiner neuen Freunde treu zu den alten. Einen davon hatte er in Oden gefeiert, Einen umfaßte er mit aller Heftigkeit jugendlicher Freundschaft. Sein Scharffenstein wollte zum Dezember die Anstalt verlassen. Man sah sich vielleicht lange nicht wieder. Es war in einer jener treuherzigen Stunden, wo sich die Jugend ihre Ideale gesteht, als Scharffenstein dem Freunde sein poetisches Glaubensbekenntniß ablegte. Vielleicht durch Masson's Satire herabgestimmt, verbreitete er sich mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte. Darauf verglich er sie arglos mit den Schiller'schen Erzeugnissen, wobei diese sehr in Schatten gestellt wurden, ja er fällte sogar ein nachtheiliges Urtheil über die von der ungeduldigen Glut der Freundesliebe eingegebenen Oden. Das kränkte Schiller's Gemüth. „Denn dies, so erzählt Scharffenstein selbst, wurde gewiß mehr verletzt, als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt — denn kalt konnte

er nicht ſein, aber er zog ſich mit einer zerknirſchten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer ſehr ſchmerzhaften denke; denn was einſt ein Herz kränkte, iſt in keiner nachfolgenden Zeit für kindiſch und unbedeutend zu halten."

Vergaß der gute, aber anſpruchsvolle Freund dieſe treffliche Moral nicht im nächſten Augenblicke, wenn er fortfährt: „Schiller ſelbſt, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit ſeines Lebens ſeinem Herzen, die übrige mehr ſeinen Lorbeern gelebt hat, würde mir gewiß immer geſagt haben, wenn dieſes Vorfalls zwiſchen uns wieder erwähnt worden wäre: Du thateſt meinem Herzen ſehr wehe!" Schiller ſchrieb damals einen langen Brief, worin „ſeine ganze Seele in Aufruhr" war. „Nie, ſetzt Scharffenſtein hinzu, iſt eine totale Brouillerie zwiſchen Verliebten ſo affektvoll geſchrieben worden. Ich antwortete verweiſend, daß er meine Meinung falſch ausgelegt, aber ſei es gegenſeitige mauvaise honte, oder was es ſonſt für eine Trutzerei geweſen, ſei es, daß die Freundſchaft in dieſen Jahren mehr in der warmen Phantaſie, als tief im Herzen ſteckt, die Verſtimmung blieb, ohne daß wir ein Wort mehr mit einander ſprachen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie."

Armer Schiller! Deine ganze Seele in Aufruhr! Von welchen Empfindungen zerriſſen gingſt du diesmal den öffentlichen Prüfungen entgegen, denen Er zum letzten Mal beiwohnte! Konnte dich ein zu hoffender Preis über den verlornen Freund tröſten?

In der That hatte Schiller mit Plieninger, Jacobi und Elwert um den Preis zu looſen. Alle vier hatten ſich gleich gut gezeigt. Elwert ſiegte. Scharffenſtein verließ die Anſtalt, doch ſollte ihn der Bruch der alten Freundſchaft bald aufs bitterſte quälen. Wir ſehen ihn noch mit all der ungeduldigen Glut zurückkehren, die er in dem edelſten Herzen verletzte.

Schiller's Perſönlichkeit hatte ſchon damals eine unwiderſtehliche Anziehungskraft. Er hatte Verſtändniß für alle Tüchtigkeit. Zumſteeg, der in der Akademie Muſik ſtudirte und ſich nachmals als Komponiſt auszeichnete, vergötterte ihn und ſetzte ſeine Gedichte. Der Sinn für dieſe Kunſt iſt dem Dichter, wie er ſelbſt klagt, oft abgeſprochen worden. Im Grunde hatte er nur einen ſehr delikaten Geſchmack. Gluck

war sein Mann. Aber auch die rein sinnliche Gewalt der Töne versetzte ihn in dichterische Stimmung. Schiller zeichnete auch und holte diese Liebhaberei später oft spielend hervor. Außer der Musik war ihm die Plastik der Akademie treu ergeben. Dannecker, der Sohn eines herzoglichen Stallknechts, hatte sich bei einem Volksfest zum Eintritt in die Pflanzschule gemeldet. Alle Welt weiß, wie er ihr Ehre machte. Er war Schiller's vertrauter Freund. Regte solcher Umgang und der Blick in verwandte Kunstgebiete den Dichter an, so fand er in dem kenntnißreichen Albrecht Friedrich Lempp, einem neu eingetretenen Eleven, einen reichen Ersatz für Scharffenstein, einen Führer in die spekulative Philosophie, zugleich im Erfassen praktischer Grundsätze. Schiller sprach noch später mit einer Art Kultus von ihm. Beide blieben dauernd in brieflichem Austausch.

Die Glückwünsche an Gräfin Franziska müssen gefallen haben. Denn zu dem im Januar 1779 wiederkehrenden Geburtstage derselben ward der Dichter zum Festredner erkoren. Herzog Karl hatte das Thema gestellt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" Schiller's Rede verneinte die Frage, aber das Nein war ein begeisterter Lobgesang auf Franziska und Karl. Unter den kühnsten Variationen klingt das Thema heraus: Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit! Der Redner schloß:

„Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen — Sie ists, die liebenswürdigste Freundin Karl's! Sie, die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde —, die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmendes Lob auszubrechen — nein die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der schärfste Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl! — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Fest von Franziska! — Wer ist

größer, der ſo die Tugend ausübt oder der ſie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich ſchweige; zu klein, Karl'n zu loben. Ich verhülle mich, ſchweige — aber ich ſehe, ich ſehe ſchon die Söhne der kommenden Jahre — ich ſehe ſie an dieſem — und noch an einem Feſte verſammelt! Ich ſehe ſie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! — Sie weinen — weinen um Karl — Würtembergs trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menſchen!"

Mag die Rede auch ſo viel Ueberſchwenglichkeiten haben, als ſie Ausrufungszeichen hat, die kühne Hinweiſung auf die Gruft iſt eine erhabene Naivetät. Dem trefflichen Karl gefiel dieſe Sprache des Sohnes und er war damit einverſtanden, daß ſeinem Zögling ſchon in dieſem Jahre die übliche Diſſertation zu ſchreiben geſtattet ſein ſollte, welche die Pforten der Akademie öffnete.

Schiller hatte an demſelben Tage noch Gelegenheit, ſeine mimiſchen Talente zu erproben. Man führte ein Feſtſpiel auf: „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegoriſchen Bildern von Göttern und Menſchen, zur Ehre der beſten Frau, an Ihrem Geburts-Tag, FRAU Franziſca, Reichsgräfin von Hohenheim, gewidmet, auf gnädigſten Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven von der Herzoglichen Militär-Akademie auf und in Muſik geſetzt und von ihnen nebſt einigen Demoiſelles des Erziehungs-Inſtituts dargeſtellt. Stuttgard, den 10. Januar 1779." *)

Das Ganze war eine höfiſche Schmeichelei im Roccocoſtil. Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyklopen, Sylvanen, Faunen, Nymphen und viele andre Figuren traten darin auf. Im erſten Theil — das Ganze zerfiel in drei Theile — erſchien Görge ein Bauer, Herr Schiller, ſein Weib Herr Hopfenſtock. Görge und ſein Weib mit einem Korb traten in den „Schloßſaal", wo ſie der „Anwalt" mit folgenden Worten empfing:

Woher ſo ſpät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was neues mit?

Darauf antwortete Görge Schiller:

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
Da warten wir ſchon ganze Stunden

*) Ein Exemplar dieſes Feſtſpiels, auf 40 Quartblättern gedruckt, befindet ſich im Beſitz des Herrn Baron W. v. Maltzahn.

Und fragen jeden Fremden aus:
Iſt's auf dem Hof? Iſt ſie zu Hauß?
Iſt unſer Anwald ſchon herein?
Vielleicht kans gar in Stuttgard ſeyn?
Der eine ſagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab' ich ihn gefunden,
Den Haußen da, der will was andres wiſſen,
Fragt ihr ihn ſelbſt.

Die Rolle war hiermit zu Ende. Sie konnte ihm über ſeine ſchauſpieleriſche Befähigung keine beſondere Erleuchtung geben.

Aber dieſe Uebungen und Vorſtellungen belebten die Einförmigkeit der Berufsſtudien, zu denen unſer Held mit verdoppelter Kraft zurückkehrte. Er hoffte in der That, in dieſem Jahre ſeinen Kurſus zu abſolviren. Er mußte der Gewohnheit gemäß eine öffentliche, in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Diſſertation ſchreiben. Die Wahl des Thema's ſtand ihm frei. Sie bewies ſeine Neigungen. Die Diſſertation führte den Titel: „Philoſophie der Phyſiologie." Da dieſe Fragen wieder und wieder alle denkenden Menſchen beſchäftigen, ſo wird es meinen Leſer nicht verdrießen, einen Blick in Schiller's Arbeit zu werfen. Er geht vom geiſtigen Leben aus. Die Beſtimmung des Menſchen ſei Gottgleichheit. „Unendlich zwar iſt dies ſein Ideal, aber der Geiſt iſt ewig. Ewigkeit iſt das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachſen, aber es niemals erreichen. Eine Seele, ſagt ein Weiſer dieſes Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet iſt, daß ſie den Plan der göttlichen Vorſehung im Ganzen vor Augen hat, iſt die glücklichſte Seele. Ein ewiges, ein großes, ſchönes Geſetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menſchen jener Beſtimmung näher bringt, es ſei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn ſchmerzen. Was ihn ſchmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, danach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit ſuchen, weil ihn Unvollkommenheit ſchmerzt, er wird ſie ſuchen, weil ſie ſelbſt ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigſten Unvollkommenheiten, iſt Summe der höchſten Vergnügungen mit den wenigſten Schmerzen. Dies iſt Glückſeligkeit. So iſt es denn gleichviel, ob ich ſage: der Menſch iſt da, um glücklich zu ſein, oder: er iſt da, um vollkommen zu ſein. Nur dann iſt er vollkommen, wenn er glücklich iſt.

Nur dann iſt er glücklich, wenn er vollkommen iſt. Aber ein eben ſo ſchönes, weiſes Geſetz, Nebenzweig des erſten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückſeligkeit des Einzelnen, Menſchen mit Menſchen, ja Menſchen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe alſo, der ſchönſte, edelſte Trieb in der menſchlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, iſt nichts andres, als die Verwechslung meiner ſelbſt mit dem Weſen des Nebenmenſchen.“ So lautet's im Anfang des erſten Kapitels, das allein elf Paragraphen enthielt. Und es waren fünf ſolcher Kapitel. Es war ein förmliches Buch. Was wir davon beſitzen, iſt ein Fragment des erſten Kapitels.

Mag Shaftesbury's Moralphiloſophie dieſer Gedanken Mutter ſein, mag die heutige Wiſſenſchaft ſie belächeln, es waren die Gedanken, die Schiller's Charakter zuſagten. Er bekennt ſich zu ihnen. Er konnte ſich nicht genügen laſſen, in ſeiner Diſſertation ein Schulexerzitium zu liefern, er wollte den ganzen Umfang ſeiner ſittlichen Ueberzeugungen geben.

Bruchſtücke aus dieſer Arbeit könnte Julius meinen, wenn er an Raphael ſchreibt: „Dieſen Morgen durchſtöbre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner Begeiſterung .... mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.“ In Julius' Theoſophie heißt es dann: „Alle Geiſter ſind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. — — Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen... Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſres Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: liebet euch unter einander.“ Als Karoline von Wolzogen ſpäter Shaftesbury las, fand ſie die Aehnlichkeit mit Schiller's Anſichten heraus.

Wenn man ein Syſtem aufſuchen will, bei dem der Adel des menſchlichen Geiſtes mächtig gehoben, bei dem Muth, Hoffnung geſtählt, bei dem die ganze Menſchheit des Gemeinen entkleidet und mit dem Glanze höchſter Verklärung überſtrömt wird, man kann kein ſchöneres finden. Das chriſtliche Gebot der Liebe iſt in dieſem Syſtem ſo aufgelöſt, daß die Liebe als innerſte Natur, die Tugend als Bedürf-

niß des Menſchen, das Laſter nur als ein Verkennen des Weges zur Glückſeligkeit gefaßt wird*). Es iſt die in den Willen der Menſchheit aufgenommene, von ihrem Thron geſtiegene Gottheit. Dieſer Kern von Schiller's ſittlicher Weltanſicht bleibt, er wächſt zwar in reichere Blätter und Früchte, aber aus ihm ſtammen ſie.

*) Herrmann Hettner hat in ſeiner Geſchichte der engliſchen Literatur ꝛc. Shaftesbury's Eudämonismus wieder in ſeine Rechte eingeſetzt. Wenn Hegel ſagt, daß zu ſolcher Anſchauungsweiſe ſchon ein hoher Grad von Bildung gehöre, ſo iſt damit zugleich die Schranke bezeichnet, unter welcher Schiller's volkserziehende Beſtrebungen immer zu leiden hatten.

VII.

Gedämpftes Feuer.

Die Profeſſoren der Akademie, als ſie die Diſſertation zur Prüfung erhielten, „blickten ihrem flügge gewordnen Schüler unwillig erſtaunt nach, als er plötzlich in alle Lüfte davon flog.“ Sie hatten zu begutachten, ob die Schrift zum Drucke tauglich ſei. Sie verneinten es ſämmtlich, der Chirurgien Major Chriſtian Klein mit folgenden ſprechenden Worten: „Zweimal habe ich dieſe weitläuftige und ermüdende Abhandlung geleſen, den Sinn des Verfaſſers aber nicht errathen können. Sein etwas zu ſtolzer Geiſt, dem das Vorurtheil für neue Theorieen und der gefährliche Hang zum beßer wiſſen, allzuviel anklebet, wandelt in ſo dunkel gelehrten Wildniſſen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit ſo vieler Mühe verfertigte Arbeit iſt überſtiegen, und daher auch mit vielen falſchen Grundſätzen angefüllet. Dabei iſt der Verfaſſer äußerſt verwegen und ſehr oft gegen die würdigſte Männer hard und unbeſcheiden. In dem Abſchnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greiffet er den unſterblichen von Haller, ohne welchen er doch ein elender Phyſiologius wäre, ſo beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Ebenſo redet er wider den fleißigen Cottunium, deſſen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch ſolche in den anatomiſchen Lektionen ſo deutlich gewieſen habe. Und ſo bekrieget er alles, was nicht vor ſeine neue Theorieen paſſend iſt. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweiſe von des Verfaſſers guten und auffallenden Seelenkräften und ſein Alles durchſuchender Geiſt verſpricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden, nützlichen Gelehrten.“

Auf ſolche ſchwere Beſchuldigungen hin und nachdem er die eingeſandten Probeſchriften geleſen, ſchrieb der Herzog an den Intendanten von Seeger, daß die Diſſertationen des Eleven Plieninger und des Cavaliers-Sohn von Schönfeld ohne Anſtand dem Drucke übergeben werden ſollten. „Die Disputation des Reinhards, fuhr der Brief fort, ſolle nicht gedruckt werden und ſo auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obſchon ich geſtehen muß, daß der junge Menſch viel ſchönes darin geſagt — und beſonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt denke Ich, kann ſie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm ſeyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſeyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Aus Schiller's Verhalten bei ähnlichen Täuſchungen, deren ihm von nun an noch manche beſchieden waren, iſt der Schluß erlaubt, daß auch nicht ein bittres Wort ſeinen Lippen entfiel, als ihm der Intendant dieſes niederſchlagende Ergebniß mitgetheilt hatte. Aber in ihm ſah es um ſo öder aus. Es trat eine tiefe Abſpannung ein. Er hielt ſich für reif, er war geiſtig aus der Akademie getreten, er ward darin feſtgehalten. Sie ward ihm jetzt unerträglich. Seine Arbeit war mit dem Aufwand aller ſeiner Kräfte geſchrieben. Sie wurde verworfen, und er verzweifelte an dieſen Kräften. Durch eine Reihe von wild entgegengeſetzten Eindrücken, die ſich in raſchem Wirbel folgten, ſank ſeine Stimmung bis zur Lebensmüdigkeit.

Wenige Tage nach der traurigen Entſcheidung ſah er zum erſtenmal den Dichter des Götz, des Werther und — jetzt auch des Clavigo. Er ſah ihn in der Fülle des Glücks, als Begleiter, als Freund des Herzogs Karl Auguſt von Weimar. Der Clavigo hatte noch mehr als Werther den jungen Dramatiker entflammt. Da war modernes Leben, ja noch lebende Perſonen waren mit Maß und doch voll Leben und Naturwahrheit dargeſtellt. Zwiſchen dem Weltmann und Dichter ſtand die Rechtſchaffenheit, die berechtigtſte Leidenſchaft, wenn je eine berechtigt war. Beaumarchais war die reinſte Geſtalt edler Männlichkeit, die das Drama bis jetzt hervorgebracht. Sie war aus Schiller's Seele geſtohlen. Nun ſollte er den von ganz Deutſchland vergötterten Dichter ſelbſt ſehen. Am vierzehnten Dezember 1779 — die

Prüfungen waren eben vorüber — traten die beiden Gäste in den Speisesaal. Sie hörten die Rede des Herzogs mit an. Am nächsten Tage war Preisvertheilung. Man sah Goethe Vormittags in der Akademiekirche. Mittags speiste er mit seinem Fürsten an der herzoglichen Tafel. Am Abend stand Karl August, während der Preisvertheilung, zur Rechten des Herzogs, Goethe zur Linken, ein Apoll voll Kraft und Schönheit, die Drei eine herrliche Gruppe von dichterischer und fürstlicher Genialität.

Welch ein Anblick für die ehrliebenden Jünglinge! Goethe soll während der Rede des Professor Consbruch erröthet sein, vielleicht vor den Feuerblicken, welche ihn statt des Professors trafen. Wie mag Schiller's Herz geschlagen haben, wenn sein Name aufgerufen wurde, wenn er einen Preis empfing, wenn er dem Herzog dankend den Rock küßte. Der arme Eleve stand später statt seines Herzogs als Dritter in der Gruppe.

Schiller erhielt vier Preise, einen in der praktischen Medizin, einen zweiten in der materia medica, einen dritten in der Chirurgie, einen vierten in der deutschen Sprache und Schreibart. Seine Freunde hatten gleichen Anspruch an diese Preise. Es wurde gelooſt. Die Glücksgöttin, die Goethe begleitete, erkannte den jungen Genius und streifte ihn mit flüchtiger Berührung. Er blieb zwei Mal Sieger. Wie leicht wäre es ihm gewesen, durch eine Erklärung, einen Brief, wie sie so oft an den Verfasser des Werther gerichtet wurden, der Berühmtheit sein Dasein anzuzeigen. Diese Sucht der Zeit war Schiller fremd. Aus seinem Innern erwartete er seine Zukunft und seine Größe.

Diese Eindrücke waren noch nicht erloschen, als der zehnte Januar (1780), der Geburtstag Franziska's, von neuem herannahte. Der Herzog fand hier das Feuer des jungen Eleven nicht zu stark, er wählte Schiller abermals zum Festredner und stellte das Thema: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet." Schiller lebte ganz in den Ideen, die wir aus dem Anfang seiner Dissertation kennen. Diese Gedanken konnte er in jedes Gewand kleiden, und unerschöpflich strömten ihm Bilder und Worte. Vollkommenheit der ganzen Geisterwelt ist die äußere Folge der Tugend; die Freude an dieser Harmonie aller Wesen, die Glückseligkeit, ist der innere Lohn des Tugendhaften. Gellert, Haller, Montesquieu, Addison werden als die Wohlthäter der Menschheit, Lamettrie und Voltaire

als ihre Schandsäulen dargestellt. Vorgefühle des Himmels giebt uns die Tugend. „So groß — schloß er — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt! — Dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein, dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt, ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche, innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige, gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!“

Die Rede fand wiederum vielen Beifall, und Professor Haug erwähnte sie im Schwäbischen Magazin. Der Gräfin wurde eine Abschrift derselben überreicht, die sie mit Pietät aufbewahrt hat. Aber unter welchen traurigen Empfindungen hielt Schiller diese Rede! Er, mit diesem liebenden Herzen, er, der in seiner Brust die ganze Menschheit empfand, er weilte mit seinen Gedanken am Schmerzenslager eines Jünglings, den er, den alle liebten, die ihn kannten, in welchem die Akademie einen ihrer hoffnungsvollsten Eleven, und Wilhelm von Hoven seinen einzigen Bruder verlor. Er starb in einem Alter von achtzehn Jahren. Der Herzog beklagte ihn und bezeigte seine Theilnahme den Eltern in der herablassendsten und rührendsten Weise. Schiller's Seele blutete aus vielen Wunden. Mit seinem Herzblut schrieb er, dem Todten zu Ehren, seine „Leichenphantasie“ und am 15. Januar an den unglücklichen Vater des Entschlafenen einen Brief, der selbst die Verzweiflung rühren mußte.

Die Leichenphantasie — sie lebt auf in der Erinnerung meiner Leser. Die Gewalt des Rhythmus, der mit der Empfindung mitschauert, jauchzt, in liebender Erinnerung hinschmilzt, gräbt sich unauslöschlich in die Seele. Hier ist Schiller so ganz er selbst, daß man dreist behaupten kann: Diesen Gesang hätte weder Goethe, noch Klopstock, noch Bürger machen können. Eine erbärmliche Krittelei mag sich an einzelne Bilder heften, aber selbst das ungeheure Wort: „Seine Silberhaare bäumen sich“ ist eines Michel Angelo würdig. Schiller macht auch hier schon

der Perſönlichkeit keine Konzeſſionen, wenn es nicht in ſein poetiſches Ideal taugt. Er mußte Alles vollkommner machen, weil er es nur ſo lieben konnte. Hoven war ein ſanfter Jüngling. Der Dichter macht ihn zu einem Ideal. Er ſtellt die Statue eines Gottes auf den Sarkophag des Freundes.

Stolz wie die Roſſe ſich ſträuben und bäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider die Zügel ſich bäumen
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.
— — — — — — — — — — —
Geh, Du Holder, geh' im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Löſche nun den edeln Durſt nach Wonne
Gramentbundner in Wallhalla's Ruh'!

Gramentbundner! Dieſe grabesneidiſche Trauer klingt noch ſtärker durch Schiller's Brief an Hoven's Vater. Der Dichter wird Seelenarzt. Er beginnt damit, dem Vater die ganze Größe ſeines Verluſtes zu zeigen.

„Sie verloren, ſagt er, einen Jüngling, der es werth war, der Stolz ſeines Vaters zu ſein und der würdigſte unter uns allen war, länger und glücklicher zu leben. — — — Ja ich kann es fühlen, was es heißt, ſeine ſchönſten Hoffnungen, die Freuden ſeines Lebens in einem Sarge dahin tragen zu ſehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröſtlichen Vaters gerecht ſind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich jetzt rede, zehnfach gerechter ſind, als aller anderer — denn ich empfand es, wie ſchwer es ſchon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen ſein, wenn dieſer Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anſpruch machen darf. Aber haben Sie denn Ihren Sohn verloren? — verloren? — War er glücklich, und iſt es nicht mehr? Iſt er zu bedauren, *oder nicht vielmehr zu beneiden*? Ich mache zwar dieſe Fragen einem geſchlagenen Vater, deſſen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber ich mache ſie auch einem Weiſen, einem Chriſten, der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiſer Rathſchluß über uns waltet. Was verlor er, das nicht dort unendlich wieder erſetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet,

eh' er noch die Wechsel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Pläne ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit ſagt vom frühen Tode des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem böſen Leben, er iſt bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch falſche Lehre ſeine Seele betrüge." So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen iſt, ſo kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen gelangen. Er verlor nichts und gewann alles."

Weiterhin heißt es: „Tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſein. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig ſein, ſo aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hülfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen."

Er verweiſt den Vater auf ſeinen noch lebenden Sohn: „er ſtrengt alle ſeine Kräfte auf den einzigen Zweck an und wird Ihnen zehnmal mehr leiſten, als ich meinem Vater jemals verſprechen kann. Könnte ich Ihnen, ſchließt er, in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder ſchenken, ſo wollt ich ſtolz auf mich ſelbſt ſein. Aber es ſoll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe in ewiger Gewogenheit und Freundſchaft, und wünſche nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborner Herr, hochzuverehrender Herr Hauptmann

Dero gehorſamſter Sohn

F. C. Schiller."

Es ist ein wunderlich Ding um die Jugend. Todessehnsucht, schrankenlose Hingebung, Reden mit den Zungen aller sieben Weisen — man ist sich so überflüssig in der Welt, wie Lessing's Tempelherr, und kann doch von sich selbst nicht loskommen. Es hilft alles nichts, man ist dabei kerngesund. Derselbe Schiller, der diesen Brief schrieb, studirte in jenen Tagen ein Trauerspiel ein und — lernte eifrig an der Rolle des Clavigo. Das Lampenfieber hatte er, wie wir wissen, überstanden. Am 11. Februar war des Herzogs Geburtstag. Man pflegte ihn durch ein Schauspiel zu feiern. Bisher hatte Herr Uriot französische Komödien und Operetten mit den Zöglingen und Demoiselles aufgeführt. Jetzt waren die Eleven, die sich dem Schauspielerstande verschrieben hatten, so weit ausgebildet, daß die deutsche Schule sich zeigen konnte. Schiller war eine Autorität in Sachen des Drama's. Mochte er der Ansicht sein, daß der Herzog, welcher den Dichter des Clavigo kennen gelernt und ausgezeichnet hatte, durch ein Werk desselben erfreut werden konnte, oder war es eigener Antrieb, genug er wählte den Clavigo. Man überließ ihm die Direktion.

Er machte es nicht, wie die Direktoren pflegen, er nahm sich keine gute Rolle. Der Clavigo ist wohl eine der schwierigsten, aber nicht eine der dankbarsten, die es giebt. Das widerwärtige Gefühl, das ein schwankender und zweideutiger Charakter auf uns macht, legen wir so gern dem Schauspieler zur Last. Nur die gewandteste Sicherheit des Spiels ist ein Schild gegen diesen Vorwurf. Unter hundert Mimen, die alle mit Ehre auf den Brettern stehn, möchte kaum einer sein, der als Antrittsrolle, ohne Schule, den Clavigo erträglich spielte. Mit der Thatsache, daß Schiller sie unerträglich schlecht spielte, ist ihm keineswegs alles darstellende Talent abgesprochen. Seine Festreden machten Eindruck, trotz seiner im Affekt kreischenden Stimme. Seine Freunde, die ein eben so reines Schwäbisch sprachen, als er, lachten nicht, wenn er ihnen Szenen aus den Räubern rezitirte (und sein Antlitz war, nach Scharffenstein's Wort, ganz affektvolle Sprache). Ebensowenig erwähnen Streicher und Karoline von Wolzogen, denen er oft vorlas, und Goethe, der ein feines Ohr hatte, daß Schiller's Deklamation so unerträglich lächerlich war, wie seine Darstellung des Clavigo den Stuttgartern erschien. Aber er that zu viel. Und er wurde ausgelacht. Daß er nicht sogleich, nach-

dem der Vorhang gefallen, mitlachte, ist sehr wahrscheinlich. Er hatte die Rolle ernsthaft angegriffen. Er konnte sie zu seiner Dissertation, zu seinen vereitelten Hoffnungen legen.

In demselben Schubfach — es ist das geheimste des menschlichen Herzens — lagen ohne Zweifel, nur um sie Nießens Augen zu verbergen, die angefangenen Räuber. Er schlug sie auf.

Jetzt war das Gewitter beisammen. Die vorhergehende Schwüle und Mattigkeit, die dumpfe Trauer hat es verkündet, es entladet sich mit majestätischer Gewalt. Die einzigen Leuchten, die das Nachtbild der grausen Welt erhellen, sind lange zuckende Blitze und ein öder Schein am Horizont, der um eine gesunkene Sonne trauert.

Vielleicht kein Werk eines Dichters ist in solcher stürmischen Schaffenswonne ins Dasein getreten, wie die Räuber. Ob er sich wohl noch auf die Bahre strecken wollte, nachdem er zwei Akte geschrieben? Er deklamirte jede neue Scene, so wie sie entstanden, im Gefühl des Gelingens seinen Genossen. Er verhundertfachte sich den Triumph, er genoß den Jubel, der erste Darsteller seines Werkes zu sein. Viele Stellen mußte er, wie Zettel im Sommernachtstraum sagt, „sanft brüllen.“ Nießens unvermuthete Ronden störten oft die Schaar auf, sie trafen sich in den Freistunden in einem Winkel des Gartens oder in einem vergessenen Versteck des weitläuftigen Gebäudes, oder auf einem Spaziergange an entlegener Waldesstelle, und schlürften im Fluge die Neige der köstlichen Zeit. Auch ließ sich der Verfasser einzelne Auftritte von den Freunden vorlesen, um als Zuhörer urtheilen zu können. Das Geheimniß mehrte die Intensität des Dichters. Es entstand im eigentlichen Sinne des Worts ein Nachtstück. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Nur im Krankensaal war eine Lampe gestattet. Um die Nacht für seine Arbeit zu gewinnen, gab Schiller sich für krank aus. Manchmal visitirte der Herzog den Saal, dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, auf dem sie gelegen hatten, mußte Karl Eugen in dem Glauben bestärken, daß sein Liebling mit einem wahren Fanatismus seinem Beruf ergeben sei, daß er sogar die Nächte für seine Wissenschaft benutze.

War eine Scene auf diese Weise unter Angst und innerm Jubel gewonnen, so ward sie am Tage den Freunden vorgelesen. Sie waren

elektrisirt*). Je kühner, desto besser, und der Applaus spornte wieder den wilden Pegasus zu ungeheuren Flügen.

Manche Räubernamen z. B. von Moor, Schweizer sind von Zöglingen der Akademie entlehnt, während andere als geistige Modelle zu den Charakteren benutzt wurden. Selbst Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, womit ein Eleve oft zu prahlen pflegte. Folgende Scene überstieg selbst das, was die Freunde vertragen konnten. Franz hatte, wie er im dritten Akt gedroht, Amalien in ein Kloster gesperrt. Karl Moor läßt das geweihte Asyl von seiner Bande umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten, Karl steht der Geliebten gegenüber und fordert sie als sein Eigenthum zurück. Man will sie ihm weigern, doch er droht, von furchtbarem Zorne bewegt, bei dem geringsten Widerstande die ganze Kirche auf einen Wink in ein Bordell umzuschaffen.

Schiller hat nachmals diese Scene getilgt.

*) Schiller schreibt an Körner II, 20: „Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließlich der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber." Hiermit ist die Ansicht widerlegt, welche in Wagner's Gesch. d. Karlsschule S. 5 ausgesprochen ist, daß Schiller schon 1778 Haupttheile des Werkes vollendet und vorgelesen habe.

VIII.

Entlaſſung.

Die wiederaufgenommene Dichtung lockte den Jüngling auf verwandte Gebiete. Man ſah ihn in den Homervorleſungen des Profeſſor Naſt, und während ihn früher Homer ebenſo abſtieß, wie Shakſpere, ſo ward er jetzt tief und freudig erregt, als der Profeſſor einzelne Geſänge aus Bürger's Jambenüberſetzung mittheilte. Wahrſcheinlich entſtand in Folge dieſer Anregung die lyriſche Operette Semele. Wenigſtens hat ihr Blankvers mit dem Bürger'ſchen große Aehnlichkeit.

Auch Drück's Vorleſungen über Virgil wurden beſucht. Im ſchwäbiſchen Magazin von 1780, Stück 11, erſchien unter der Ueberſchrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer" eine kühne Probe von Virgilüberſetzung in Hexametern. Sie war von Schiller. Er that auch hier, wie als Clavigo, zu viel, aber als Vorläuferin der Ueberſetzungen von Voß iſt ſie von Bedeutung. Außerdem las er geſchichtliche und philoſophiſche Werke, Search's „Licht der Natur", Herder's „Auch eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit", Schlözer's „Vorſtellung der Univerſalgeſchichte" und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann. Den Stoff zum Fiesco ſcheint er ſchon jetzt ins Auge gefaßt zu haben.

Vielleicht brachten ihn ſolche, die Grenzen ſeines Berufs überſchreitende, Nebenſtudien, ſeine Räubervorleſungen, die heimlichen Zuſammenkünfte bei den Vorgeſetzten in den Verdacht gefährlicher Geſinnung. Dieſer Verdacht trat ſo laut hervor, daß er ſich genöthigt ſah, ihn durch ein eignes Schreiben an den Intendanten zu entkräften. Die Veranlaſſung war folgende:

Er hatte, wie die älteren mediziniſchen Eleven bei ungewöhnlichen Fällen angewieſen waren, die Aufſicht über einen Kranken und die Verpflichtung, genaue Rapports über deſſen Zuſtand abzuſtatten. Der Kranke, deſſen Namen nicht bekannt iſt, war Schiller's Freund. Sein Leiden war tiefe Hypochondrie. Schiller's Rapporte, indem ſie den Zuſtand des Kranken ſchildern, geben ein intereſſantes Bild ſeiner eigenen geiſtigen Phyſiognomie. Er ſagt im erſten Rapport vom 26. Juni*): „Die ganze Krankheit iſt meinem Begriffe nach nichts anderes, als eine wahre Hypochondrie, derjenige unglückliche Zuſtand eines Menſchen, in welchem er das bedauernswürdige Opfer der genauen Sympathie zwiſchen dem Unterleib und der Seele iſt, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geiſter und der meiſten großen Gelehrten. Das genaue Band zwiſchen Körper und Seele macht es unendlich ſchwer, die erſte Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerſt im Körper oder in der Seele zu ſuchen ſei.

„Pietiſtiſche Schwärmerei ſchien den Grund zum ganzen nachfolgenden Uebel gelegt zu haben. Sie ſchärfte ſein Gewiſſen, machte ihn gegen alle Gegenſtände von Tugend und Religion äußerſt empfindlich und verwirrte ſeine Begriffe. Das Studium der Metaphyſik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extrem über, ſo daß er, der die Religion vorher übertrieben hatte, durch ſkeptiſche Grübeleien nicht ſelten dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln. Dieſe ſchreckende Ungewißheit der wichtigſten Wahrheiten ertrug ſein vortreffliches Herz nicht. Er ſtrebte nach Ueberzeugung, aber verirrte auf einen falſchen Weg, da er ſie ſuchen wollte, verſank in die finſterſten Zweifel, verzweifelte an der Glückſeligkeit, an der Gottheit und glaubte ſich den unglücklichſten Menſchen auf Erden. Mit dieſer Unordnung ſeiner Begriffe verband ſich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht zu beſtimmen, ob ein organiſcher Fehler im Unterleib zu Grunde liegt). Es folgten Fehler in Verdauungsgeſchäften, Mattigkeit und Kopfſchmerzen, welche, ſo wie ſie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzuſtandes waren, hinwiederum dieſen Zuſtand rückwärts verſchlimmerten.“

*) Zum erſtenmal in Wagner's Karlsſchule abgedruckt, I, 584.

Der Kranke hatte den lebhaften Wunsch, die Akademie zu verlassen. Nach Schiller's Rapport „vom 16. Juli" beharrte der Freund auf dem Gedanken, „„daß er schlechterdings nicht mehr in der Akademie genesen könnte. Alles sei ihm hier zuwider, Alles zu einförmig, um ihn zu zerstreuen. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger."" „Ich gab ihm, fährt Schiller fort, zu bedenken, wie er nirgends keine Aussicht in der Welt hätte, da er nicht ausstudirt, da er ohnehin einen siechen Körper hätte" u. s. w. Aber, wiewohl sich der Kranke unter Schiller's Umgang besserte, der Arzt gerieth, wie er im Bericht vom 21. Juli mit Verdruß bemerkt, in den Verdacht, die Meinungen seines Patienten heimlich zu begünstigen. Sein Einfluß auf den Freund wurde gehemmt, und der Intendant sprach dem Patienten selbst sein Mißtrauen ziemlich unverblümt aus. Das war Schiller empfindlich.

Er schrieb an den Obrist von Seeger eine umfassende und nachdrückliche Rechtfertigung seines Verfahrens. Unter andern heißt es: „Es würde mir unendlich gefehlt sein, wenn ich dazu schweigen müßte, da es für mich von Folgen sein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderläuft." Er legt mit oft pathetischem Ausdruck dar, daß er den Freund vom Selbstmord gerettet. Er weist jede Zumuthung, als ob er ordnungliebende Eleven beim Patienten verdächtigt, heftig zurück, bald acht Jahre habe er das Glück, in der Akademie zu leben, und in dieser Zeit sei er noch keinem Menschen unter dem schändlichen Charakter eines „Ohrenbläsers" bekannt geworden. Nachdem er seine Ansichten über die Akademie entschieden von denen des Kranken getrennt hat, erklärt er als Ursache des Verdachts den nothwendigen Kunstgriff jedes Arztes, die Sprache des Kranken zu reden: „Und jener Tolle, sagt er, der sich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein diktatorisches Nein überwiesen, sondern man setzte ihm einen künstlichen auf und diesen schlug man ihm ab." Sämmtliche Rapporte sind mit preisenden Bemerkungen über die väterliche Gnade des Herzogs durchflochten. Sie schwebte unverantwortlich, unantastbar über dem kleinen Staat, dem Schiller nur noch mit halber Seele und schlechtverhehltem Widerwillen angehörte. Gewiß sah er den herannahenden letzten Prüfungen mit Verlangen entgegen.

Er mußte eine neue Dissertation schreiben. Er gab an, der hauptsächlichste Gegenstand seines Studirens seien in diesem Jahr folgende Materien gewesen: I. Ueber den großen Zusammenhang der thierischen

Natur des Menſchen mit der geiſtigen. II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menſchen. Es war denn doch den Profeſſoren um eine mehr mediziniſche, als philoſophiſche Arbeit zu thun. Sie wählten alſo das erſte Thema und gaben ihm, um den allzu Wilden bei der Stange zu halten, auf, noch eine lateiniſche Diſſertation über den Unterſchied der entzündlichen und der Faulfieber zu ſchreiben. Letztere Abhandlung fiel ſo aus, daß die Profeſſoren ſie nicht des Druckes würdig erachteten. Dagegen lag die deutſche Arbeit ganz in ſeinem Wege. Den Tadel des allzuvielen Feuers hatte er ſich gemerkt. Mir ſcheint die neue Diſſertation nur ein aufgewärmtes Gericht aus der reichen Tafel der alten zu ſein.

Die Kapitelüberſchriften der alten Diſſertation lauteten: I. geiſtiges Leben. II. Ernährung. III. Zeugung. IV. Zuſammenhang dieſer drei Syſteme. V. Schlaf und Tod. Nun vergleiche man hiermit den Inhalt der uns erhaltenen ſpäteren Arbeit: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen und geiſtigen Natur des Menſchen.“

Auch hier ſteht wieder in der kurzen Schilderung des geiſtigen Lebens der Gedanke obenan: Vollkommenheit des Menſchen liegt in der Uebung ſeiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans. Dann führt der Verfaſſer aus, daß die Thätigkeit der Seele an die Materie gebunden ſei durch die Syſteme der Empfindung, der Ernährung, der Zeugung. Dies nennt er phyſiſchen Zuſammenhang.

Der Hauptabſchnitt: Philoſophiſcher Zuſammenhang gelangt zu dem Satz: Der Körper alſo iſt der erſte Sporn zur Thätigkeit, Sinnlichkeit die erſte Leiter zur Vollkommenheit, aber die errungene Vollkommenheit des Geiſtes wirkt wieder aufs innigſte auf den Körper zurück. Beide ſind in ihrer Exiſtenz durch einander bedingt. Dies wird der Inhalt von Kapitel IV. der alten Diſſertation mit der Ueberſchrift: „Zuſammenhang dieſer drei Syſteme“ geweſen ſein. Der Schluß beider Arbeiten fällt dem Inhalt nach ganz zuſammen: Beide ſchließen mit: „Schlaf und Tod.“

Wenn man die ſpielende Ueberlegenheit, ja den genialen Uebermuth erwägt, mit dem die neue Diſſertation geſchrieben iſt, ſo erſcheint ihr Schlußſatz faſt wie einer jener Sarkasmen, die Schiller nur für die Freunde verſtändlich ſeinen Gegnern zuzuſchleudern pflegte. Er heißt,

mit Bezug auf unſere mögliche Vervollkommnung nach dem Tode: „Wir legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verſtehen, aber vielleicht verſtehen wir es in einigen Jahren beſſer.“

Der Verfaſſer zitirt alle ſeine Lieblinge: Shakſpere, Gerſtenberg und — es ſieht faſt nach einer Wette mit ſeinen Freunden aus, — die Räuber, unter dem Titel: Life of Moor, Tragedy by Krake. So gut maskirt der Löwe hier lag, ſo konnte er es doch nicht laſſen, die Klaue vorzuſtrecken, und die Herren Profeſſoren ſchnitten eifrig in die Krallen. „Tönender Wohlklang auf die Laute der Natur“, „da grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwirkenden Merkur“, ſolche und ähnliche Wendungen wurden getadelt, indeſſen die Arbeit mit einer erbaulichen Bemerkung über den großen Haller für druckwürdig befunden. Sie erſchien mit einigen Aenderungen bei „Chriſtoph Friedrich Cotta, Hof- und Kanzlei-Buchdrucker.“ Schiller nahm ſie nicht in die Sammlung ſeiner proſaiſchen Schriften auf. Sie ſteht ſeit 1838 in der Cotta'ſchen Ausgabe, ohne die Zueignung an den Herzog, welche von Gefühlen der Ergebenheit und Dankbarkeit überfloß. Schiller nennt ſeinen Erzieher den Stifter ſeines Glücks. Er erkennt in ſeiner Erziehung „die Wege einer höheren Vorſicht“, den Grund zu dem Glück ſeines ganzen Lebens, und ſetzt ahnungsvoll hinzu: „Und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigne Beſtrebungen ſich mit den Abſichten des beſten Fürſten durchkreuzen.“

Sein Fürſt war ihm gnädig geſinnt, er ahnte das Bündniß nicht, das ſein Zögling mit dem Dämon des Jahrhunderts gemacht hatte. Er ahnte nicht, daß dieſer Zögling ihm innerlich ſo weit entfremdet ſei, als er mit ſeinem Maß von ſechs Fuß drei Zoll äußerlich aus dem Camiſol ohne Aermel herausgewachſen war, mit welchem er auf die Solitude kam. „Laßt mir dieſen gewähren! Aus dem wird etwas!“ Das Wort des Herzogs hat ſich erfüllt, aber auch in des Herzogs Sinn? „Der verlorne Sohn“ hieß der andere Titel der Räuber. Armer Jüngling, indem du deinen Karl Moor vor die Nacht des Unglücks ſtellteſt, biſt du ein Seher deines eignen Geſchickes geweſen.

Jetzt waren nur noch die mündlichen Prüfungen zu überſtehen. Das Programm von 1780 (abgedruckt in Wagner's Geſchichte der Karlsſchule) ſagt nichts davon, daß Schiller ſeine Diſſertation vertheidigt habe. Dagegen opponirte er einem Profeſſor in lateiniſcher

Sprache*). Man kann ſich den Eindruck, den Schiller's Perſönlichkeit damals machte, nicht lebendiger und treuer vergegenwärtigen, als durch die Erzählung eines Augenzeugen, welcher ſich am Tage dieſer Disputation unter den Zuſchauern auf der Gallerie befand und der in den nächſten Lebensjahren unſeres Dichters eine ſo einzige Rolle ſpielt. Dieſer Augenzeuge war Andreas Streicher, ein angehender Tonkünſtler.

Es hat manches Freundespaar in alten und neuen Zeiten gegeben, in Leben und Dichtung. Aber wenn man eine Freundſchaft aufſuchen will, welche an Zartheit, ſchwärmeriſcher Hingebung und aufopfernder Treue der Liebe Streicher's gleichkommt, ſo muß man das Buch aufſchlagen, worin die hehrſten und ſüßeſten Wunder des menſchlichen Herzens ſich begeben, im Shakſpere wird man es finden. Man leſe etwa in „Was Ihr wollt" die Scene zwiſchen Antonio und Sebaſtian. Die Worte Antonio's: „Wenn Ihr mich nicht für meine Liebe umbringen wollt, ſo laßt mich Euren Diener ſein", dieſe Worte klangen in des jungen Tonkünſtlers Seele, da er Schiller zum erſtenmale ſah.

Er hat ein Büchlein geſchrieben, dieſer Andreas Streicher, ohne ſeinen Namen. Es heißt: Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Es iſt wahrlich ein Edelſtein. Sein etwas altväteriſcher Ton und eine gewiſſe Umſtändlichkeit haben vielleicht die Biographen veranlaßt, ſeine Erzählung in ihr ſchulgerechteres Deutſch zu überſetzen. Ich glaube, ſie hätten ſich nichts leideres thun können. Es ſind einige wenige Unrichtigkeiten darin, aber in dem Ganzen waltet eine Treue, über den Worten liegt ein ſo bezaubernder Hauch der Empfindung, daß man bei der Erzählung des Muſikus einen ähnlichen Eindruck empfängt, wie beim Anhören einer ſchönen Haydn'ſchen Sonate. Es giebt keine biographiſche Aufzeichnung über Schiller, in welcher ſein Jugendbild ſo groß, ſo wahr, ſo einfach, ſo ächt künſtleriſch gezeichnet iſt. Es weht Einen das Gefühl an, als hätte Schiller's Geiſt, wie ihn Goethe in den Worten giebt:

Und hinter ihm im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine,

als hätte dieſer Geiſt an dem Büchlein mitgearbeitet.

*) Streicher erzählt, die Disputation ſei mediziniſchen Inhalts geweſen. Er verſtand ſchwerlich ſo viel Latein. Nach dem Programm zu urtheilen war es

Streicher hat seine eigene Person unter dem Buchstaben S. verhüllt. Ich werde seine Worte gebrauchen, so oft es der Plan meines Werkes irgend erlaubt. Er erzählt:

„Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer... in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.

„Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte.

„Als 1781 die Räuber in Druck erschienen waren und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und S. hatte die Ueberraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

Professor Drück's Streitschrift: De virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex seculi indole aestimandis. Vgl. Boas Jugendjahre I, S. 213.

„Wie jeder Leſer eines Buches ſich von dem Autor deſſelben ein Bild ſeiner Perſon, Haltung, Stimme, ſeiner Sprache vormalt, ſo konnte es wohl nicht anders ſein, als daß man ſich in dem Verfaſſer der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, deſſen Aeußeres zwar ſchon den tief empfindenden Dichter ankündigt, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer ſeiner Ausdrücke, ſowie ſeine Anſicht der Weltverhältniſſe alle Augenblicke in Ungebundenheit ausſchweifen müſſe. Aber wie angenehm wurde dieſe vorgefaßte Meinung zerſtreut! Das ſeelenvollſte, anſpruchsloſeſte Geſicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die ſchmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendſten Beſcheidenheit erwidert. Im Geſpräche nicht ein Wort, welches das zarteſte Gefühl hätte beleidigen können. Die Anſichten über Alles, beſonders aber Muſik und Dichtkunſt betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchſten Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer ſehr treffend, aber dennoch voll Schonung und nie ohne Beweiſe. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiſte nach reifer Mann, mußte man ſeinem Maßſtabe beiſtimmen, den er an Alles legte und vor dem Vieles, was bisher ſo groß ſchien, ins Kleine zuſammenſchrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde. Das anfänglich blaſſe Ausſehen, das im Verfolg des Geſprächs in hohe Röthe überging — die kranken Augen, die kunſtlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenſo vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Geſellſchaft abſtach, als ſeine Ausſprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine beſondere Kunſt lag jedoch in der Art, wie er die verſchiedenen Materien aneinander zu knüpfen, ſie ſo zu reihen wußte, daß eine aus der andern ſich zu entwickeln ſchien, und trug wohl am meiſten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beſchuldigte und die Möglichkeit des ſchnellen Verlaufs der Zeit nicht begreifen konnte. Dieſe ſo äußerſt reizende und anziehende Perſönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abſtoßendes blicken ließ, — Geſpräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verſchönerten — Geſinnungen, die nichts als die reinſte Güte ohne alle Schwäche verriethen — mußten von einem jungen Künſtler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele

gewinnen und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen."

Streicher's Erzählung hat uns aus der Akademie herausgeführt. Ich wollte sein Schillerbild vollständig geben. Er hatte schwerlich Lessing's Laokoon gelesen, und doch wußte er, daß die lebendigsten Bilder von einem Menschen diejenigen sind, welche seine Bewegung zeichnen. Alles andre bleibt angestrichne Statue in Worten. Hoffmeister sagt, daß man „durchaus unrecht thue, Schiller einen tiefen kühnen Adlerblick zuzuschreiben." Da muß ich Streicher doch vertheidigen. Zwar beruft sich Hoffmeister darauf, daß Goethe des Freundes Augen sanft nennt und daß Petersen sagt: „den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge." Ich will noch hinzufügen, was die Mitschüler vergessen haben, daß Schiller kurzsichtig war *). Aber ein Blick auf Dannecker's kleinere Büste, die Scharffenstein unverbesserlich nennt, wird Streicher Recht geben. Der „tiefe kühne Adlerblick" liegt nicht so sehr im Feuer des Auges, als in dem Ensemble von Brauen und Nase. Streicher sah den Dichter in der Entfernung, er sah ihn öffentlich im Affekt auftreten. Da prägten sich die großen Charakterstriche ein. Nachher spricht er von kranken Augen. Das kann sehr wohl mit der ersteren Eigenschaft bestehen. Eins tritt aus allen Zeichnungen entgegen. Mit Schiller's Körper, soweit er vom Geist aus sich bildete, war eine auffällige Umformung und Verschönerung vorgegangen.

So dunkel auch das Gebiet der Physiognomik ist, so wird man doch versucht sein, ohne Schiller damit definiren zu wollen, die Linien seines Jugendbildes zu deuten. Und hier hat das Einzelne sein Recht.

Der hohe, gestreckte Gliederbau würde, gymnastisch gebildet, mit der gewölbten Brust, mit dem schlanken und langen Halse, an die schwungvolle Erhabenheit eines Apoll erinnert haben. Aber die vollständige Befreiung der Glieder fehlte, das angestrengte Denken und die Stubenbildung machte sie zu bloßen Sklaven des Kopfs, und so mischt sich in jenes Bild viel vom Gelehrten, auch vom hagern Cassius, dem politischen Verschwörer. Die Brust, der Sitz des Muthes, war heraus und

*) Schiller u. Lotte, S. 50.

gewölbt. Die ſtarken, mehr motoriſchen als ſenſiblen Hände, deren Spiel mehr energiſch als graziös war, bezeichnen die männliche Seele, den willenskräftigen Menſchen. Das Haupthaar nennt Scharffenſtein buſchig, roth, von der dunklen Farbe. Die verwandten Vorſtellungen von „impertinent blond“, vom altgermaniſchen Urtypus, vom Abnormen, ſelbſt vom Unheimlichen, Geiſtermäßigen und Böſen liegen nicht weit. Damit hängt das Pigment zuſammen, eine weiße Haut mit feinſter Erregbarkeit. Schneller Wechſel von blaß und roth blieb Schiller immer eigen. Auf den erſten Blick hat das Geſicht etwas Vogelartiges, Orientaliſches. Die gebogene ſpitze Naſe macht den Eindruck des Spürenden, auch wohl Empfindenden, Zertheilenden, Ahnenden, womit die auffangende, vorſtehende Unterlippe korreſpondirt. Aber in ſtarkem Kontraſt zu der Naſe erſcheint die felſigte Stirn breit, viereckig, löwenartig, gegen die Augenbrauen und Naſe ſteht wirklich, wie Ariſtoteles von der Löwenſtirn ſagt, etwas wie eine Wolke. Solche Stirn ſoll den Mann von großen Ideen bezeichnen. In den tiefliegenden Augen, die nach Scharffenſtein dunkelgrau, nach Karoline von Wolzogen zwiſchen lichtbraun und blau, alſo jedenfalls ſehr unbeſtimmt gefärbt waren, faßt ſich die Intelligenz und der Charakter zuſammen, die Anſchauung geht nach innen. Dieſe ganze Partie des Kopfes hat viel Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck. Die Lippen waren, nach Scharffenſtein, dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus. Das Kinn war, wenn Dannecker's Büſte Recht hat, ſtark, nach oben hin merklich geſpannt, es liegt Ausdauer, Sicherheit, eine gewiſſe trotzige Kühnheit darin. Die Stimme war hoch, im Affekt damals ſchneidend, wie Robespierre's, Napoleon's und Luther's Stimme.

Der größte Aeſthetiker unſerer Zeit, Viſcher, hat dieſen Deutungsverſuch zu verantworten, aber ich darf nicht verſchweigen, wie ſehr er die Unzuverläſſigkeit ſolcher Deutungen hervorhebt. Wie viele Räthſel bleiben in den feineren Uebergängen und in dem mannichfaltigen Durcheinander ungelöſt! Faſt ſo viele, wie in der künſtleriſchen Phyſiognomie, die wir nach ihren Grundzügen ſchon bei dem Jünglinge fixiren können, um ſie gelegentlich im Lauf der Biographie zu vervollſtändigen. Ein lebendiges Naturgefühl, wie es das Gedicht „der Abend“ ausſpricht, die

gesunde Grundlage der Künstlerphantasie, tritt zurück vor den Idealen des Geistes, das einfach Schöne vor dem Erhabenen. Der Schritt zum Komischen, zum derben Witz und Epigramm schützt vor nebelhaftem Zerfließen; das Gefühlsame, welches Schiller in Hölderlin als sein eigen Jugendtheil wiedererkannte und das sich an Klopstock anlehnte, bleibt als rhythmischer Niederschlag, und versetzt mit starker Leidenschaft, wird es tauglich zu dramatischem Stahlguß. Eine solche Phantasie ist vorzugsweise auf die Massen der Geschichte, auf das Politische, das sittlich Große gerichtet, im Genre mehr auf das Soldatische, als das Ländliche, im Bürgerlichen mehr auf das Zerwürfniß der Stände, als auf idyllische Behaglichkeit. Sonnenaufgang über dem Meere, Sonnenuntergang, Sturm, Einöden, Aufruhr des Wassers und der Menschen und, wenn man Einzelnes herausgreifen darf, die Kampflust der Bestien, das Gewimmel der Meeresungeheuer werden ihr Bilder geben. Man vergleiche den Handschuh und das Sturmbild im Tell mit der Novelle von Goethe, in welcher der Mensch selbst mit dem Löwen auf kindlichem Fuße steht.

Zwar fehlt schon dem Jüngling Schiller nicht der Sinn für das Einfach-Schöne in der Natur, wie in der Kunst, der Sinn, der ihn so mächtig zu Goethe zog, aber vorwiegend ist bei ihm die Anlage zum Erhabenen. Man kann vielleicht die äußerst markirte Körperlichkeit, die sich der Normalbildung gegenüber isolirt sieht, mit in Rechnung ziehen, wenn man diese Anlage zum Kontrast, zum Erhabenen sich erklären will. Goethe mit seinem offenen Tagesgesicht, mit seinen großen klaren Augen, mit seinem durchaus harmonischen Körper findet sich mit der umgebenden Welt auf Du und Du. Auch Shakspere mußte sich in seiner Gestalt zu Hause fühlen, und so gewaltig es in ihm stürmt, den Bund mit der nächsten Menschheit zerreißt er nicht. In sich selbst kehrt er leicht und ruhig wieder ein. Schiller's Geist fühlte sich nicht in seinem Körper heimisch, er ließ ihn zum Theil verfallen und erkannte zu spät den Werth einer gesunden Geisteswohnung. Eine solche Natur sucht den Mangel auf der einen Seite durch einen Ueberschuß auf der andern zu decken. Das Individuelle, das an ihr selbst hindert und stört, wird ihr leicht an den Dingen gleichgültig sein. Sie sucht die Idee, den Brennpunkt des Geistes, in dem sich die Strahlen des Persönlichen sammeln.

Nur ein reiches, vielbewegtes Leben kann die Einſeitigkeit, die hier erwähnt iſt, aufheben, kann dem Dichter ein unbefangenes, natürliches Weltbild zuführen, und Schiller verdient wahrlich, wenn man die innern und äußern Hemmniſſe ſeines Lebens kennt, eine immer neue Bewunderung, daß er dieſe Hemmniſſe in Förderungen ſeiner Kunſt nach Gehalt und Form verwandelte.

Wir treten jetzt mit ihm in das „Leben", wie man charakteriſtiſch genug den Zeitraum nennt, der auf die Schule folgt.

Drittes Buch.

Regimentsmedikus Schiller.

Januar 1781 bis 17. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

Die Sonne der fürſtlichen Gnade, welche den Dichter nach jener Disputation beſchien, hatte viel Licht, aber wenig Wärme. Karl Eugen glaubte durch die koſtenfreie Erziehung genug gethan zu haben, um ſich die ewige Dankbarkeit ſeines Zöglings zu erwerben. Theuer bezahlen mochte er dieſe Dankbarkeit nicht. Schiller wurde als Medikus ohne Porte d'epee beim Grenadierregiment General Augé angeſtellt. Achtzehn Gulden Reichswährung (etwa zehn Thaler) monatlicher Sold war eine magre Erfüllung des Verſprechens, daß eine beſonders gute Anſtellung Eltern und Sohn für das Opfer des theologiſchen Berufs ſchadlos halten ſolle.

Aber das Leben, das erſehnte Land, in das ſeine Freunde und er in früherer Zeit Paradieſe von Genuß und Thätigkeit hineingeträumt hatten, war erreicht. Es war immer ein Athemholen werth. Freund Hoven ging in den letzten Tagen des Dezember, das Glück des Wiederſehens zu Hauſe zu genießen. Und auch Schiller eilte ohne Zweifel in die Arme der Seinigen. Bei ihm überwog die Freude jeden trüben Gedanken. Die Eltern aber empfanden die bittere Täuſchung in Bezug auf die gute Anſtellung ſchwer, wenn man auch von keiner Seite Widerſpruch zu erheben wagte. Der Vater ſchrieb im Gegentheil einen Dankſagungsbrief an den Intendanten von Seeger, und der Sohn ging aufs Schloß, um mit dem üblichen Handkuß dem Herzog für die genoſſenen Wohlthaten zu danken. Der Herzog war bis dahin ſein Vater geweſen, jetzt war er ſein Herr.

Nichts entfremdet innerlich mehr, als der Uebergang eines Herzensbandes in ein Dienſtverhältniß. Den berechtigten Zwang der Schule hatte Schiller getragen, die Fortdauer deſſelben in ſeiner neuen Stellung ward ihm bald unerträglich. Als er ſich in einer abſcheulichen Uniform auf der Wachtparade vorſtellte, erinnerte ihn jede Berührung ſeines Degens an die mangelnde Quaſte und an ſeine ſubordinirte Stellung. Was ihm jedoch am härteſten fiel, war, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß ſeines Generals ſich nicht aus der Stadt entfernen durfte. Seine Eltern wohnten nur eine Stunde von Stuttgart. Einen jeden Beſuch bei ihnen ſollte er ſich von der Laune ſeines Chefs erbitten. Das war eine ſchöne Freiheit.

Und auf ſeiner ganzen Stellung ruhte ein Fluch der Lächerlichkeit. Der größte Theil der Grenadiere des Regiments Augé beſtand aus Invaliden. Sie ſahen miſerabel aus. Das Soldatenſpiel war beim Herzog jetzt in Mißkredit, und die Praxis des Regimentsmedikus ſchlich in geflickter Uniform, eine Reihe von Jammerbildern, durch die Straßen von Stuttgart. Der Arzt ſelbſt — doch wie der ausſah, erfahren wir am beſten von Einem, der es verſtand, fürs Lachen zu zeichnen. Es iſt Niemand anders, als Scharffenſtein. Wir wiſſen, wie er und Schiller auseinanderkamen. „Ich wurde, erzählt Scharffenſtein, als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angeſtellt. Bei den Beſchäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Exiſtenz blieb mein Herz leer, und eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu ſein, wurde mir unerträglich. Ich ſchrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, alle Wolken verſchwanden, Alles war rein vergeſſen. Inzwiſchen waren wir durch unſre Lage getrennt und hatten beinahe keine Kommunikation mit einander.“

Da ſieht er den neugebackenen Regimentsmedikus ſich auf der Wachtparade präſentiren. „Wie gram ward ich dem Dekorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfaſſen. Aber wie komiſch ſah mein Schiller aus! Eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußiſchen Schnitt und namentlich bei den Regimentsfeldſcheerern ſteif und abgeſchmackt; an jeder Seite des Geſichts hatte er drei ſtarre, vergipste Rollen, welche Locken vorſtellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in deſſen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt

war, und ſein langer Hals ſaß in einer ſchmalen, roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war beſonders merkwürdig: durch den den weißen Kamaſchen untergelegten Filz waren ſeine Beine, wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hoſen eingepreßten Schenkel. In dieſen Kamaſchen, die ohnehin mit Schuhwichſe ſehr befleckt waren, bewegte er ſich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieſer ganze, mit der Idee von Schiller ſo arg kontraſtirende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in unſern kleinen Kreiſen."

Der Regimentsmedikus war eine Karrikatur auf den Dichter. Was Wunder, daß der erſtere dem letzteren nicht gefiel? Als Scharffenſtein's Lachen vorüber war und er den Menſchen unter der Vogelſcheuche gewahr wurde, beugte ſich ſein Geiſt vor der imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die er bei Schiller antraf. „Sein Herz, ſagt Scharffenſtein, hatte mit ſeinem Geiſt den Takt gefunden."

Welche widrigen Eindrücke hatte dieſes Herz zu verwinden, und wie offen und unverbittert blieb es bei alle dem. Seine Klagen floſſen nur, ſeine Anklagen, wenn es einen Freund zu beweinen hatte.

Der Tod wurde abermals ſeine ſchreckliche Muſe. Er ſchrieb gegen die Mitte Januars die Worte:

Langes Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus.
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre,
Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth'!
Einen Sohn — das Prahlen ſeiner Mutter,
Unſern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Menſch heißt, folge mit!

Wer könnte zurückbleiben, emporgeriſſen von ſolchem Ruf! Aber wer unter den Leidtragenden mochte wohl mit dem Führer in Prometheusgroll gen Himmel rufen:

O, ein Mißklang auf der großen Laute,
Weltregierer, ich begreif' es nicht!
Hier — auf den er ſeinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbariſches Gericht!

Welche hinreißende, ich möchte sagen hinmähende Gewalt in der Klage! Welche sicheren und festen Ruderschläge in dieser schaurigen Charonsfahrt! Welche elektrische Wirkung der verketteten Klänge und Bilder in diesen Versen:

Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten,
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Und dem Freund zum grausen Todtenopfer häuft er alle Erbärmlichkeiten des Irdischen, vernichtet sie in den Flammen seines Ideals und giebt ihre Asche mit der Asche des Todten dem Sturmwind Preis. Weiß er doch, daß der Geist und seine Liebe ewig daure.

Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weih'n.
— — — — — — — — —
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!

Es war Joh. Christian Weckerlin, ein akademischer Freund, dem das

„Fahr denn wohl, du Trauter unsrer Seele"

nachgesungen ist. Die vereinigten Mediziner ließen das Leichenkarmen drucken und irrten gewiß nicht, wenn sie die Eltern des Todten durch die Uebersendung desselben zu trösten glaubten.

In dieser Dichtung malt der Verfasser noch mit grellen Farben die Auferstehung des Fleisches. Noch konnte er fromme Eltern trösten, noch klammert er sich an die Vorstellung vom Wiederfinden nach dem Tode. Diesen tröstlichen Glauben hält er den Widersprüchen und Gebrechen der Welt und der Härte der Weltregierung entgegen. *)

Aber schon reizt ihn die Darstellung dieser Widersprüche mehr und mehr, und zersprengt die Grenzen seiner Lyrik. Der Verfasser der Räu-

*) Jugendgedichte sind keine Glaubenssysteme. Ed. Boas entwickelt aus ihnen allzu künstlich, daß Schiller's Unsterblichkeitsglaube hier schon über die Auferstehung des Fleisches hinaus sei. Schiller weist nur das Wie der Fortdauer ab. Es ist sehr natürlich, daß auf einer gewissen Stufe des Zweifels der Poet

der kündigte sich durch diesen Gesang dem Publikum an. Wie entsetzt dieses war, erfahren wir aus einem burschikosen Brief an Wilhelm von Hoven, dem ersten dieser Art, den wir von Schiller besitzen. Er gewährt zugleich einen Blick in das innige Verhältniß der Jünglinge und führt aus den Kirchhofsmauern wieder in das gesunde volle Leben. Schiller schreibt:

Bester Freund!

Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds .... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2 12 Xr. Denn soviel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeschrieben ist und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft). Weil aber alle Mediciner, selbst Dr. Elwert ungefragt dazu gezogen sind, so nahm ich um so weniger Anstand, in Deinem Namen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis*) verdienen eine mündliche Erzählung; denn sie sind zum Todtlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an, in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen, wie desjenigen der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sey mir gnädig!

---

noch die Sprache des Dogma's spricht, wie es sein Herz verlangt, während sein Verstand schon ihre Richtigkeit angreift. — Vergl. Boas, Jugendjahre I, 226. Die Cotta'sche Ausgabe hat das Gedicht nicht vollständig.

*) meines Carminis?

Sey so gut und schicke mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige Schiller.

„Ein Nahmen, wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte!" Er ging mit vollen Segeln auf diese Art von Berühmtheit los.

Schon die Wahl seiner Wohnung war bedenklich. Zwar gehörte das Haus dem Professor Haug, es lag auf dem „kleinen Graben", der damals die Begrenzung von Stuttgart nach der Stadtmauer hin bildete, auf der jetzigen Eberhardstraße. Aber es wohnte darin eine Offizierswittwe von dreißig Jahren, die Frau Hauptmann Vischer, und was in den Augen der Welt vielleicht noch entsetzlicher war, Schiller ward der Stubenkamerad des Lieutenant Kapf. Wahrscheinlich hatte Frau Vischer ihnen das Parterrezimmerchen vermiethet, in welchem wir nunmehr unsern Helden zu suchen haben. Der Lieutenant Kapf, jetzt wie Scharffenstein beim Gabelenz'schen Infanterieregiment, war seit einem Jahre aus der Akademie entlassen. Dort hatte er anfangs, wie die erwähnte Charakteristik der Mitschüler ausweist, nicht eben hoch in Schiller's Gnade gestanden. Sein „kindisches Betragen", seine „Unverschämtheit" und Großsprecherei, seine Selbstliebe und Verachtung Anderer, Eigenschaften, welche Schiller anfangs abstießen, wurden in Vergessenheit gebracht durch seine spätere Tüchtigkeit. 1778 nahm er in den Listen der Akademie den ersten Rang seiner Abtheilung ein und erhielt eine Fülle von Preisen. Er schrieb auch unter dem Titel „eine Bombe" eine warme Vertheidigung der Akademie. Aber so geistvoll und gewandt er war, die Neigung zu stürmischem Lebensgenuß, die Verirrungen seines Standes brachten ihn in üblen Ruf. Er trat später beim würtembergischen Kap-Regiment ein und fand in Ostindien sein Ende. Mit diesem Gesellen hauste Schiller zusammen. Beide waren nicht sehr ordnungsliebend, Kapf heftig, Schiller reizbar. Um so besser kamen sie mit einander aus. Keiner störte die Studentenwirthschaft des Andern.

Der Humor, dieser germanische Bruder der Grazien, dieser treue Hausgott armer Schlucker, junger Künstler und Studenten, verschmähte die Prunkgemächer Stuttgarts und wohnte in dem Parterrezimmer. Ihn freut das holde Nichts und das Chaos, woraus auch er seine Welten schafft; ihn freut der Opferduft des Virginischen Krautes und die

reichliche Spende der Thorheit. An allem dieſen war kein Mangel, wenn die ganze Geſellſchaft des ehemaligen Dichterbundes zuſammen war. Peterſen, jetzt Unterbibliothekar in Stuttgart, Scharffenſtein, Haug, auch wohl Bruder Hoven, welcher jetzt in Ludwigsburg praktizirte, Reichenbach, waren dem Dichter allezeit hochwillkommen. Sie waren ſammt und ſonders arm. Kochte der große Curius Dentatus ſich ſeine Rüben ſelbſt, warum ſollten ſie nicht Kartoffelſalat eſſen und auch in Hoffnung künftiger Größe mit eignen Händen bereiten? Sie wichen leider bedeutend von der Frugalität des Römers ab, denn ſie aßen Knackwurſt dazu. Und was erzählt Scharffenſtein? „Der Wein war freilich ein ſchwieriger Artikel und noch ſehe ich des guten Schiller's Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös ſeines Magazins überraſchen und erfreuen konnte. Da war die Welt unſer.“ Der gute Schiller that dies ohne Zweifel nur, um Peterſen, der an ſeinem Buche „über die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunk“ ſchrieb, einige Studien unterzubreiten. In ſolche gaſtronomiſch-nationale Beſtrebungen ragte die mangelhafte Geſtalt von Schiller's Aufwärter hinein, den er ſich aus ſeinen Grenadieren ausgeſucht hatte. Er führte den klaſſiſchen Namen: Kronenbitter. Er richtete allerhand Konfuſion an, er iſt es, welchen der ärgerliche Dichter in dem Briefe an Hoven unter dem „Hunds .... mein Kerl“ verſteht. Aber trennen mochte er ſich nicht von ihm.

Die frohe Jugendweiſe war übrigens von Liderlichkeit weit entfernt. Die innere Zucht der Jünglinge mag nicht bei allen das Maaß erreicht haben, wie bei Hoven, der im Angeſicht des Todes geſteht, daß ſeine Verheirathung im ſiebenundzwanzigſten Jahre ihn ſo fand, wie Don Carlos von ſich im dreiundzwanzigſten rühmt. Aber der Werth, den Schiller auf dieſe Eigenſchaft des Helden legt, beweiſt genug. Schiller ſagt ſelbſt, Don Carlos habe den Puls von ihm. Die Worte „Sinnentaumel und jugendliche Thorheit“, womit Karoline von Wolzogen wahrſcheinlich ſehr verzeihliche Exceſſe zu verhüllen glaubte, haben durch ihre Allgemeinheit dazu beigetragen, Schiller's herrliches Jugendbild zu trüben. Es iſt wahrlich nicht zu Schiller's Unehren, wenn die Ingredienzien des „Sinnentaumels“ genau bekannt werden. Es iſt begreiflich, daß einer Frauennatur manches als „bodenloſer Leichtſinn“ erſcheint, was nichts, als das göttliche Selbſtvertrauen einer genialen Kraft oder der Ausdruck eines freigebigen Herzens iſt.

Schiller war, wie faſt alle Aerzte, ein gewaltiger Schnupfer, er ſpielte gern eine Partie Manille, er ſchob eine gute Kugel, ging in den Ochſen auf der Hauptſtetterſtraße zu Wein und Bier, und ein Diskurs mit einer hübſchen Kellnerin war ihm keineswegs zuwider, wiewohl Peterſen behauptet, er ſei im Sinnlichen ohne alles Feingefühl geweſen. Daß Schiller damals aus Armuth nicht immer Burgunder trank und Marocco ſchnupfte, hat mehr zu dem Ausſpruch Peterſen's beigetragen, als eine wirkliche Eigenſchaft. Guſtel von Blaſewitz, Schiller's erleſener Weinkeller in ſpäteren Zeiten hätten Peterſen vielleicht vom Gegentheil überzeugt, wenn die ſchöne Margarethe Schwan und die ſchöne Dresdnerin und tauſend Ausſprüche in Schiller's Schriften es nicht vermocht hätten.

Eine unquittirte Rechnung von der Hand des würdigen Ochſenwirths: „Nota über Herrn D. Schiller und Hrn Bibliotarius Peterſinn" hat ſich erhalten, welche darthut, daß der Herr Regimentsmedikus gewöhnlich ein halbes oder auch wohl ein ganzes Maaß Wein zu trinken pflegten. Hierzu wurde Schinken und Salat geſpeiſt, und wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waiſenhauſe herüberkam, durfte er nicht über ſchlechte Bewirthung klagen.

Der Ton, in welchem man verkehrte, war recht geſund. Schiller ließ einmal folgenden Zettel zurück: „Seyd mir ſchöne Kerls. Bin da geweſen, und kein Peterſen, kein Reichenbach. Tauſendſakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."

Die tolle Wirthſchaft vollſtändig zu machen, übernahm der Regimentsmedikus die Redaktion eines politiſchen Wochenblatts, welches, wie Eduard Boas ermittelt hat, unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" Dienſtags und Freitags bei dem Buchdrucker Chriſtoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erſchien. Das war das Magazin, welches Scharffenſtein als die Weinquelle Schiller's anführt. Am ſechsten März 1781 brachten die „Nachrichten" eine feurige „Ode auf die glückliche Wiederkunft unſeres gnädigſten Fürſten". Es heißt darin unter andern:

Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrſcher — Er?

Und der Sänger dieſer excentriſchen Anſicht war im Begriff, die Räuber herauszugeben!

Dem Stuttgarter Zenſor erſchien dieſe Huldigung ſeines Landesherrn „eine Beleidigung fremder Fürſten“. Doch ließ er die Ode paſſiren. Ein ander Mal aber mußte Schiller ſo energiſch gegen ihn auftreten, daß dem erhitzten Autor die Thür gewieſen und gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er ſich nicht entferne.

Friedrich den Großen nennt das Blatt ſtets mit Verehrung, Joſeph den Zweiten mit Enthuſiasmus. Leſſing's Tod wird gemeldet. Er ſtarb am 15. Februar 1781. Es war Zeit, in die Stelle des gefallenen Kämpfers einzurücken.

Die praktiſche Medizin ſagte Schiller wenig zu. Ein Plan, zu dociren, lag in unbeſtimmtem Dunkel vor ihm. Der „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781“, das einzige mediziniſche Buch, das er in ſeiner ganzen Stuttgarter Laufbahn kaufte, zielte ſchwerlich nach dem Katheder. Vielmehr wies der Plutarch, den er ſich in einer theuren Ueberſetzung, und der Shakſpere, den er ſich in der Wieland'ſchen Verdeutſchung gleich nach ſeinem Austritt aus der Akademie anſchaffte, ganz wo anders hin. Das ewige Einerlei der Lazarethbeſuche und der Parade ekelte ihn an. Wenn er auch durch eine kühne und ſelbſtändige Behandlung des Typhus einmal mehreren ſeiner Grenadiere das Leben rettete, die Aerzte vom alten Syſtem ſchüttelten den Kopf dazu. Er ging ſeinen eigenen Weg und lieferte auch hier gern Kraftſtücke. Der Herzog hatte den ausdrücklichen Befehl erlaſſen, er ſolle ſich in allen bedenklichen Fällen an ſeinen Vorgeſetzten, den Leibmedikus Elwert, wenden. Elwert, ein praktiſcher, wohlwollender Mann, ſah ſich genöthigt, nach manchen vergeblichen Einſchärfungen des Befehls, um bei dem Hitzkopf zu ſeinem Zweck zu gelangen, an alle Militärärzte, die unter ihm ſtanden, die Weiſung zu erlaſſen, ihm jedes Rezept vorzulegen, ehe es zur Anwendung kam. Es entſtand jene wilde Ironie über ſeinen Stand bei Schiller, die ſich am ſtärkſten in den Räubern und in der Selbſtrezenſion über die Räuber ausſpricht, wo es heißt: „Der Verfaſſer der Räuber — er ſoll ein Arzt bei einem würtembergiſchen Grenadierbataillon ſein, und wenn das iſt, macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis eben ſo lieben, als in Aestheticis,

und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur geben."

Schiller war keiner von den jungen Medizinern, die sich den Rath Mephisto's an den Schüler zu Nutze machen. Von der Eleganz des Auftretens war Niemand entfernter als er, Niemand weniger für Richter's Ansicht gestimmt, daß ein Arzt ein drittel Wissenschaft und zwei drittel savoir faire haben müsse. Dazu fiel der Anfang seiner Laufbahn in die Zeit, wo alle Welt und er doppelt begierig war, den Regeln einer scheinheiligen Dezenz Trotz zu bieten. Bald stand er in dem Ruf des ausschweifendsten Menschen. In einer lustigen Gesellschaft, die es darauf angelegt hatte, die Macht des Dionysos an ihm zu erproben, war er demselben Gott, der die Tragödie beschеert, auf einem dem Dürftigen so ungewohnten, dem Lebhaften so gefährlichen Felde erlegen. Besondern Eklat machte diese Niederlage bei einem Gastmahl, das General Augé den Offizieren seines Regiments gab. Man mußte den Medikus nach Hause tragen. Seitdem galt er in Stuttgart für einen notorischen Trunkenbold. Sein Lehrer Abel, den dies tief schmerzte, untersuchte das Gerücht, und was wir erzählt haben, war das Ergebniß seiner gewissenhaftesten Nachforschungen.

Bei solchen Gerüchten war natürlich an eine Stadtpraxis, die ihn mit seinem Berufe aussöhnen konnte, nicht zu denken.

Mit um so größerer Vorliebe wandte sich Schiller darum wieder seinem Drama zu. Es gab noch manchen Drucker darauf zu setzen, manche Scene abzurunden und das Ganze so einzurichten, daß er zu Scharffenstein sagen konnte: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß.

II.

Die Räuber im Druck.

Wenn man dieſen burſchikoſen, nicht ſchuldenfreien, Pferdekuren liebenden Stubenkameraden Kapfs mit dem lächelnden, anſpruchsloſen, wenn auch beſtimmten Dichter vergleicht, den Streicher gewiß nach dem Leben ſchildert, ſo ſcheint ſich ein Widerſpruch zu ergeben.

Man denkt ſich Schiller gewöhnlich im Gegenſatz zu Goethe, man denkt ihn ſich einſeitig als Idealiſten. Er war Idealiſt, aber mit der höchſten Fähigkeit zum Realismus. Er war eine von den vielſeitigen Naturen, die, wie Hegel einmal von den Shakſpere'ſchen Charakteren rühmt, für jeden aus ihrer Umgebung einen andern Reichthum entfalten. Er konnte, wie Leſſing, ſeine Würde weit von ſich werfen, in der feſten Sicherheit, ſie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Karoline von Wolzogen rühmt an ihm eine Spur von geſchäftsmänniſchem Talent. Er konnte Jeden in ſeiner Weiſe nehmen, ohne falſch zu ſein; er war ſelbſtbewußt, wie Young es vom Genie verlangt, aber gewiß in den wenigſten Fällen eitel. Sein eigentliches Weſen war, wie es Streicher ſah; alles Uebrige drängte ihm ſeine traurige Lage und die Umgebung auf, welche anfing, weit unter ſeinen wahren Bedürfniſſen zu ſtehen.

Während er mit Abel und Peterſen ſpazieren ging, bildeten die Mängel ſeines Dramas gewöhnlich den ununterbrochenen Stoff des Geſprächs. Mit großem Scharfſinn ſpürte er ſelbſt dieſen Mängeln nach, nahm ohne Unwillen den Tadel der Gefährten auf und — nahm bei der Arbeit ſelbſt wenig Notiz davon.

Sie war nun druckfertig.

Von der Vollendung eines Dramas bis zu ſeiner Veröffentlichung iſt ein weiterer Sprung, als bei jedem andern Produkt. An die Bühne

dachte er nicht. Diejenigen, welche es als Evangelium predigen, daß von einer Wiedererweckung der Bühne eine neue dramatiſche Epoche ausgehe, kann der Umſtand wenigſtens für Deutſchland eines Beſſeren belehren, daß die beiden größten deutſchen Dichter den umgekehrten Weg einſchlugen.

In Stuttgart fand ſich kein Verleger, der auch nur die Druckkoſten wagen wollte. Schiller wendete ſich nach auswärts. Zum Glück befand ſich Peterſen damals auf einer Reiſe in Mannheim, und in dieſes Getreuen Hände glaubte der Dichter ſein Wohl und Wehe legen zu müſſen. Er that es mit folgendem Brief:

„Daß Du ſiehſt, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerſpiels gelegen iſt, und daß Du ſie, falls Du, wie ich hoffe Deine Einwilligung dazu gegeben hätteſt, um ſo eifriger betreibſt, will ich Dich jetzt ſchriftlich nochmals an das erinnern was Du von Hoven ſchon, nach allen Künſten des überredenden Kanzlers gehört haben wirſt. Der erſte und wichtigſte Grund, warum ich die Herausgabe wünſche, iſt jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht anſteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum ſollte ich für mein Trauerſpiel, das durch den neuen Zuſatz 12—14 Bogen eng gedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben ſo viel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — iſt Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem intereſſirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), ſondern das haſt Du treu und redlich verdient und kannſt es brauchen.

Der zweite Grund iſt, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günſtigen Augen anſehn, dem unbeſtochenen Richter, dem Publikum preis zu geben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verſüßen und mir die Grillen zerſtreuen ſoll. Ich möchte natürlich auch wiſſen, was ich für ein Schickſal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt iſt, iſt dieſer: Ich habe einmal in der Welt keine andere Ausſicht, als in einem Fache

zu arbeiten, d. h. ich ſuche mein Glück und meine Beſchäftigung in einem Amte, wo ich meine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreiſter ſchreibe, ſo iſt es in dieſem Fache. Schriften auf dem Felde der Poeſie, Tragödie u. ſ. w. werden meinem Plane, Profeſſor der Phyſiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich ſein. Darum ſuche ich ſie hier ſchon wegzuräumen.

Schreibe mir alſo, liebſter Freund, ob und wie Du geſonnen biſt. Daß es herauskomme, iſt nicht zu beſorgen; meinerſeits ſoll die genaueſte Vorſicht beobachtet werden. Und geſchieht es, — ſo iſt es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor ausſtreuen kannſt — daß Du Dich ſelbſt nennſt, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu ſchmeichelhaft von meinem Produkt gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapf haben's wirklich ſehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannſt Du doch immer dafür erhalten. P. S. Höre Kerl! wenn's reüßirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf ſchänken laſſen."

Das Poſtſkriptum, wußte er, ging Peterſen zu Herzen. Hoffentlich hat der Leichtſinn mit dem Burgunder gewartet, denn die Mannheimer Verleger waren nicht muthiger als die Stuttgarter. Aber das Stück mußte heraus. Es war nur möglich auf Koſten des Verfaſſers. Er ging einen Akkord mit einem Buchdrucker ein, welcher, dem Dinge nicht recht trauend, baar Geld zu ſehen verlangte. Schiller's Geldkräfte kennen wir; er mußte die erforderliche Summe borgen. Ein Freund leiſtete Bürgſchaft. Unter ſolchen armſeligen Umſtänden, belaſtet mit Verpflichtungen, welche in der Folge den Dichter oft zur Verzweiflung brachten, ging das Werk in die Preſſe.

Um wo möglich zu einigem Erſatz ſeiner Auslagen zu kommen und ſein Stück auch im Auslande bekannt zu machen, ſchrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, einen als Gönner der ſchönen Wiſſenſchaften bekannten Mann, und ſandte ihm die fertigen Druckbogen. Schwan antwortete freundlich, mit Rathſchlägen, und die Bogen gingen, mit Bemerkungen begleitet, die er für nichts als Anmerkungen anzuſehen bat, wieder an den Dichter zurück.

Ob allein die Anſichten des Herrn Schwan den Verfaſſer darauf auf-

merksam machten, oder ob er selbst darüber erschrak, wie grell und widerlich sich Manches dem Auge darstelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt.

Die unterdrückte Vorrede war eine gewaltige Kriegserklärung der Dichtkunst gegen die Bühne. Die dramatische Manier, hieß es, sei allerdings die wirksamste, sie könne die Seele bei den geheimsten Operationen ertappen. Dazu bedürfe es des Theaters nicht. Möge das Stück auch nur ein dramatischer Roman heißen. Aber nicht blos die Oekonomie desselben — auch sein Inhalt, die Kühnheit seiner Charaktere schließe es vom Schauplatz aus, und doch sei diese Kühnheit nothwendig. Der Verfasser besieht sich das Theaterpublikum, seine Gönner, in der Nähe und singt ein Lied nach der Melodie: halb sind sie kalt, halb sind sie roh. Ferner fürchtet er für sein Kind von den haarbuschigen Gesellen; ja selbst der Theaterbeifall ist ihm verdächtig. „Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft ebensowohl die feinsten Schönheiten, als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblössen."

Daß sein Werk wie Rousseau's Emil vom Henker verbrannt werden müsse, scheint der Dichter doch nicht für so nothwendig erachtet zu haben, denn die zweite Vorrede, wiewohl sie die stolze Haltung der Bühne gegenüber behauptet, sucht vor Allem die moralische Seite des Stückes herauszukehren. Man darf hier nicht, wie wohl geschehen ist, ein ästhetisches Glaubensbekenntniß suchen. Der Dichter witterte, daß von dieser Richtung her die künstlerische Wirkung seines Werkes Anfechtungen und Schmälerungen erleiden werde.

Der Druck war nun vollendet. Der Titel hieß: Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781. *)

*) Die Ausstattung dieser ersten Ausgabe ist nicht so armselig, wie man nach Scharffenstein's Erzählung glauben sollte. Das Papier ist fest, der Druck splendide. Der zornige Löwe mit dem bekannten Motto „In Tirannos" ist nicht auf dem Titelblatt, sondern eine mit fertiger Hand radirte Vignette, die Thurmscene darstellend; eine zweite Vignette, die sich auf der Schlußseite befindet, zeigt uns Cäsar in Charons Nachen, Brutus will so eben hineinsteigen. Die Unterschrift lautet: N. sculp. Aug. V.

Die ersten Exemplare machten dem Dichter unbeschreibliche Freude. Inzwischen, da der „Kram, nach Scharffenstein's Wort, in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet war", hatte er wenig Abgang und Schiller sah nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an. Aber die Exemplare, welche in die Welt kamen, hatten die Kraft von Extrablättern, welche ein ungeheures Ereigniß verkünden.

Es war im Hochsommer 1781. Kein Kriegslärm in Deutschland, noch keine Guillotine in Frankreich. Alles still in Stuttgart, wie am Morgen in einem Großvaterzimmer. Lüsternheit im längsten Mantel der Moral, Dichtung zur Ehre des Herrn war die gewohnte literarische Kost. Am liebsten las man Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Karl von Burgheim und ähnliche Romane, die Dichtungen von Uz, Gellert, Haller, Klopstock, allerhöchstens Wieland und Bürger. Ugolino galt für das schauderhafteste, Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Produkt. Shakspere war den Wenigsten bekannt. Nur die Jugend und eine im Verborgenen murrende Schaar verbitterter Herzen, das Publikum Wekherlin's und Schubart's war der neuen Literatur gefolgt.

Nun erschien von einem Zögling der Akademie, von einem Liebling des Herzogs ein Stück, gegen das die Elegie auf den Tod eines Jünglings, wie Wiegengesang gegen Sturmläuten war. Ganz Stuttgart schrie Feuer, die Jugend jauchzte. Diese blendende Darstellung, dieser gewaltige Rhythmus der Leidenschaft, riß wie ein bacchantischer Tanz Alles in seine Wirbel. Die Jugend drängte sich zu dem Dichter. Das Parterrezimmer ward zum Tempel des Ruhms.

Aber Schiller war nicht gemacht, sich passiv beräuchern zu lassen. Im neuen Glück zeigt sich die hohe Liebenswürdigkeit seines Charakters. Als Streicher ihm vorgestellt wurde, — meine Leser erinnern sich der Scene, — erkannte der Dichter sogleich das treffliche Herz und erwiderte die schwärmerische Hingebung des jungen Musikers mit rückhaltslosem Vertrauen und täglichem Umgang. Seinen Lorcher Jugendfreund Conz, der die Klosterschulen durchgemacht hatte, nahm er mit dem liebreichsten Wohlwollen auf; Conz war eine schüchterne, lyrische Natur und poetisirte. Schiller, dessen Brust von kraftvolleren Gefühlen schwoll, zeigte dennoch dem Jugendgespielen aufmunternde Theilnahme. Er suchte ihn zu kräftigen. Er that dasselbe an Conz, was er an Scharffenstein that, welcher erzählt: „Den fürs Leben so praktischen, stählenden Satz,

Glückſeligkeit ſei mehr eine perſönliche Eigenſchaft, urgirte er mit ſchwellender Bruſt und pfropfte er in die meinige.“ Er fühlte ſich nun in ſeiner Sphäre, er hatte das Zeugniß des Publikums in hundert enthuſiaſtiſchen Beſtätigungen, und es war gewiß aufrichtig gemeint, wenn er mit einem gutmüthigen und harmloſen Blick auf Conzen's theologiſche Laufbahn ſeinen eigenen Lebensweg pries und ſich fertig, ausgerüſtet für die Welt nannte. „Was wär' ich jetzt? ſetzte er hinzu, ein Tübingiſches Magiſterchen.“ Wir müſſen hinzufügen: Schwerlich! Eher könnte man Scharffenſtein's Anſicht beiſtimmen, welcher ſagt: „Wäre Schiller kein ſo großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im aktiven öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Feſtung ſein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können.“

Und doch ſind alle ſolche Annahmen eine Verkennung des gebornen Dichters. Schiller's eigenthümlich zuſammengeſetzte Natur hätte, vom Leben noch ſo oft gedreht und bewegt, immer wieder nach dem Pol der Dichtung gezeigt*). Seine Natur war nicht ſo eiſern, daß er die Disharmonie der täglichen Plackerei ohne die Harmonie der Dichtkunſt ertragen hätte. Glück brauchte er; Vollkommenheit anzuſchaun, machte ihn glücklich, und Vollkommenheit als Glück und Genuß lag ihm nur im Reiche des Schönen. Den Wahlſpruch adligen Ehrgeizes aus dem Salluſt, womit alle Catilinariſchen Beſtrebungen verurtheilt ſind, den Wahlſpruch, der den Geiſt mit der Herrſchaft, den Körper mit der Knechtſchaft verknüpft und weit über die Spanne Zeit hinaus als Ziel den Ruhm eines großen Geiſtes pflanzt, dieſen Wahlſpruch ſchrieb er ſeinem Conz ins Stammbuch. Ja, ſo ſehr er auch in ſeiner phyſiologiſchen Doktrin den Geiſt vom Körper abhängig machte, ſo ſehr behandelte er im Leben ſeinen eignen Körper als Sklaven und als den, der zur Sklaverei führt. Es iſt hier an Schiller etwas ſichtbar, was ich puritaniſch nennen möchte und was mit ſeinen erſten Jugendeindrücken und mit ſeiner Geſtalt zuſammenhängt.

Lewes entwickelt in ſeinem Leben Goethe's den Unterſchied des chriſtlichen Ideals vom helleniſchen an der Sage vom Tannhäuſer und von

*) Zum Poeten machte mich das Schickſal und ich könnte mich, auch wenn ich noch ſo ſehr wollte, von dieſer Beſtimmung nie weit verlieren. Schiller an Körner II, 167.

der Venus. Wenn auch bei den Alten die Göttin ſchon in dämoniſcher Geſtalt als zornige Venus erſcheint, ſo geſchieht dies nur als Ausnahme. Aber in der deutſchen Sage iſt Venus nicht mehr Aphrodite, ſondern „ein liebreizender Teufel, der die Seelen der Männer zu ewigem Verderben lockt. — Die Heiden machten die Natur zur Göttin, die Chriſten machten ſie zum Teufel.“ Lewes hätte dieſe ſeine Anſicht durch ein neueres, eklatantes Beiſpiel beſtätigen können. Denn ſo übel, wie bei Schiller, iſt die Göttin niemals weggekommen. Er gab im Jahre 1781 ein Gedicht bei Metzler heraus: Der Venuswagen betitelt. Es enthält einige ſechszig Strophen, und jede iſt ein Staupenſchlag für die „Hexe“, die „Metze“, das Ganze ein grimmiges Gericht der Wolluſt.

Schon Schiller's äußere Erſcheinung konnte beſſer von einem Bildhauer des chriſtlichen Mittelalters aufgefaßt werden, der die Plaſtik der Geſtalt vor dem Seelenausdruck des Antlitzes zurücktreten ließ. Und ſelbſt das Antlitz, ſo viel Bedeutendes und Energiſches es hatte, war eher geiſtermäßig, als männlich. Während Leſſing bei nicht größerer Wohlhabenheit, als Schiller, ſtets auf eine gewiſſe Eleganz des Aeußern hielt, beſaß letzterer, wiewohl er jetzt viel in Frauengeſellſchaft war, noch nicht die geringſte Achtung für Manſchetten und Jabot. Er ging mit den Dingen, die keinen Verſtand haben, barbariſch um. Als er mit Conz einmal in ſein Parterrezimmer eintreten will, findet er die Thür verſchloſſen. Anſtatt beim Hauswirth einen Schlüſſel zu holen oder zu warten, bis Kapf den mitgenommenen wiederbringt, macht er kurzen Prozeß und donnert die Thür mit einem Fußtritt ein. Daß er in ſeinem Klopſtock die Oden, die ihm nicht gefielen, mit derben Dintenzügen durchſtrich, iſt ein Fußtritt ähnlicher Art.

Und wie ſah es vollends in ſeinem Zimmer aus! Der Zeichner Scharffenſtein konnte eine Studie à la Hogarth daraus machen. „Ich erinnere mich, erzählt er, daß einige reiſende Beleſprits in ſchöner Equipage angefahren kamen, z. B. Leichſenring (Leuchſenring). So ſchmeichelhaft ein ſolcher Zuſpruch nachher dünkte, war er doch im erſten Augenblick nicht ſehr erbaulich. Denn man fand ſich im größten, nichts weniger als eleganten Negligée, in einem nach Tabak und Allerhand ſtinkenden Loche, wo außer einem großen Tiſch, zwei Bänken und an der Wand hängenden, ſchmalen Garderobe, angeſtrichenen Hoſen u. ſ. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in

einer andern ein Haufen Kartoffeln, mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran."

Schiller hat später in der Ankündigung der Rheinischen Thalia beklagt, daß die Akademie ihm den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht entzogen habe. Und das ist sicher eine gerechte Klage. Ob er aber in so freier Weise, wie etwa Goethe den bildenden Einfluß der Frauenwelt erfahren hätte? In der Regel ist die Schönheit keine Freundin des Mangels. Jetzt war er frei, er konnte wählen, und doch hatte er keinen weiblichen Umgang, als den er seinen persönlichsten Verhältnissen und seiner geistigen Bedeutung verdankte.

Eine der folgenreichsten Frauenbekanntschaften war mittelbar an die Räuber geknüpft. Auf der Akademie befanden sich zwei Brüder von Wolzogen, Karl und Wilhelm, Söhne des verstorbenen Freiherrn Ludwig von Wolzogen, Geheimen Legationsraths und Herrn zu Bauerbach in Franken. Sie gehörten zu einer andern Lehrabtheilung als Schiller, darum hatten sie wenig Berührung mit ihm. Seine Dichtungen zündeten, wie bei andern Jünglingen, so auch bei Wilhelm, und schufen ein Band zwischen ihm und dem Dichter, an welches die Folgezeit das Gewebe von Schiller's wichtigsten Lebensschicksalen knüpfte. Wilhelm führte seinen neuen Freund bei seiner Mutter ein. Diese, eine Frau von seltener Herzensgüte, hatte bei der Sorge für vier Söhne und eine Tochter, bei verhältnißmäßig beschränkten Umständen so viel angebornen Sinn für alles Gute und Schöne, daß der junge Dichter bald ihre zärtlichste Theilnahme gewann. Sie lebte sonst auf dem Familiengut Bauerbach bei Meiningen, doch hielt sie sich öfter mit ihrer jetzt fünfzehnjährigen Tochter Charlotte in Stuttgart auf, wo sich die Gräfin Franziska für ihr und ihrer Söhne Schicksal lebhaft interessirte. Schiller schloß sich mit hingebender Liebe an sie an, er machte sie mit seiner Familie und noch mit einer andern Freundin bekannt, deren Verhältniß zu Schiller oft Mißdeutungen erfahren hat, aber wenigstens von solcher Form war, daß Frau von Wolzogen so wenig wie Schiller's Familie Ursache hatte, ihre Bekanntschaft zu meiden. Es war die Frau Hauptmann Vischer, bei welcher Schiller wohnte. Sie war seit zwei Jahren Wittwe, war in dem Alter von dreißig Jahren, eine Blondine mit blauen Augen. Man konnte sie durchaus nicht schön nennen, doch war sie nicht ohne Geist, und besaß

etwas Anziehendes und Pikantes. Conz nennt sie eine junge geistvolle Offizierswittwe. Sie war eine äußerst gutherzige Frau und voll Enthusiasmus für den Dichter. Sie musizirte, wenn auch nicht mit großer Fertigkeit, doch genügend, um seine durch Musik so leicht erregbare Phantasie zu beflügeln. Sie soll zwei Kinder gehabt haben, mit denen Schiller allerhand Possen trieb und die mit derselben Liebe an ihm hingen, wie die Mutter.

Ob dieses Verhältniß nach den Begriffen der Welt ein reines, das heißt, ohne einen sinnlichen Anflug war, das ist eine der Fragen, die die Leute von „Wir wüßten" und „ja, wenn wir reden möchten" sehr interessiren. Petersen und nach ihm Schwab lassen gar arge Dinge ahnen; Professor Abel versichert, es sei zwischen Schiller und seiner Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient habe. Von Wissen kann hier wohl keine Rede sein. Die Gründe, die Eduard Boas gegen ein Liebesverhältniß anführt, daß nämlich Frau von Wolzogen in solchem Fall nicht mit ihr verkehrt hätte, treffen doch nur die äußere Form, nicht die Art des Verhältnisses. Ich glaube, daß dies ein leidenschaftliches war und daß Luise Vischer die Kunst besaß, sich diese Leidenschaft zu erhalten. Was hier nicht aus ihren Reizen zu erklären ist — sie besaß nach Petersen's Zeugniß sogar das entschiedene Gegentheil davon —, das erklärt der vollere Puls des Zeitalters und die ganze Anlage unseres Dichters.

Wenn man bedenkt, wie gern Schiller die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe aufhob, wie schwärmerisch er Scharffenstein besang; wenn man später sieht, wie er sich selbst für einen Rieger begeistern konnte, wie leicht sein edles, argloses Herz in der nächsten Folgezeit Jedem vertraut, der ihm auch nur mit einem Schein von Theilnahme entgegenkommt, wie er regelmäßig die Tochter vom Hause und am liebsten zwei zugleich verehrt: so ist es höchst glaublich, daß er alle Glut seines Herzens auch in die Freundschaft mit Luise Vischer hineintrug. Scharffenstein, dessen Ausdruck sonst nicht gelinde ist, spricht von einem platonischen Flug, den der Dichter ehrlich durchmachte.

Es hat sich eine halbe Lächerlichkeit an diese Liebe geheftet. Das Publikum verzeiht am wenigsten, daß die Geliebte Schiller's nicht die erste Schönheit Stuttgarts war. Sie war die erste Frauengestalt im Alter der Gräfin Franziska, die dem schwärmerischen Verehrer Frau-

ziska's mit liebevollem Herzen und in körperlicher Nähe entgegenkam. Sie konnte sehr wohl an ein näheres Bündniß mit Schiller denken, wie ihre späteren Erfahrungen beweisen. Denn als durch Schiller's Entfernung ihr Verhältniß mit ihm sich mehr und mehr auflöste, verliebte sich ein junger Mann in sie, der in der Akademie Jura studirte. Sie entfloh mit ihm und untergrub dadurch ihren Ruf für immer. Sie war keine Friederike Brion.

Karoline von Wolzogen, Schiller's nachherige Schwägerin, sagt ausdrücklich: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen, als schönen Nachbarin." Wenn sie hinzusetzt: „sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den Gegenstand entsprungen", so ist das eine bedenkliche Annahme. Was nennt man wahre Leidenschaft, wenn das „ewig starr an deinem Mund zu hangen" nicht wahre Leidenschaft ausdrückt? Wenn man diesen Begriff zu eng absteckt, so ist auch Schiller's Verhältniß zu den beiden Schwestern Karoline und Lotte nicht zu verstehen.

Wenn zugegeben wird, daß die geistvolle Wittwe zu den Gedichten an Laura gesessen, so ist das Liebesverständniß von selbst erklärt. Solche Gedichte werden nicht ohne alle Erfahrung geschrieben. Die Mode der Zeit, die künftige Geliebte zu besingen, aus welcher unter andern Boas die Laura-Gedichte herleitet, äußerte sich denn doch anders, als in so glutvollen Gesängen, in denen die ganze Kraft eines gegen die sinnliche Macht der Liebe und ihre Knechtschaft sich sträubenden und doch ihr hingegebenen Geistes ringt. Der Liebesbund zwischen Mann und Weib wird zu einem Kampf des männlichen und weiblichen, des schaffenden und empfangenden, des denkenden und empfindenden Lebens im Dichter. Die glühende Sinnlichkeit, welche einen stolzen und ruhmliebenden Geist im Taumel zu verschlingen droht, wird von diesem im Adlerfluge zum Himmel emporgehoben, zur begeisterten Betrachtung des Universums und zum Geständniß: es ist ein Gott.

Warum will man — vielleicht aus einem falschen Idealismus — der ersten, innigsten Freundin Schiller's ihren Antheil an seiner lyrischen Muse verkürzen? Daß er seine Laura als Mädchen zeichnet, kann bei ihm nicht auffallen, der seine Freunde zu Heroen verklärt. Daß er nicht ihr Portrait giebt, ist um so erklärlicher, wenn er eine wirkliche

Persönlichkeit vor den rohen Fingerzeigen der Oeffentlichkeit zu verbergen hatte. Das brennende Kolorit der Gedichte endlich ist ganz aus dem Farbentopf von Sturm und Drang. Prüderie im Ausdruck war nicht der größte Fehler dieser Periode. Ja, ein Theil der Frauenwelt, namentlich der mittleren Klasse, rächte sich an der wirklichen Verderbniß der höheren, die sich in galante Zweideutigkeiten verhüllte, durch die stillschweigende Billigung der kräftigen Natürlichkeiten, die in den neuen Dichtungen auftraten. Charlotte von Ostheim fand an der Amalia viel Gefallen, und Christophine Schiller führte, gewiß in aller Unschuld, mit dem Bruder die Semele auf. Zieht man so viel von den Laura-Gesängen ab, wie Werther's Lotte sich freier beträgt, als die wirkliche, so wird man das Verhältniß zu Luise Vischer, wie es wirklich bestand, ziemlich genau treffen.

Leider ist der Frau Vischer, als sie später still und eingezogen bei ihrer Schwester in Tübingen lebte, die Chatulle entwendet worden, welche Schiller's Briefe enthielt. Es ging mit ihnen vielleicht ein gutes Theil Laura-Gedichte in Prosa verloren.*)

Neben diesen Frauengestalten trat ihm auch jungfräuliche Weiblichkeit nicht blos in seinen Schwestern nahe. Bei Christophine verkehrte unter andern die liebenswürdige Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedikus, erzogen wurde. Sie war der besondere Liebling von Schiller's Mutter und mit Friedrich von gleichem Alter. Sie besaß neben dem seltensten Talent für Malerei alle Eigenschaften einer hohen und reinen Weiblichkeit, wie sie der Dichter so oft verherrlicht hat. Sie war mit dem Lieutenant Simanowitz verlobt und wurde dessen Gattin. Außerdem deuten die Gedichte auf Minna und Fanny in der Anthologie auf vorübergehende Neigungen Schiller's, und die funfzehnjährige Tochter der Frau von Wolzogen war ihm ohne Zweifel in manchen Augenblicken sehr gefährlich.

Niemand kann die Frauenwelt bei jungen Männern edler vertreten, als eine gute Schwester. Christophine war ganz das geworden, was sie versprach, eine blühende Jungfrau voll männlichen Verstandes, verschwiegen, verständnißvoll bis zur Ausübung mehrerer Künste, voll Bewunderung für den Bruder. Sie erhielt jedes wild hingeworfene, vielfach

*) Luise Vischer starb 1816 am 21. April.

durchstrichene Gedicht zuerst und lieferte es gewöhnlich in sauberer Abschrift wieder zurück. Sie lachte ihn nicht aus, wenn er seiner großen Neigung, Komödie zu spielen, nachgab; die Geschwister vertraten jetzt in Person die früheren Papierdocken. Sie holten auch sonst die „Elysiumsscenen" der Kindheit wieder hervor, indem sie einen Ausflug nach dem Thale von Lorch machten, an welches Schiller auch in späteren Jahren eine innige Anhänglichkeit behielt.

Wie vollends die Mutter war, wissen wir. „Wie oft, erzählt Scharffenstein, sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten." General Augé mußte oft Urlaub geben, aber dieses innige Mitleben von Mutter und Schwester mit dem Bruder und Sohn, der Beifall, den er als Dichter fand, ermuthigte die Frauen und erhob sie allmählich auch zu der gefährlichsten Höhe seiner Sendung; denn als eine Sendung betrachtete er schon jetzt sein Dasein, als ein heiliges Amt sah er seine Dichtkunst an, das er empfangen, die Laster und Thorheiten der Zeit zu strafen. Als ein Rächer der Wahrheit und Natur trat er in sein Jahrhundert. Dieses Bewußtsein athmet aus den Gedichten, die er in dieser Zeit schrieb und mit denen er, wie mit Schlachtgesängen des Fortschritts, der flachen Moral, den Vorurtheilen, dem Eigennutz, der Scheinheiligkeit einen furchtbareren Gegner ankündigt, als es die Schubart's und Klinger's waren. Wie er Weckerlin's erkaltete Stirn mit dem Kranz seines Gesanges schmückte, so weinte er seinem Geistesbruder Rousseau glühende Thränen nach in das Grab, das er nach so vielen Kämpfen im Jahre 1778 erreicht hatte.

Wie rührend ist es, an der Schwelle des Lebens, wo Leidenschaften und wilde Wünsche an der jugendlichen Seele zerren, wo Genuß und Zerstreuung in tausendfachen Bildern winken, unserm Dichter auf einer so tiefen Bekümmerniß, auf einer so muthvollen Sympathie zu begegnen, nachdem wir wissen, was für Thränen, Kümmernisse und Schicksale auf ihn selbst warteten. Wie bitter muß er den Druck seiner Verhältnisse empfunden haben, daß sich eine Verachtung des Lebens in ihm festsetzen konnte, wie sie in dem Gedicht auf Rousseau uns erschreckt und erschüttert, wenn er das Leben „diesen Traum vom Krieg der Fröschʼ und Mäuse" nennt?

Und doch erhob ihn über eine lebensmüde Zerriſſenheit dieſelbe reiche Erregbarkeit ſeines Herzens, welche ihn unter die Laſt ſolcher Schmerzen hinabbeugte. Indem er für die Rouſſeau-Klage die ſchöne Form des Geſanges fand, begrub er ſelbſt ſchon in ſeiner Seele jede Härte und Einſeitigkeit des edlen Kämpfers, und ſo ſehr er mit dem Inhalt jener Klage die Welt von ſich ſtößt, ſo hält er ſie mit der Gewalt der Töne wie mit einem leiſen Bande feſt.

Die Anerkennung im Kreiſe der Seinigen konnte dem jungen Dichter nicht genügen. Um das Urtheil der Welt war's ihm zu thun. Dies konnte ihm, wie er empfand, nur von Fachgenoſſen kommen. Er hatte deshalb die Räuber an Wieland geſchickt und erhielt eine ebenſo geiſtreiche, als nach Wieland's Art ſchmeichelhafte Antwort. Sie machte ihn überglücklich. „Er hätte", ſchrieb der berühmte Mann in den ſchönſten, reinlichſten Schriftzügen, „mit den Räubern nicht anfangen, ſondern endigen ſollen." Für die Freunde Schiller's war es eine Art von Feſt, dieſen Brief zu leſen. Mit Stolz hoben ſie hervor, daß „der Sänger des Muſarion auch ein Schwabe ſei, und von dieſem Schwaben die Sprache der Grazien der feinſten, gebildetſten Welt vorgetragen werde."

Aber das Geſchick dieſes Schriftſtellers, das in ſo ſonnigem Schimmer vor ihren Augen lag, war im Auslande gegründet. Ein anderer ſchwäbiſcher Dichter zeigte eine um ſo grauenvollere Nachtſeite des Schriftſtellerlebens. Es iſt von Bedeutung, daß Schiller auch dieſe kennen lernte, ohne von ſeinen Segeln auch nur ein einziges einzuziehen, ohne von dem Kern ſeines Weſens, der Liebe zur Menſchheit und der daraus nothwendig hervorgehenden Befehdung der Lüge und der Gewalt, eine Faſer zu verlieren. Der Dichter Schubart ſaß, wie oben erzählt worden, ſeit 1777 auf dem Asperg gefangen. Durch den Aufenthalt in dem dumpfigen Thurmloche war dieſer kraftvolle Mann an Leib und Seele ruinirt. Ueber ein Jahr hatte er ohne einen Luftzug, bei elender Koſt, in Finſterniß geſchmachtet, und erſt zu Ende des Jahres 1780 ward ſeine Haft ſoweit gemildert, daß er Mittel und Erlaubniß zum Schreiben erhielt. Jetzt durfte er auch Beſuche empfangen und Viele kamen von fern und nah, um den Unglücklichen zu ſehen. Unter dieſen war auch Schiller, und zwar kam er auf die beſondere Einladung des Obriſt Rieger, welcher jetzt bereits aus dem Kerker wieder erlöſt und Kommandant auf derſelben Feſtung war, wo Schubart ſchmachtete.

Rieger war einer von den Charakteren, die Schiller zu dem Geſtändniß veranlaſſen konnten, daß, „ſo fruchtbarer ſeine Weltkenntniß werde, ſo ärmer werde ſein Karrikaturenregiſter.“ Im Kerker war Rieger fromm geworden, aber ſeine Frömmigkeit war Zerknirſchung und trug die Spuren des dumpfigen Aufenthalts. Sein Herz, als es den milden Geiſt der Religion empfing, mußte ſich an einer Kröte verſehen haben, denn der Glaube, den es gebar, war ein Scheuſal. Bezeigte Schubart ſich bußfertig und demüthig, dann wurde er milder behandelt. Schien er aber einmal in der Kirche nicht andächtig oder gegen Rieger nicht unterwürfig genug, ſo warf dieſer „ſeines Berges Genius, der Rieſe“ Ungnade und Zorn auf ihn und folterte ihn mit ſchrecklichen Reden. Dann hatte er wieder Anwandlungen von Weichherzigkeit. Während Schubart's ſtrengſter Abſperrung gab er ihm die angekommenen Briefe zu leſen, tröſtete deſſen Gattin und ließ ihm Erfriſchungen reichen. Zumal war er ganz Gnade, wenn Schubart's Dichtungen ihn prieſen; denn Rieger war ein Freund der Poeſie. Er richtete ſogar theatraliſche Vorſtellungen auf dem Asperg ein. Wilhelm von Hoven erzählt, wie er einer ſolchen am Geburtstage des Kommandanten beigewohnt habe. Der Prologus begann: Edler Rieger! Schon bei dieſer Anrede klatſchte der General und rief Da capo! Dies wiederholte ſich bei jeder Stelle, die ihm ſchmeichelte. Alle Zuſchauer klatſchten mit, und Hoven ſo auffallend ſtark, daß er glaubte, die Ironie würde bemerkt werden. Im Gegentheil. Der General, der ganz in ſeiner Nähe ſaß, faßte den jungen Mann, der einen ſo trefflichen Geſchmack bewies, liebevoll ins Auge. Hoven, im Bewußtſein ſeiner Schuld, ſchlich ſich leiſe davon; aber das half ihm nichts. Am andern Morgen hatte er die ſchmeichelhafteſte Einladung im Hauſe. Er mußte ihr Folge leiſten und machte nicht blos mit ſeinem Beſuch den Kommandanten glücklich, ſondern mußte auch verſprechen, ſobald als möglich andere ſchöne Geiſter, namentlich den Verfaſſer der Räuber mitzubringen. In dem „Curriculum vitae meum“ von Schiller's Vater findet ſich gegen den Schluß die Bemerkung, daß Rieger ſich als Taufpathe Schiller's nachher angegeben habe. Es iſt alſo doppelt begreiflich, daß der Dichter das Verſprechen des Freundes erfüllte.

Der General, um ſich den Beſuch Schiller's zu einem Feſte zu machen, — man liebte damals ſolche Komödien, — forderte den armen Schubart, der Schiller noch nicht perſönlich kannte, zu einer Rezenſion

der Räuber auf. Schubart ſchrieb dieſelbe. Als Hoven nun mit Schiller auf die Feſtung kam, weihte der General, nachdem er den Dichter mit Höflichkeiten überhäuft hatte, ſie in das Geheimniß der Ueberraſchung ein, die er Schubart zugedacht hatte. Schiller ſollte ſich als Dr. Fiſcher vorſtellen laſſen. Man ging zu Schubart. Welch ein Anblick für den vermeintlichen Dr. Fiſcher! Das Geſpräch, das Schiller meiſterhaft zu handhaben wußte, lenkte ſich auf die Räuber. Dr. Fiſcher ließ fallen, daß er den Verfaſſer der Räuber genau kenne und auf Schubart's Urtheil ſehr begierig ſei. „Sie haben ja, ſagte der General ſich zu letzterem wendend, eine Rezenſion der Räuber verfaßt, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, ſie dem Herrn Doktor vorzuleſen?“ Schubart holte ſein Manuſkript, und nachdem er zu Ende geleſen, äußerte er in der Begeiſterung für das Drama den Wunſch, er möchte wohl den großen Dichter perſönlich kennen lernen. „Ihr Wunſch iſt erfüllt, ſprach Rieger, indem er ihm auf die Schulter klopfte: er ſteht vor Ihnen.“ — „Iſt es möglich, rief Schubart frohlockend, das iſt alſo der Verfaſſer der Räuber?“ Mit dieſen Worten fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn und Freudenthränen glänzten ihm in den Augen.

Schiller vergaß dieſe Scene nicht. Sie war vielleicht Urſache, daß er Rieger's Charakter damals in milderem Lichte erblickte. Aber die Gewaltthätigkeiten der Zeit gruben ſich mit Schubart's und Rieger's Bild unauslöſchlich in ſeine Seele.

III.

Dichtung und Bühne.

Während er so den Erfolg seines Werkes genoß, fing die „Kreatur“ an, ihren Schöpfer allmählich von sich abhängig zu machen. Die „Räuber“ zündeten, packten, rissen hin, kurz: thaten, wo sie gelesen wurden, Alles das, was man von einem tüchtigen Gewitter zu rühmen pflegt, nur daß sie nicht aufhörten, zu toben.

Und gerade dasjenige Institut, dem der Dichter seinen Fehdehandschuh so heftig hingeworfen, das Theater, sorgte dafür, daß der Nachhall fortdauert und wahrscheinlich so lange fortdauern wird, als es Charakterspieler und junge Leute giebt. Jedes Drama hat, wie Tamino, eine Wasser- und eine Feuerprobe durchzumachen. Die kühlere von beiden, die Kritik, hatten die Räuber glücklich überstanden. Außer einer Rezension von Knigge war noch in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 eine umfassende und gründliche Anerkennung erschienen. Sie ist ein Muster schöpferischer Kritik; sie bringt zu der bekannten Ausstellung: ist ein Franz Moor möglich? noch einige andre, die, wie wir sehen werden, für die Vervollkommnung des Stücks von wesentlicher Folge waren. Sie gab Schiller zu einer Umschmelzung die Handhabe.

Nun war noch die Feuerprobe übrig. Die Verhandlungen, welche der Dichter mit der Bühne pflog, sind weitläuftig, aber von einem Gesichtspunkt aus höchst interessant. Sie erneuen einen Bund, den Lessing durch Miß Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia geschlossen und durch den Nathan wieder zerrissen hatte, den Bund zwischen Dichtung und Theater, zwischen den höchsten Interessen der Menschheit und dem lebendigen Auge und Herzen des Volks. Dieser Bund wurde durch Schiller's Räuber wieder aufgenommen, und die

Verhandlungen darüber sind ein Muster für alle Zeiten, wie er zu erhalten ist.

Das Gerede, daß dieser Bund nicht wichtig sei und daß wir Deutsche ihn zu wichtig nehmen, ist ein Mißverstehen unserer besten Eigenschaften. Wer — rein philanthropisch betrachtet — es gern sieht, wie seine Mitmenschen sich erniedrigen vor einer Komödie, die nur scheinbar civilisirter, aber nicht inhaltsreicher ist, als ein Stiergefecht oder Hahnenkampf, der kann auch, mag seine Brust noch so hoch von politischem Bewußtsein schwellen, sich seiner Liebe für allgemeines Wohl nicht rühmen. So lange nicht der liebe Gott lauter Heißsporns erschafft, wird es bei uns Leute geben, die Dichter lesen, und Leute, die Dichtungen schreiben. Theater sind in Fülle vorhanden. Was ein dichterisches Theaterstück leisten kann, weiß Jeder, der einmal Emilia Galotti, Don Carlos, Nathan erträglich hat aufführen sehen und den Eindruck mit demjenigen vergleicht, den etwa Iffland's Plattheiten oder Kotzebue's Gemeinheiten auf ihn gemacht haben.

Je schneidender der Gegensatz zwischen dem, was der damaligen Kultur gefiel, und dem, was die bessere Natur der Nation verlangte, war, um so ängstlicher und stolzer mußte die Dichtung einen Schauplatz fliehen, wo noch unlängst Unnatur im Bunde mit den Franzosen unumschränkt herrschte. Schiller erbt darum den Zorn Lessing's gegen die französische Schule und verwaltet diese Erbschaft mit jugendlichem Feuer. Er erbt Lessing's Liebe zum englischen Drama, und indem die von Lessing aufgegebene Bühne, lebensklug, wie sie ist, dem jungen Dichter die Hand zur Versöhnung bietet, vergißt er Alles, was vorgefallen, ist ganz Hoffnung, ganz Bereitwilligkeit, und die erste Aufführung der Räuber in Mannheim feiert die Herstellung des alten Bundes.

Meine Leser erinnern sich, daß der Hofkammerrath Schwan die sieben ersten Aushängebogen von Schiller zugesandt bekam. Dieser war damit voll Enthusiasmus zum Freiherrn v. Dalberg gelaufen und hatte sie ihm „brühwarm" vorgelesen. Dalberg, war scharfsichtig genug, sogleich die Popularität des Stückes zu erkennen. Er schrieb Schiller einen schmeichelhaften Brief und ermunterte ihn, das Werk bühnengerecht zu machen. Die Mannheimer Theaterdirektion sei bereit, das Trauerspiel aufführen zu lassen und die neue Bearbeitung selbst in Verlag zu nehmen. Zugleich muß Schwan, der mit diesem Selbstverlag des Theaters

sehr unzufrieden war, dem Dichter günstige Vorschläge gemacht haben. Schiller, den wir bereits so vielgestaltig auftreten sahen, zeigt sich in dieser Verhandlung als der, wenn auch etwas zu gläubige, doch gereifte junge Mann, den wir aus Streicher's Beschreibung kennen. Er ergreift mit Begier den Finger, den ihm das „Ausland" bietet, und sucht die ganze Hand zu bekommen. Er schreibt an Dalberg: „Wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterwerk hinaufklettern können, so dank ich es Euer Exellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. — — — Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Würtemberg erschwert werden dürfte."

Nun kam das Stück heraus. Schwan hätte ohne Zweifel die Räuber gern selbst verlegt, nachdem sie Furore machten, indeß ging ihm das gute Vernehmen mit Dalberg, der größere Vortheil über den kleinen. Er gehörte, wie wir aus seinem Briefe vom 11. August ersehen, bei allen Verdiensten um die Literatur zu den Geschäftsmännern, die Jeden, mit dem sie in Verbindung treten, versichern zu müssen glauben, daß sie auch ein Herz haben. Er that Alles zur Verbreitung des Stücks und räth dem Dichter mit großem, fast ostensiblem Eifer, sich dem braven Dalberg ganz zu vertrauen, ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden.

Schiller thut dies bereits am 17. August mit einem Schreiben an den Freiherrn, worin er sich die Erklärung erbittet:

1) ob er mit Sr. Exellenz selbst zu traktiren die Ehre haben werde;

2) ob sich auch alle seine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seien dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Er hätte sich, wie die Jugend pflegt, wahrscheinlich, um das Geschäft los zu sein, ganz und gar und für alle Zukunft verkauft. Er hoffte in dem Briefe, in vierzehn Tagen die Bühnenbearbeitung zu Stande zu bringen. Wie Dalberg mit ihm verhandelte, ist nicht bekannt. Es scheint, daß er dem über den Konkurrenzverlag etwas gereizten Schwan die ganze Sache überließ. Die vierzehn Tage dehnten sich inzwischen bis zum 21. September aus. An diesem Datum schickt der Dichter das Stück an Petersen mit der Bitte um eine aufrichtige Beurtheilung. Er

ſchreibt: „Wenn die Rezenſion unter ſechs Bogen iſt, muß ich ſchon das Maul krümmen.“ Mittlerweile erſchien in Haug's Journal: „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben *), II. Stück, S. 469 folgende Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Iſt allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht ſagen will. Alſo in Frankfurt und Leipzig kam heraus: Die Räuber, ein Schauſpiel, in 8. 1781, hat ohne Vorwort 222 S. und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entſtehen ſchon Aufſehen gemacht hat, und noch viel größres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem erſten Schritt ſchon Caravanen — der Theaterſchriftſteller hinter ſich ſchleudert — Wenn der nicht epoque macht für unſere Nationalbühne! Nun was iſt's denn? Weiter? — Inhalt? — Genug, wenn ich zum erſtenmal ſage: daß ſich die beſten Kenner in dieſem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerſt aufführen ſoll, wenn es erſt eigentlich zum Aufführen für's Theater umgearbeitet iſt, das urſprünglich die Abſicht nicht war. Und das iſt wirklich die Beſchäftigung des Verfaſſers. Alſo bis dahin verſparen wir auch die umſtändliche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Produkte des teutſchen Witzes, an dem nächſtens viele Kleinmeiſter, wie Zwergen, hinaufgaffen werden.“

Man ſieht, an Poſaunenſtößen fehlte es der damaligen Journaliſtik nicht.

Endlich am 6. Oktober 1781 ging das Manuſkript an Dalberg ab. Der Dichter entſchuldigt die Verzögerung mit der ungeahnten Schwierigkeit der Arbeit und einer Ruhr-Epidemie in ſeinem Lazareth. Er macht geltend, daß es für Eine Idee, Eine Empfindung nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gebe. Dieſe Grundforderung aller Poeſie beherrſche auch die Kompoſition. Er ſchreibt: „Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Scenen ganz neu und, nach meiner Meinung das ganze Stück werth. Dahin gehören: Hermann's Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, ſeine Scene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recenſenten) gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. . . . . Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine Verurtheilung im fünften Akt, iſt

*) Es war die Fortſetzung des Schwäbiſchen Magazins.

meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, ebensowenig, als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks deucht mir nun die Krone desselben zu seyn. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, Räsonnements abzukürzen oder hier und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle."

So war nun also ein Bühnenmanuskript da, nach welchem noch heute auf allen größeren Theatern die Räuber gegeben werden. Nach ihm spielte Iffland, Ludwig Devrient (nicht Fleck, wie Boas und Hoffmeister anführt) den Franz Moor. Der berühmte Monolog Franzens, der keineswegs, wie Boas glaubte, fast vergessen ist, beweist am besten, welche Riesenkraft, welche Präzision, welcher Rhythmus im Ausdruck herrscht, und warum die Darsteller ewig nach dem Franz Moor greifen werden. Ich will ihn ganz hersetzen:

Franz ahnt, daß der fremde Graf sein Bruder Karl ist. Hermann hat so eben seine Gegenmine springen lassen und Franz die Gewißheit gegeben, daß sein Vater als Werkzeug der Rache am Leben erhalten sei. Franz ist sinnlos in den Sessel getaumelt. Hermann geht ab.

Franz (aufgestanden): Franz! Franz! Was war das? — Wo blieb dein Muth, dein sonst so fertiger Witz? — Weh! Weh! Auch meine Kreaturen verrathen mich. — Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden und herein bricht wüthend der Feind! — Wohl! es gilt einen raschen Entschluß! — Wie? wenn ich selbst hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe! — Frisch! ich will's wagen! (Er geht starken Schritts nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen).... Wer schleicht hinter mir? (die Augen gräßlich rollend) .... Gesichter, wie ich noch keine sah — schneidende Triller — Muth hab' ich gewiß — Muth, wie Einer! — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderischen Bewegung? — Huh! huh! Schrecken grieselt in meinen Locken — durch meine Knochen Zermalmung. (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzu weichherzig bin ich. — Ja! so ist es! Es sind die Zuckungen der sterbenden Tugend.

— Ich bewundere sie. — Ein Ungeheuer müßt' ich sein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder. — Nein! nein! nein! Das sei ferne! Diese Reliquien der Menschheit will ich in Ehren halten — ich will nicht tödten — Du hast gesiegt, Natur — auch ich fühle noch Etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe. (ab.)

Noch ehe das Stück in Mannheim zur Darstellung kam, waren viele von den Exemplaren abgesetzt, welche Schiller auf eigne Kosten hatte drucken lassen. Er hielt es für angemessen, sein Drama auch in der ursprünglichen Form von neuem zu ediren. Hier und da wurde ein rauher Ausdruck gemildert. Das Stück erschien mit dem Namen des Verfassers und mit der Vignette, welche den aufsteigenden Löwen mit zornig erhobener Tatze zeigt. Jetzt erst ward dem Stücke die Tendenz an die Stirn geschrieben mit der Devise: in Tirannos. Der Titel hieß: „Die Räuber. Ein Schauspiel von 5 Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler 1782." Es waren Kompositionen der Lieder aus den Räubern von Zumsteeg beigegeben, von denen der Dichter in dem Vorwort sagt, „ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird."

Es sind also zwei Fassungen des Stücks zu unterscheiden, die literarische Ausgabe, die Schiller auf eigne Kosten drucken und kurz vor seinem Tode noch einmal wörtlich als „verbesserte Ausgabe" erscheinen ließ, und die im Wesentlichen der gleichkommt, die in Aller Händen ist, und zweitens die Bühnenausgabe, die im Wesentlichen mit dem Mannheimer Manuskript übereinstimmt. Sie erschien gleich nach der Aufführung im Verlage von Schwan unter dem Titel: „Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, in der Schwan'schen Buchhandlung 1782." Die kleinen Veränderungen, welche das gedruckte Exemplar gegen das geschriebene enthält, sind meiner Ansicht nach Verbesserungen.

Dalberg aber war mit der Umarbeitung noch nicht ganz zufrieden. Er wünschte, Karl sollte Amalie erschießen, statt erstechen; dann, als Schiller dies zugab, Amalie sollte sich selbst ermorden. Dalberg flickte seine Auffassung in das Stück ein und schämte sich nicht, die garstige Sackleinewand seiner Poesie auf das Loch zu setzen, das er in das farbenstrahlende Gewebe des Dichters geschnitten hatte*). Aber Schiller

*) Vgl. Boas Jugendjahre. II, 46.

blieb fest, obgleich der Schalk die Worte des Freiherrn „fürtrefflich“ nannte.

Eine Veränderung jedoch mußte er in die gedruckte Bühnenausgabe mit aufnehmen, gegen die er sich anfangs hartnäckig sträubte. Es handelte sich um das Kostüm. Schiller hatte darüber keine klaren Begriffe, er sprach von Stock und Federbusch, aber die Theaterschneider konnte er nicht anweisen. Da machte Dalberg, der eben die Agnes Bernauerin in neuem Kostüm mit Beifall gegeben hatte, den Vorschlag, die ganze Handlung ins 16. Jahrhundert zu verlegen. Vergebens erklärten sich die Schauspieler im Theaterausschuß, vergebens sträubte sich der Dichter aus innern und äußern Gründen dagegen und wollte die moderne Färbung retten. Dalberg erklärte, in unsern Polizeistaaten sei eine solche Räuberbande nicht möglich; der Dichter entgegnete, dem Mittelalter widersprächen Franzens Räsonnements. Dalberg wies auf die Möglichkeit hin, daß der Bösewicht auch im sechzehnten Jahrhundert eine sophistische Anwendung von der aristotelischen Philosophie gemacht haben könne. Schiller bekannte, er sei so scharfsinnig nach Haus geschickt worden, daß er nun schweigen und abwarten müsse.

So verkündete denn Spiegelberg im ersten Akt: der Landfriede sei in Deutschland ausgerufen. Historische Genauigkeit wurde nicht aufgewandt. Aber wir verdanken Dalberg's Vorschlag die Worte Karl's, die später so oft ihre Anwendung fanden, „Friede in Deutschland! Fluch über den Frieden, der zum Schneckengange verdirbt, was Adlerflug geworden wäre! — — Ach, daß der Geist Hermans noch in der Asche glimmte. — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich und aus Deutschland — doch nein! nein! Es soll herunter! seine Stunde ist gekommen. — Kein freier Adlerschlag in Barbarossa's Enkel mehr übrig. — Ich will's Fechten verlernen in meinen väterlichen Hainen.“

So war nun Dichtung und Bühne einig, die erste hatte Raisonnements verloren und dafür Handlung und Komposition gewonnen. Die zweite hatte ein Zugstück, mit drei bis fünf guten Rollen und einer Fülle der originellsten Poesie. Schiller freute sich nach seinen eignen Worten wie ein Kind auf die Darstellung. Indeß noch war er nicht am Ziel. Schwan schrieb ihm, das Stück würde mit Musik und Pausen gegen fünf Stunden spielen. Eine neue Abkürzung schien nothwendig. Der

Verfaſſer wünſchte ſie ſelbſt vorzunehmen und erbot ſich gegen Reiſekoſtenvergütigung bei der Generalprobe anweſend ſein zu wollen. Er ſprach die wärmſten Wünſche aus, die Mannheimer Gönner perſönlich kennen zu lernen. Gemmingen, der Verfaſſer des „deutſchen Hausvaters“ hatte in Mannheim die Räuber vorgeleſen. Schiller will ſich auch in die Arme jenes drängen und ihm ſagen, „wie lieb ihm ſolche Seelen ſeien, wie Dalberg und Gemmingen.“

Ob man die doppelte Vergütigung der Reiſekoſten ſcheute, oder ob man des Dichters Rath entbehren zu können glaubte, genug, die Anweſenheit Schiller's bei der Generalprobe hatte nicht ſtatt. Er wurde benachrichtigt, daß die Aufführung um den zehnten Januar herum ſtattfinden ſolle. Neue Verlegenheit. Am zehnten Januar war das Geburtsfeſt der Gräfin von Hohenheim, von welchem Niemand vom Militärſtand und am allerwenigſten der Zögling des Herzogs wegbleiben konnte. Schiller bat deshalb, die Aufführung um etliche Tage zu verſchieben, übrigens über ſeine Reiſe das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Dalberg willigte ein, der Vergütigung der Reiſekoſten hatte er ſich ebenfalls nicht entziehen können, und ſo klebte denn am dreizehnten Januar 1782 — es war an einem Sonntag — an den Straßen und Brunnenröhren Mannheims der Theaterzettel der Räuber, mit der Bemerkung, daß wegen Länge des Stücks präziſe 5 Uhr angefangen werde. Unter dem Zettel ſtand ein Avertiſſement, „der Verfaſſer an das Publikum“, auf Dalberg's Veranlaſſung entworfen. Nach einer kurzen Charakteriſtik der Perſonen heißt es:

„Man wird nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewiſſenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen her ſind. — Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſehung auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſicht und Gerichte brauchen und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.“

Für dieſen Abend war ſomit die Nationalbühne zu einer moraliſchen Anſtalt erhoben. Wilhelm von Hoven's ehemalige Tendenz ſtand auf

dem Theaterzettel. Schiller hatte soviel Konzessionen gemacht, daß er auch diese noch in den Kauf gab.

Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um das vielberufene Stück von Mannheim's trefflichen Künstlern aufführen zu sehen. Der kleine Raum des Schauspielhauses nöthigte diejenigen, welche keine Loge bestellt hatten, schon Mittags ein Uhr ihre Plätze zu suchen und geduldig zu warten, bis endlich um fünf Uhr der Vorhang aufrollen würde. Für den Dichter, der sich mit unter den Zureisenden befand, war ein Platz reservirt. Es war nöthig; denn sonst hätte er schwerlich einen bekommen.

Er hatte sich, nachdem die Gratulation bei der Gräfin Franziska glücklich abgestattet war, sobald als möglich, ohne Urlaub zu nehmen, und in tiefster Heimlichkeit, von Petersen begleitet, auf die Reise gemacht. In Schwetzingen hielt man an, und im Wirthshaus zu Schwetzingen war ein sehr hübsches Kellnermädchen. War es das Gefühl, mit dem zum Tode Verurtheilte Schach spielen, oder die siegesgewisse Selbstvergessenheit, mit der Prinz Heinz im wilden Schweinskopf der Schlacht bei Shrewsbury entgegenlacht; oder hat jede geistige Aufregung eine Ader von Don Giovanni oder Tom Jones: kurz das schmucke Kellnermädchen plauderte sich so zur unrechten Zeit zwischen den Dichter und sein moralisches Stück, daß die Weiterfahrt über die Gebühr verzögert wurde.

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

Werfen wir, während das Publikum vor dem geheimnißvollen Vorhang ſich verſammelt, einen Blick auf die Bühne. Schiller verdankt der Schauſpielkunſt manches Blatt in ſeinem Lorbeerkranz, und es iſt nöthig, ihrer und ihrer damaligen Stellung zu gedenken. Ueberdies gehört ſeine Einwirkung auf das deutſche Theater zu ſeinen glänzendſten und tiefgreifendſten Thaten, und ſo ſehr die Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt dieſe Einwirkung anerkannt hat, ſo wird doch die Biographie noch manche ihrer Anklagen zu entkräften wiſſen, indem ſie von dem Grundſatz ausgeht, daß die Bühne erſt da ihren wahren Beruf findet, wo ſie Dichtungen darſtellt.

Bis auf Ackermann und Ekhof war die deutſche Schauſpielkunſt, ſo weit von einer ſolchen hier die Rede ſein kann, abhängig von der Manier der franzöſiſchen Tragödie. Ekhof wird mit Recht als der Erſte angeſehen, der ſie aus dieſen Banden mit Bewußtſein erlöſte. Er war eine norddeutſche Natur, wie im Gegenſatz zu den Dichtern faſt alle großen Schauſpieler. Er war durch und durch ein Kernmenſch, von ehrenhafter Haltung im Privatleben. Er führte ins Trauerſpiel den einfachen Ton ein, der zum Herzen ſpricht, er gab dem Worte ſeinen vollen Werth, nicht nach ſeinem muſikaliſchen, ſondern nach ſeinem geiſtigen Gehalt, und wußte durch Sparſamkeit der Aktion, bei einem Organ ohne Gleichen, ſeine Rolle in den rührendſten wie in den leidenſchaftlichſten Stellen ſo energiſch herauszuarbeiten, daß er ſelbſt in der Perrückentracht franzöſiſcher Alexandriner das praktiſch leiſtete, wozu ſich Leſſing vermaß, er korrigirte Corneille in jeder Scene und übertrug ihn ins Natürliche.

Nun ſtellte Leſſing im Tellheim und Odoardo ihm Aufgaben, denen ſeine ganze Anlage entgegenkam. Unbewußt und bewußt bildete ſich neben ihm und durch ihn eine Schule, die die Natur zu ihrem Panier erhob, aber im Gegenſatz zu den Stürmern und Drängern die beſcheidene Natur und damit freilich auch oft die platte. Am Mannheimer Theater waren Iffland, Beil, Beck*) unmittelbar aus Ekhof's Schule.

Mit dem Bewußtſein und der Würde der Schauſpieler hatte ſich zugleich die öffentliche Stellung des Theaters gehoben, und während in Frankreich ſich alle Verhältniſſe zu einer Nationalverſammlung anließen, waren in Deutſchland unter dem ruhmvollen Vorgang von Hamburg Nationaltheater entſtanden, in Wien unter unmittelbarem, edelſtem Machtſpruch Joſephs des Zweiten, in Mannheim unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg.

Der Kurfürſt von der Pfalz, der bis dahin ſein Hoftheater in Mannheim gehalten, hatte Baiern geerbt und überſiedelte mit ſeinem Hof und ſeiner neu errichteten Bühne nach München, indem er zugleich dem Freiherrn von Dalberg den Auftrag gab, für Mannheim eine neue Truppe zu engagiren. Im Herbſt 1779 wurde das Nationaltheater in Mannheim eröffnet. Die Mitglieder waren zum Theil aus der Gothaiſchen Geſellſchaft, welche noch vor einem Jahre unter Ekhof's perſönlicher Leitung geſtanden hatte.

Das Mannheimer Publikum, an die franzöſiſche Spielweiſe gewöhnt, konnte ſich anfangs nicht in den natürlichen Ton der neuen Schule finden. Da kam Schröder, der große Nebenbuhler und geniale Nachfolger Ekhof's, ſchon im vollen Glanz ſeines Ruhmes zum Gaſtſpiel. Dem Meiſter glaubte das Publikum, was es den Jüngern nicht zugab. Seine Darſtellung des König Lear ſchlug vollſtändig durch und verſchaffte der Hamburger Schule den Sieg. So war gleichſam durch Schröder und Ekhof, durch Shakſpere's und Leſſing's Einfluß der Boden für die Darſtellung der Schiller'ſchen Dramen gewonnen. Beck, Beil, Iffland, ſchon früher in einem ähnlichen Bunde, wie die Göttinger Dichter zuſammenſtrebend, waren zu neuen Aufgaben ermuthigt. Die Organiſation der Bühne hatte, dem Wiener Muſter nachgebildet, alle Anlage, um

*) Nicht zu verwechſeln mit Böck, der in den meiſten Schiller-Biographien fälſchlich Böck geſchrieben iſt. So iſt auch (nach einem Autograph) Ekhof, nicht Eckhof zu ſchreiben.

Einheit in die Vorſtellungen zu bringen, ohne die Selbſtändigkeit der Schauſpieler zu brechen. Dalberg ließ, indem er die künſtleriſche Autorität auf das allgemeine Vertrauen ſtützte, den dirigirenden Regiſſeur unter der Benennung des erſten Ausſchuſſes vom Geſammtperſonal erwählen. Ein zweiter Ausſchuß, der den erſten unterſtützte, verſammelte ſich alle vierzehn Tage unter dem Vorſitz Dalberg's. Hier wurden Berathungen gepflegt und künſtleriſche Fragen zu ſchriftlicher Beantwortung aufgegeben. Der Intendant that übrigens, wie wir in der Koſtümfrage der Räuber ſahen, meiſtens, was er für gut fand. Wie uneigennützig der reiche Mann auch der Bühne gegenüber war, wie hoch ſeine Eigenſchaften als Dirigent auch geprieſen ſind, ſein Benehmen gegen Schiller ſtellt ſeinen Charakter in das ungünſtigſte Licht. Er wußte zu berechnen und ſeine Leute hinzuſtellen, aber er hat nie mehr verſtanden, als Schiller's Talent zu brauchen; ihm die Bahn anzuweiſen, in der es im engſten Verein mit der Bühne ſich raſch entfalten konnte, vermochte er nicht. Wenn er auch Stücke bearbeitete und ſogar ſelbſt Dramen in Jamben ſchrieb, ſo gebrach es ihm doch an allem höheren Geſchmack und noch mehr an dichteriſcher Kraft. Auch ein Parterre von Kennern fehlte der Mannheimer Bühne nicht; der Freiherr von Gemmingen, Schwan, Hofgerichtsrath Meyer gaben dem Urtheil des Publikums ſeine Richtung; eine Mühe, die ſie ſich freilich bei den Räubern ſparen konnten.

Die Rollen waren zum Theil in guten Händen. Iffland, damals dreiundzwanzig Jahr alt, ſpielte den Franz Moor. Er ſcheint noch nicht ſo reflektirt geweſen zu ſein, als ſpäter, wo er mehr den räſonnirenden Böſewicht herauskehrte. Der geniale, kraftvolle Beil als Schweizer, der junge Beck als Koſinsky waren ganz an ihrem Platze. Nur Bök's unterſetzte, etwas beleibte Figur und ſeine Stumpfnaſe ließen für die Geſtalt des Karl Moor viel zu wünſchen übrig. Er liebte es, auf Abgänge zu ſpielen und jede Periode im hohen Ton einzuſetzen, aber er hatte Routine.

Die Erwartung der Schauſpieler war ſicher nicht geringer, als die des Publikums und des Dichters. Dieſer kam kurz vor Anfang des Stücks auf den für ihn reſervirten Platz. Das Haus war überfüllt. Eine große Menge war abgewieſen worden. Der Vorhang ging auf, das Stück begann. Lag es daran, daß Bök's Figur zu der Idee, die man ſich von dem Räuberhauptmann mit dem langen Gänſehals machte, nicht ſtimmte, oder war

noch nicht genug gestrichen, waren zu viel „Realitäten“ im Stück, kurz, die ersten drei Akte machten die Wirkung nicht, die man erwartet hatte. Aber als Bök-Karl Moor in der mitternächtlichen Scene am Thurm mit pathetischer Sprache den Mond und die Sterne beschwor, als Iffland-Franz, mit seinem schmächtigen Körper und bleichen Gesicht bis in die feinsten Schattirungen in seine Rolle verwandelt, die ganze Windrose der Gewissensqualen durchlief, als er — zermalmend für Alle, die es hörten — dem alten Daniel seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, die Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, am Ende ohnmächtig zusammensank; als er, während draußen der Lärm der andringenden Räuber erschallt, in der ausdrucksvollsten Stellung, „die der ganzen lautbejahenden Natur entgegenstund“, fragte: „Richtet Einer droben über den Sternen?“ und dann sein ruchloses „Nein!“ ausstieß, dann, wie von einer unsichtbaren Hand berührt, mit tonlosem „Ja, ja!“ ohnmächtig umsank, als er, während um ihn die Gemächer des Schlosses brennen, auf den Knien lag und betete, in gottlosem Wahnwitz lallend: „Es ist das erste Mal — soll auch gewiß nicht wieder geschehen, mein Herrgott!“ da war der Sieg des Stückes entschieden. Der Erfolg übertraf die überspanntesten Erwartungen. Dalberg's Kostüm hatte sich glänzend bewährt. Dichter und Schauspieler feierten den neugeschlossenen Bund. Schiller speiste mit Petersen in Gesellschaft aller Schauspieler, welche in dem Drama beschäftigt gewesen. Es ging ein erhebender Geist durch die Gesellschaft, natürlich in der Wolke von leerem Kunstgeschwätz, welche nie bei solchen Gelegenheiten fehlt. Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den sieggekrönten Dichter auf und überreichte demselben sogleich die ihm zugesicherte Reisevergütung, bestehend in vier Carolin.

Schiller kehrte aus dem „Paradies der Muse“, wie er Mannheim jetzt nennt, in sein Stuttgarter Sibirien zurück. Er *ruhte* wahrhaftig nicht auf seinen Lorbeern. War seine Rastlosigkeit im verflossenen Jahre schon bewundernswürdig, so wird im Jahre 1782 das Wort an ihm selber wahr:

Es wächst der Mensch mit seinen größren Zwecken.

Er hatte immerhin doch Berufsgeschäfte. Aber er ist nach allen Seiten thätig. Er schreibt einen Bericht über die Aufführung, eine Rezension über den Text der Räuber. Er kämpft eine literarische Fehde

durch, „zermalmt“ einen Dichter und seinen Musenalmanach, indem er seine Anthologie herausgiebt, er ist die Seele eines neuen wissenschaftlichen Journals, des Würtembergischen Repertoriums, er macht ein Leichenkarmen, komponirt den Fiesko, denkt an eine Dissertation, um den Doktor zu machen, sitzt vierzehn Tage im Arrest, und ist im Herbst mit all diesem fertig.

Ehe wir dem Stürmer schrittweis folgen, ist es wohl in der Ordnung, zu erkunden, was die Welt zur Aufführung der Räuber sagte. Hören wir zuerst den Verfasser. Man hat ihm zwar die öffentlichen Selbstrezensionen verdacht. Lessing steht in gleicher Verdammniß. Es mag Jedem gestattet sein, sich so zu rezensiren, wie Schiller, vorausgesetzt, daß er so dichtet.

Um der neuen Literaturepoche ein Organ zu schaffen, verbanden sich Abel, Petersen — und Schiller, zum Jahre 1782 ein neues Journal auf eigne Kosten herauszugeben. Dieses, das Würtembergische Repertorium, brachte vom 15. Januar eine Korrespondenz aus Worms, unter der sich Schiller's Autorschaft verbarg. Er berichtet den Erfolg der Räuber als Augenzeuge, lobt Dalberg, den Mondschein, Iffland, an dem er nur das Verschlingen der Worte tadelt, dessen künftige Meisterschaft er prophezeit, lobt Alles, nur — den Dichter nicht.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch herausſagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer..... Man spricht indeß Langes und Breites davon.“

Ja wohl that man das. Das Journal Potpourri, welches in französischer Sprache erschien, sagte: „La Noblesse n'y a point paru... Comment peut-on prendre pour succès le suffrage du peuple? Ce n'est qu'une curiosité passagère, encore quelques représentations de cinq heures et le parterre fera lui même justice.“ Das „Parterre“ nahm dies übel, und ein Kritiker replizirte, daß der Stand nicht den Grad der Einsicht gäbe. Die Räuber gingen indeß über die deutschen Bühnen, zuerst in den Handelsstädten Hamburg und Leipzig. In Hamburg spielte Fleck den Karl Moor. In Leipzig, wo gerade Messe war, verbot man das Stück, weil ungewöhnlich viel in der Messe gestohlen wurde. In Berlin war der Beifall unendlich.

Uebrigens blieb die Lächerlichkeit nach dem Erhabenen nicht aus. Es erschienen Bearbeitungen von Plümicke, von Thomas; letzterer ließ nach der beliebten Weichherzigkeit der Zeit alle Personen außer Franz am Leben. Es erscheint jetzt fast unglaublich, wie das Stück in alle Schichten durchsickerte. In Baiern bildete sich eine Räuberbande aus Knaben, die nur daran im Entstehen scheiterte, daß einer der Karl Moore erst von seiner Mama Abschied nahm, eh' er in die Böhmischen Wälder zog. Die Kritiken blieben fast alle tantenhaft entrüstet über das ungezogene Stück. Eine Fluth von Banditenromanen brach mit ihm herein, Spieß, Cramer, Vulpius folgten wie Raben allen möglichen Kandidaten des Galgens. Die Verdrehungen und Mißdeutungen, welche die Moral des Stücks erfuhr, brachten Schiller auf den verzweifelten Gedanken, eine Fortsetzung zu schreiben. Ohne Zweifel hat er Versuche dazu gemacht. Er wartete glücklicher Weise mit deren Vollendung, denn 1801 kam ihm noch eine Dame zuvor, und mit dieser wollen wir die Akten für Deutschland schließen. Ihr Drama in sechs Aufzügen erschien unter dem Titel: Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801. Sie sagte im Vorwort: „Da sie den alten Moor und Amalia zur Vermehrung interessanter Situationen höchst nothwendig brauchte, habe sie beide nicht sterben, sondern nur ohnmächtig werden und sich dann, nachdem Karl abgegangen, wieder ermuntern lassen."

In Frankreich veranlaßte Beaumarchais einen jüngern Schriftsteller, das Stück zuzuschneiden, und es entstand: Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière. Paris 1793. Auch dieses Stück hat wieder seine Geschichte. In England, dem Lande, aus dem Schiller's Drama ein gut Theil seines Lebensblutes gezogen, fanden die Räuber einen Uebersetzer und Kritiker an Benjamin Thompson: The Robbers etc. London 1792. Coleridge und Carlyle, namentlich letzterer in seinem Leben Schiller's, haben den poetischen Werth des Werkes gewürdigt.

Kehren wir von dem Werk zu seinem Schöpfer zurück. Dieser schrieb am 17. Januar einen innigen Danksagungsbrief an Dalberg mit dem Geständniß: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in

mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ So viel verdankte der Dichter dem Theater. Ein Vorſatz, das Spiel zu beurtheilen, unterblieb. Statt deſſen ließ er im Würtembergiſchen Repertorium eine Kritik erſcheinen, bei weitem die beſte, die je über die Räuber geſchrieben iſt. Da ſie zugleich die beſte Gelegenheit bietet, Schiller's revolutionäre Aeſthetik zu entwickeln, ſo will ich die Grundzüge der Rezenſion hier angeben.

Der Verfaſſer läßt die Vertheidigung der Moralität des Stücks*) fallen und erhebt ſich ganz auf den künſtleriſchen Standpunkt, von dem wo aus es geſchrieben iſt und allein betrachtet werden kann. Nach Angabe der Fabel ſagt er: „Rouſſeau rühmt es an Plutarch, daß er erhabne Verbrecher zum Vorwurf ſeiner Schilderung wählte.“ Schiller giebt ihm Recht mit dem Wort: „Wir bewundern die Kraft in jeder Sphäre.“ Er führt aus, daß für die dramatiſche Kunſt der große Verbrecher doppelt geeignet ſei, denn in ihr komme Alles auf Verwickelung, auf Gegenſatz von Licht und Schatten, auf einen Knoten an, und das Herz ſchlage ſich am liebſten auf die Seite des Verlierers. Beides leiſte der dramatiſchen Kunſt die Nachtſeite der menſchlichen Natur. Milton's Satan mache auch den zartfühlendſten Leſer einige Augenblicke zum gefallenen Engel. Der Verfaſſer führt dann dieſes Intereſſe, das wir dem Verbrecher ſchenken, auf eine eigenthümliche Anlage des menſchlichen Herzens zurück. Er ſagt:

„Räuber aber ſind die Helden des Stücks, Räuber, und Einer, der auch Räuber niederwägt, ein ſchleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären ſoll, daß wir um ſo wärmer ſympathiſiren, je weniger Gehülfen wir darin haben; daß wir dem, den die Welt ausſtößt, unſere Thränen in die Wüſte nachtragen; daß wir lieber mit Cruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühle der Welt mitſchwimmen. Dies wenigſtens iſt es, was uns im vorliegenden Stück an die ſo äußerſt unmoraliſchen Gaunerhorden feſtbindet. Eben dieſes eigenthümliche Corps, das ſie der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber formiren, ſeine Beſchränkungen, ſeine Gebrechen, ſeine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unſern Beitritt,

*) Siehe den Schluß der Rezenſion.

welcher zugleich auch unſerem Stolze ſchmeichelt, ihre leichte, unmoraliſche Schaale ſo lange beſchweren zu müſſen, bis ſie waagerecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entfernteren Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto näheren hat unſer Herz mit ihnen."

Unſer Herz! Der Dichter denkt ſich hier ſein Publikum, auf das er wirken will, nach ſeinem Ebenbilde. Das thut jeder Schriftſteller. Hat er Darſtellungskraft, ſo wird er das wirkliche Publikum zu dieſem Ebenbild erniedern, wie Kotzebue, oder erheben, wie Leſſing, Schiller und Goethe. Es iſt die weltbewegende Macht großer Dichter, von der Menſchheit groß zu denken.

Man kann keinen helleren Schein auf Schiller's Perſönlichkeit werfen, als indem man das Publikum, wie es in ſeinem Kopfe lebte, mit demjenigen vergleicht, wie es in andern Köpfen ſich geſtaltete. Sein Erfolg, wie ſein Mißlingen, beruht unter anderem auch darauf, daß er von dem Menſchen größer dachte, als alle deutſchen Dichter. Leſſing forderte anfangs vom deutſchen Publikum nichts, als was es nothdürftig leiſten konnte. Er ſchloß ſich mit Miß Sara Sampſon dem Familien-Intereſſe der Zeit an. Auf Mitleid und Furcht, als auf die allgemeinſten Affekte aller Menſchen, baute er als Kritiker ſeine Aeſthetik vom Drama. Aber er hatte das Bühnenpublikum in ſeine Rechnung gezogen, und dieſe Rechnung trog ihn nie. Im Nathan indeß nimmt ihn ein Menſchheits-Intereſſe ſo ein, daß er das wirkliche Publikum fallen läßt; er appellirt an einen ſchon gereinigteren Sinn, an die Fähigkeit der Toleranz, zu der ja auch jetzt noch nicht alle Gebildete reif ſind. Goethe verlangt mit Götz und Clavigo nichts Unerhörtes vom Publikum, und mit der Iphigenie etwas, was nur dem kleinſten Theil deſſelben durch Bildung möglich iſt.

Schiller hingegen wendet ſich ſofort an ein ideales Publikum, ideal nicht in dem Sinn, daß es Mythologie verſteht und makelloſe Jamben verlangt, ſondern ideal in dem Sinne einer Menſchenliebe, welche auch die freieſte Freiheit, die größte Verirrung mit in das erbarmende Herz aufnimmt, ja welche den gefallenen Engel wie den Teufel in die den Millionen geöffneten Arme zieht, weil die Welt ſie ausgeſtoßen hat. Schiller ſetzt eine Tragkraft des Mitleids voraus, an welcher ſchwache Nerven oder beſchränkte Herzen und Egoiſten rettungslos erlahmen. Während Goethe faſt nie das Böſe ſchildert, außer wo er es im Me-

phisto den Schranken der Menschheit entrückt, zieht Schiller auch das Scheusal eines Franz Moor, eines Wurm, eines Philipp in die Grenzen der Menschheit hinein. Seine beste Welt hat auch das Böse in ihrem Schooß. Und darum ist er nächst Shakspere, wenn man das Wort recht versteht, der christlichste aller Dramatiker. So sagt er in der Rezension der Räuber: „Kraft eines ewigen Hangs, Alles in den Kreis unsrer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.“ So bringt er im Lied an die Freude sein Glas dem guten Geist und läßt die Hölle nicht mehr sein. Die Zöllner und Sünder legt er an unser Herz, und der Protestant versöhnt uns mit der katholischen Maria.

War denn das wirkliche Publikum so, wie er dachte? Schrien nicht Viele Zeter über die Räuber? Ist es denn jetzt anders? Bedauert nicht eine vielgelesene Kritik, daß er eine Katholikin zur Heldin machte? Aber im Kern des Publikums hatte sich Schiller nicht getäuscht. Und er wußte, so sehr er auf die gesteigerte Humanität des Jahrhunderts trotzte, dennoch die eine große Bedingung des Mitleids zu schätzen, welche Lessing mit dem Worte stempelt, der Held müsse mit uns von einem Schrot und Korn sein. Er sagt: „Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: er liebt und wird geliebt.“ Selbst Lessing würde zugestanden haben, daß die Elemente der tragischen Wirkung, Mitleid und Furcht, in den Räubern aufs großartigste beisammen sind.

Was den Franz Moor betrifft, so hat Schiller, nach der Rezension zu urtheilen, über diesen Charakter seine Ansicht, vielleicht in Folge der doch nicht ganz ausfüllenden Darstellung Iffland's, geändert. In der unterdrückten Vorrede zu den Räubern sagt er, je weiter seine Weltkenntniß werde, je ärmer werde sein Karrikaturen-Register. Und an einer andern Stelle heißt es: „Auch ist, wie Garve sagt, kein Mensch durchaus unvollkommen: auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.“ Hiermit war auch Franz Moor vertheidigt. Dagegen heißt es in der Rezension: „So sehr die Natur an lächerlichen Originalen auch die luxurirendste Phantasie der Karrikaturisten hinter sich läßt, so wenig wird sie jedennoch die Idee unseres Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen.“ Er sucht alle Gründe auf, aus welchen

der Charakter künſtleriſch zu verwerfen iſt. Auch die Anſicht Carlyle's ſtand längſt in dieſer Rezenſion, daß nämlich die Begriffe, welche dieſer Grad von ſpitzfindigem Denken vorausſetzt, ihn nothwendig veredeln mußten, oder wie Carlyle ſagt, daß er einſehen mußte, die Politik der Redlichkeit ſei die beſte. Aber um wie viel ſcharfſinniger, als alle nachfolgenden Kritiker, auch der Dichter ſelbſt ſeinen Fehlern nachſpürt, er rettet die Konſequenz der Durchführung und giebt zu, daß Franz, ſobald er leidet, unſere menſchliche Theilnahme gewinnt. Und er ſetzt mit einem Hinblick auf den Befehl Franzens, ihn zu durchbohren, hinzu: „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele?“

Amalie und der alte Moor können kaum grauſamer kritiſirt werden, als es hier geſchieht. Welch eine übermüthige Unabhängigkeit von ſeinem Werke ſpricht ſich in den Worten des Verfaſſers aus: „Er hat ein gar zähes Froſchleben, der Mann! Doch der Dichter iſt ja auch Arzt und wird ihm ſchon Diät verſchrieben haben!“ Die Plaſtik der Räubergeſtalten wird anerkannt und die Bühnenausgabe auch in Bezug auf Hermann's Charakter vorgezogen.

Fern ſei es von mir, das Drama gegen den Dichter zu vertheidigen. Aber es möchte richtiger ſein, als ihm nachzubeten. Giebt er nicht ſeinem Franz erklärende Züge genug, die Bürde von Häßlichkeit, die durch raſende Wolluſt befleckte Phantaſie, ein von Kindheit an zurückgeſtoßenes Herz? Wußte ein Ludwig Devrient dieſem ſchrecklichen Schwätzer, dieſem Ausbund aller modernen Böſewichter nicht die individuellſte Wahrheit einzuhauchen? Denkt Jago weniger ſcharf und Edmund weniger ruchlos, und hat ein ſyſtematiſches Grübeln nicht bis in die neueſten Zeiten neben der raffinirteſten Genußſucht und Heuchelei Platz gefunden? Und Amalie? — Charlotte von Oſtheim war nicht das einzige Mädchen, das ihr nachfühlte. Sie ſagt: „Wie ſpricht Amalia das Unerklärliche aus, die ſeelenreiche, ſubtile Wahrheit; ſo allein der Schonung würdig. Welcher Inhalt in den Worten: Du haſſeſt ihn, du haſſeſt mich doch auch?“ Amalie iſt der erſte Verſuch deutſcher Dramatiker, in einer weiblichen Geſtalt die ausſchließliche Liebe für Alles, was am Manne frei, kühn, groß iſt, zu verkörpern. Sie folgt dem Ausgeſtoßenen in die Wüſte. Es ſind bedeutende Lücken in der Rolle, aber ohne Zweifel gab es damals deutſche Mädchen genug, die über das Ideal des Strickſtrumpfs und eines guten Auskommens mit einer wohlaſſortirten Manns-

ſeele hinaus waren, und von der Seite geſehen iſt Amalie ein Abdruck der Zeit und nur die jüngere Schweſter der Königin Eliſabeth.

Karl Moor iſt als unreifes Knaben-Ideal ebenfalls von der Kritik verworfen. Ich will gegen dieſe Anſicht Hegel's die Darſtellung reden laſſen, welche Fleck dieſer Rolle gab. Sie war ſein größter Triumph. Tieck ſchildert ſie folgendermaßen: „Dieſes titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn furchtbare Wahrheit, edle Erhabenheit, die Wildheit war mit ſo rührender Zartheit gemiſcht, daß ohne Zweifel der Dichter bei dieſem Anblick ſelbſt über ſeine Schöpfung hätte erſtaunen müſſen. Hier konnte der Künſtler alle ſeine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entſetzte ſich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieſes Jünglings die volle Kraft antraf, ſo erſtarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung des Vaters, noch gewaltiger derſelbe Menſch raſet, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuerſten niederwirft, er die Stimme verliert, ſchluchzt, in Lachen ausbricht über ſeine Schwäche, ſich knirſchend aufrafft und noch Donnertöne ausſtößt, wie ſie vorher noch nie gehört waren."

Hoffmeiſter ſagt in ſeinem größeren Werke, daß ihm die Rezenſion Schiller's faſt beſſer gefalle, als die Räuber. Das iſt, wenn man zugleich ſelbſt eine Kritik über die Räuber ſchreibt, eine Eitelkeit. Hundert geringere Köpfe konnten ſolche Kritik wie Schiller ſchreiben, keiner, als er dieſe Scene aus den Räubern, womit wir von dem Stücke Abſchied nehmen wollen. Es iſt die zweite Scene aus dem dritten Akt*). Moor iſt ſchon tief im Blut und Verbrechen, die Räuber lagern in einer Gegend an der Donau auf einer Anhöhe unter Bäumen.

Moor. Hier muß ich liegen bleiben. (Wirft ſich auf die Erde.) Meine Glieder wie abgeſchlagen. Meine Zunge trocken, wie ein Scherbe. (Schweizer verliert ſich unbemerkt.) Ich wollt' euch bitten, mir eine Hand voll Waſſer aus dieſem Strome zu holen, aber ihr ſeyd Alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch iſt der Wein all in unſern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie ſchön das Getreide ſteht! Die Bäume brechen faſt unter ihrem Segen. — Der Weinſtock voll Hoffnung!

*) Schiller that ſich auf dieſe Scene etwas zu Gute. Im Briefwechſel mit Körner I, 16 ſchreibt er: Ihre Briefe, und wir waren Freunde. Für Sie ſpricht Ihr erſter freiwilliger Schritt — für mich ſpreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau.

Grimm. Es giebt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinſt du? Und ſo würde doch ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde ſchlagen.

Schwarz. Das iſt leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das ſag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum ſoll dem Menſchen das gelingen, was er von der Ameiſe hat, wenn ihm das fehlſchlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder iſt hier die Mark ſeiner Beſtimmung?

Schwarz. Ich kenne ſie nicht.

Moor. Du haſt gut geſagt und noch beſſer gethan, wenn du ſie nie zu kennen verlangteſt! — Bruder — ich habe die Menſchen geſehen, ihre Bienenſorgen und ihre Rieſenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäuſegeſchäfte, das wunderſame Wettrennen nach Glückſeligkeit . . . . . dieſes bunte Lotto des Lebens, worin ſo Mancher ſeine Unſchuld und — ſeinen Himmel ſetzt, einen Treffer zu haſchen, und — Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick verſenkt). So ſtirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du ſcheinſt tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblingsgedanke, wie ſie zu leben, zu ſterben, wie ſie. — (Mit verbiſſenem Schmerz) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Geſicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er ſeine Farbe verändert.

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte —

Grimm. Biſt du wahnſinnig? Willſt du dich von deinen Bubenjahren hofmeiſtern laſſen?

Moor (legt ſein Haupt auf Grimm's Bruſt). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? ſei doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh dieſe maleriſche Landſchaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde! Dieſe Welt iſt ſo ſchön.

Schwarz. Nun, das war wohl geſprochen.

Moor. Dieſe Erde ſo herrlich.

Grimm. Recht — recht — ſo hör' ich's gern.

Moor (zurückgeſunken). Und ich ſo häßlich auf dieſer ſchönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unſchuld! meine Unſchuld! — Seht! es iſt Alles hinausgegangen, ſich im friedlichen Strahl des Frühlings zu ſonnen — warum ich allein die Hölle ſaugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles ſo glücklich iſt, durch den Geiſt des Friedens Alles ſo verſchwiſtert! — Die ganze Welt eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verſtoßene, ich allein ausgemuſtert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der ſüße Name Kind — nimmer mir der Geliebten ſchmachtender Blick — nimmer, nimmer des Buſenfreundes Umarmung. (Wild zurückfahrend) Umlagert von Mördern, von Nattern umziſcht — angeſchmiedet an das Laſter mit eiſernen Banden — hinausſchwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Laſters ſchwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abadonna! —

V.

Die Anthologie und das Würtembergiſche Repertorium.

Im Jahre 1781 hatte ein Landsmann Schiller's, Namens Gotthold Friedrich Stäudlin, die ſchwäbiſchen Dichter unter ſeiner Fahne geſammelt und eine Schwäbiſche Blumenleſe auf das Jahr 1782, Tübingen, bei Joſ. Georg Cotta herausgegeben. Als Vignette trug ſie beſcheidentlich eine über Schwabenland aufgehende Sonne. Auch Schiller war zur Beiſteuer aufgefordert worden und hatte dem Herausgeber mehrere ſeiner Oden und Gedichte zur Verfügung geſtellt. Dieſer nahm, wie es ſcheint, aus Unfähigkeit oder aus Neid, nur ein einziges Gedicht, die Entzückung an Laura, und dieſes mit Verſtümmlungen auf. Schiller hatte ein ſtolzes Bewußtſein ſeiner Kraft. „Das erſte Schauſpiel, auf Würtembergiſchem Boden gewachſen!“ heißt es in ſeiner Selbſtrezenſion der Räuber. Er fühlte, daß die Schwäbiſche Muſe durch einen Poeten wie Stäudlin nicht würdig vertreten ſei, durch einen Poeten, der ganz der ſüßlich franzöſiſchen Manier huldigte. Die anmaßende Zenſur, die Stäudlin an ihm ſelbſt geübt hatte, mochte ihn gereizt haben. Genug, er ſchrieb zwar eine anerkennende, aber beißende Kritik der Blumenleſe, namentlich machte er ſich über die aufgehende Sonne luſtig und über Stäudlin's Verſuch, als Gärtner in dem nordiſchen Klima Schwabens Blumen zu ziehen. Es war eine patriotiſche und aeſthetiſche Forderung, dieſes Unkraut in ſeiner nächſten Nähe auszurotten.

Er nahm ſich vor, Stäudlin's Blumenleſe „zu zermalmen.“ Er ſammelte ſeine Truppen, und um durch eine ſcheinbare Menge ſeinem Gegner zu imponiren, erſchien er ſelbſt auf allen gefährlichen Punkten in Perſon unter immer neuer Chiffer. Da indeß alle Punkte gefährlich waren (ſeine Mitarbeiter waren weit unter ihm), ſo lieferte er hier thatſächlich jene Schlacht aus den Räubern, in der achtzig Räuber gegen ſiebzehnhundert

Soldaten fechten. Scharffenſtein, Peterſen, Haug, Hoven, vielleicht ein Graf Zuccato, ein Ferdinand Friedrich Pfeiffer waren als akademiſche Genoſſen ſeiner Trommel gefolgt. Schiller's Fahne, ſagt Scharffenſtein, hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichherzige, poetiſche Rekruten eher abſchreckte, als anzog.

In der That unheimlich genug. Die neue Blumenleſe war „dem Tod" gewidmet. „Großmächtigſter Zaar alles Fleiſches, allezeit Verminderer des Reichs, unergründlicher Nimmerſatt der ganzen Natur. Mit unterthänigen Hautſchauern u. ſ. w." eine gebührende Huldigung folgt dieſer Anrede. „Auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: Geſtohlen Brot ſchmeckt gut. Nein! dedizíren will ich dirs lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdeſt. Doch Spaß beiſeite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem äskulapiſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt, als der Sündenfall, bin ich geſtanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur" — — — Wie mußte dieſer Goliath-Humor den Herren Kollegen und dem — Herzoge vorkommen!

Die „Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko" mit einem ſauber geſtochenen Apollo-Bruſtbild als Vignette erſchien.*)

Das Vorwort, das der Widmung folgt, iſt datirt aus Tobolsko, den 2. Februar. — „Tum primum radiis, gelidi incaluere Triones" „Blumen in Sibirien? — Dahinter ſteckt eine Schelmerey, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen." — — — Der Spaß wird indeß ziemlich deutlicher Ernſt. „Wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — . . . . ."

Das Tobolsko, wo ſie verlegt wurde, war jenes Parterrezimmer, unter „deſſen Dach der Gott Mammon nicht hauſen" wollte. Während Ständlin einen Louisd'or für den Bogen bekam, fand der Verfaſſer der Räuber keinen Verleger. Da der ganze Kram wieder in Gottes Namen

*) W. v. Maltzahn und Boas, die ſich nicht begnügten, mit unbewaffnetem Auge Schiller zu leſen, haben mit bewaffnetem den Namen des Kupferſtechers E. Verhelzt in einem Lorbeerblatt Apolls entdeckt.

und auf eigene Koſten unternommen wurde, ſo kam zu den Räuberſchulden noch eine Summe hinzu. Und zu dem Sündenregiſter des Verfaſſers der Räuber eine Fortſetzung, die faſt ganz mit dem Inhaltsverzeichniß der Anthologie übereinſtimmte.

Denn dieſe enthielt alle Flammengeburten ſeiner jugendlichen Seele. Es war eine Sammlung der unſchuldigeren lyriſchen Gedichte, die er in der Akademie, und der höchſt unbändigen, wilden, anſtößigen, verzweifelungsvollen, die er außer der Akademie geſchaffen hatte. Bürger, der das Aeußerſte im Ausſprechen ſinnlicher Dinge gewagt hatte, war überboten. Bürger hatte geſungen:

Wem Wolluſt nie den Nacken bog,
Und der Geſundheit Mark entſog,
Dem ſteht das Heldenwort wohl an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann!

Und Schiller ſtimmt mit ein (Kaſtraten und Männer):

Ich bin ein Mann — wer iſt es mehr,

und führt das Thema mit einer Derbheit ohne Gleichen geſchichtlich und phyſiologiſch durch.

Er hatte die Leichenphantaſie, die Elegie auf den Tod eines Jünglings, die ihm einen Namen wie Heroſtrats eintrug, er hatte viel ſtärkere Dichtungen, die ſchlimmen Monarchen, welche die Mätreſſenwirthſchaft und dadurch mittelbar das Verhältniß des Herzogs zu Franziska brandmarkten, Rouſſeau, eine grimmbittere Verklärung des Freiheitsmärtyrers und eine Verwünſchung ſeiner Feinde, er hatte die Laura-Gedichte aufgenommen, die alle beſchränkten Köpfe empören mußten, ſchon weil ſie ſie nicht verſtanden. Und hatte dem Räuber Moor ein „Monument“ geſetzt, deſſen Piedeſtal zwar die Schande war, aber die Schande überſchüttet mit den Kränzen, die ihm Bewunderung, das Mitleid künftiger Geſchlechter zollen. Was half es, daß auch ein patriotiſches Kriegslied: „Graf Eberhard der Greiner“, darunter ſtand. Das konnte ja fremde Fürſten beleidigen, das mochte vielleicht nicht von Schiller ſein. Das war ja gar nicht ſeine unverſtändliche Manier. Das war gewiß vom Verfaſſer des Bauerſtändchens und des Gedichts „in einer Bataille.“

Und doch war Alles von ihm, was unter den Chiffern Y., Wd., O., P., A., R., v. R. und wahrſcheinlich noch unter andern ſpottete und

weinte, mit Empörung ſchalt, leidenſchaftlich ſtammelte und erhaben richtete. Die Geſtalt, in welcher die Anthologie jetzt unter den Gedichten der erſten Periode in den geſammelten Werken erſcheint, gleicht faſt dem verödeten Sommerbette eines Gebirgsſtroms, der im Frühling gewaltig, übervoll, brauſend und rauſchend dahinfährt. Letzterer iſt das wahre Bild der ſibiriſchen Blumenleſe. So zählt z. B. das Gedicht „Rouſſeau", welches in den Werken auf zwei Strophen verkürzt iſt, hier deren vierzehn. So fehlen in den Werken die „ſchlimmen Monarchen" ganz, ebenſo das „Monument Moor's des Räubers, vom Verfaſſer der Räuber", die „Hymne an den Unendlichen", die „Rache der Muſen" (ein vernichtender Hieb auf Stäudlin) und noch ſo manches wilde und geniale Produkt, das unzweifelhaft von Schiller iſt. Ich will nur für diejenigen Leſer, welche die Anthologie nicht kennen, durch einige Proben gleichſam die entgegengeſetzten Grenzpunkte bezeichnen, innerhalb welcher ſich die Phantaſie des Dichters bewegt. Die Schlußſtrophen aus den „ſchlimmen Monarchen" erinnern lebhaft an manches neuere Produkt der politiſchen Poeſie. Der Dichter folgt den Erdengöttern in die Gruft, in alle Gebrechen und ſagt ſchließlich:

Decken euch Seraile dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des großen Pfundes Zinſen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande,
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürſtenherzen kalt.

Von einer ganz anderen Seite erſcheint der Dichter in den Stücken: „die Größe der Welt", „in der Bataille" (die Schlacht), „an die Morgenſonne" (der Flüchtling). Bis zur Spitze dieſer naiven Gattung ſteigt er in dem „Bauernſtändchen", welches mit Recht Schiller zugeſchrieben wird, da es dieſelbe Chiffer Wd., wie Eberhard der Greiner, trägt. Vielleicht ſind hier die Anregungen von Herder's Volksliedern zu ſuchen.

Ein junger Bauerburſch, mit der Laterne bei ſchlechtem Wetter zum Kiltgang ſchleichend, bricht in folgende zarte Liebesklage aus:

Menſch! Ich bitte, guk heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh' ich ſo vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
S' regnet, was vom Himmel mag,
S' g'wittert wie zum jüngſten Tag,
Pudelnaß die Hoſen!
Platſchnaß Rock und Mantel ey,
Rock und Mantel nagelneu
Alles dieſer Looſen.
Draußen, draußen Sauß und Brauß!
Menſch! ich bitte, guk heraus.

Wenn man bedenkt, daß neben dieſen Dorffiedeltönen auch Töne von einer Zartheit und Innigkeit angeſchlagen ſind, wie in dem Stück: „Meine Blumen", ſo wird man über den Umfang erſtaunen müſſen, der ſeiner Leyer zu Gebote ſtand. Welcher Wohllaut, welche ſchöne Bewegung des Rhythmus in dieſem Blumenſang:

— — — — — — — —
Liebe hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dorn umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt —
Thränend ihrem Dichter ſchickt,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten ſüßer Schmerzen!
Goß euch dies Berühren ein,
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hain.

Auch das epigrammatiſche Talent Schiller's iſt reichlich vertreten. Es übt ſich an der Sittenloſigkeit der Zeit, an dem ärztlichen Beruf und an literariſchen Antipathien. Hier ſind Keime zu den Xenien. So lautet das Epigramm „Klopſtock und Wieland (als ihre Silhouetten neben einander hingen)":

Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt ſchrieb dieſer Mann für mich.

Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſer einer lieben,
Komm linker Mann! Ich küſſe dich.

Auch auf Spinoza findet ſich ein Epigramm in der Sammlung. Es kann ſehr wohl von Schiller ſein, ohne daß man daraus ſchließen darf, er habe Spinoza ſtudirt. Denn nach ſeiner Verſicherung an Körner hatte er ſich mit der ſtrengeren metaphyſiſchen Wiſſenſchaft unglaublich wenig befaßt. Wenn man den ſpezifiſch größern Dichter im ſangbaren Liede ſucht, ſo erſcheint Schiller in der Anthologie viel kleiner, als Goethe in ſeinen Jugendgedichten. Man kann faſt keinem ſeiner Gedichte das Lob ertheilen, welches Viſcher als das höchſte erklärt, das einem lyriſchen Gedicht zu ertheilen ſei, nämlich, daß es „Duft“ habe. Aber man muß hier in der That ſolche Kennzeichen aufgeben, man muß den gewaltigen Ueberſchuß des Gedankens berückſichtigen, der die Form faſt überall zerſprengt, ein Fehler, welcher die einzige Möglichkeit zur Tugend des Dramatikers iſt, und ein Reichthum, deſſen zweifelhafter Werth für die Lyrik dem Dichter ſehr wohl bewußt war.*)

Doch warum laſſe ich nicht lieber dieſen ſelbſt ſprechen, der auch hier wieder das Daſein ſeines neuen Buches eigenhändig ins Protokoll der Literaturgeſchichte ſetzen mußte. Im Würtembergiſchen Repertorium ſtand ſeine Kritik. Er macht ſich über den Titel luſtig und tadelt die Veranlaſſung. „Der Herausgeber mag dem Herrn Städele (ſo hieß Ständlin im Volksmund) nicht hold ſeyn und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeitige läppiſche Zänkerei. — — — Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von der gewöhnlichen Art; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Fantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchlehert.“

*) Eine neue Ausgabe der Anthologie erſchien 1798 unter dem Titel: Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Stuttgart bei Johann Benedikt Metzler. Ed. Bülow hat die Anthologie wieder herausgegeben mit einer Abhandlung über das Dämoniſche und einem Anhange. Heidelberg 1850. Bangel und Schmidt.

Die Gedichte werden dann gruppenweise charakterisirt; „der Triumf der Liebe“ sei wahrscheinlich auf Veranlassung von Bürger's „Nachtfeier der Venus“ geschrieben, die meisten der Epigramme werden als bloße Füllung verurtheilt, „was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet.“ Er parodirt Tante Kritik, indem er ehrbar sagt: „Möchten sich doch unsre jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität .... möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie“ — nun ist er des trocknen Tones satt — „doch, was sollen sie nicht alles mögen! Unsere modischen Skribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen.“ — Schließlich schlägt er das Publikum zum Abschied ins Gesicht. „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hatte, schlimm betrogen zu finden, denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüssen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.“

Diese tolle Rezension, in welcher Uebermuth, Stolz und Bescheidenheit mit einander streiten, war zwar nicht die einzige, welche erschien, aber die lyrischen Räuber machten nicht so viel Glück, als die dramatischen. Die Berliner Literatur- und Theaterzeitung vom 16. Februar 1782 kündigte ihr Erscheinen als bevorstehend an, aber das war auch Alles. Stäudlin war ebenfalls nicht zu zermalmen, er tauchte sogleich nach dem Sturzbad wieder auf und zwar mit einem Band Gedichtchen, worin eins, „das Kraftgenie“, eine giftige Karrikatur Schiller's gab. Das Würtembergische Repertorium antwortete mit einer derben Abfertigung. Sie ist C—z unterzeichnet, aber ganz in Schiller's Ton. Dann schwieg er und überließ die Rache dem Geschick, das sie nur zu grausam vollführte. Stäudlin erlebte den vollen Ruhm des Gegners, er nahm die Miene seines Verehrers an, verfiel endlich in Trübsinn und machte seinem Leben freiwillig ein Ende.

Aber wenn die sibirischen Blumen der Welt nicht gefielen, in einen Kerker zauberte ihr Duft den Frühling hinein, für den gefangenen Dich-

ter hatten ſie Leben, Sprache, Seelen, Herzen. Schubart dichtete eine Ode an Schiller, welche begann:

Dank dir, Schiller, für die Wonne;
Die deinem Geſang entquoll! —
Meines Berges Genius, der Rieſe,
Ein Schüzer hohen Sangs,
Lauſcht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entſank ſeiner wolkigen Rechte.
Auch ich ſchlang deinen Geſang,
Wie der Langdurſtende
Mit wollüſtig geſchloßnem Auge
Schlirft aus des Baches Friſche.
Sah' nicht des eiſernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Feſſelgeklirr am wunden Arm,
Denn du ſangſt!
Schiller, du ſangſt!
Deiner Lieder Feuerſtrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte ſeinem Wogenſturze;
Hoch empor ſtieg meine Seele
Mit dem Funkengeſtäube
Seiner Fluth.
Da trat vor mich ein Bote des Himmels; —

und dieſer Bote verkündigt ihm Gottes Befehle, eine vollſtändige himmliſche Kritik der Laura-Gedichte und eine Mahnung, ſich treu zu bleiben, die Schiller ehrlich beherzigt hat. „Schiller iſt ein großer Kerl — ich lieb ihn heiß — grüß ihn", ſchreibt Schubart an ſeine Gattin.

Konnte Schiller eine ſchönere Genugthuung für die Angriffe der Kleingeiſter haben? An ſeinem Halſe weinte ſich der Gefangene zuweilen aus. Solche Thränen verwiſchten ohne Zweifel manchen Zug von Karl Eugen's väterlichem Bilde, wie es in Schiller's Bruſt lebte. Und wenn der Dichter gar Schubart's Kerker mit dem griechiſchen Klima in Mannheim verglich ....

Noch hielt er ſolche trübe Gedanken nieder; aber im Lazareth, auf der Parade konnte er keine beſſeren gebrauchen. Das Theater beſchäftigte ihn unaufhörlich, ihm ſchwebte ein Ideal vor, das nur zu erreichen ſchien, wenn Publikum, Dichter, Schauſpieler gleich ſehr von der Würde

der Bühne durchdrungen waren. Er untersuchte die Unvollkommenheit der gegenwärtigen Bühne und fand, daß der Geist der Zeit zwar zum Drama drängte, daß das Drama zwar diesen Geist durch seine mächtige Wirkung reinigen könne: wenn nur nicht das Publikum im Theater bloßen Zeitvertreib oder Sinnenkitzel suche, worin die Aktricen ihm entgegenkämen; wenn nur nicht im löblichen Streben nach Naturwahrheit die Dichter das Maß so sehr überschritten; wenn nur der Spieler nicht das Wort des Dichters so sehr vernachläßigte.

Diese Untersuchung erschien unter dem Titel: „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater" im Würtembergischen Repertorium. Es sind dieselben Ansichten, die in der ersten unterdrückten Vorrede zu den Räubern noch schroffer ausgesprochen waren, nur eins hatte er in Mannheim gelernt, daß nicht alle Schuld dem Spieler und Publikum, sondern auch einige dem Dichter zuzumessen sei. „Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die grassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern." Der Aufsatz enthält goldene Worte. Und was namentlich auffällt, der schönste Ernst verklärt die Züge des Sprechers, sobald er vom Drama spricht, er, der mit der Lyrik beinahe Possen treibt. Schon klingt ein hoffender Ton in seiner Brust: „Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim roheren Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach." Der Aufsatz ist mit U. unterzeichnet. Mit Auslassung der stärksten Stellen, die später als unnöthige Provokationen fürstlicher Mißgunst erschienen und es damals waren, ging er in die Cotta'sche Ausgabe über. Eine zweite Arbeit Schiller's im Würtembergischen Repertorium: „Der Spaziergang unter den Linden" ist gewissermaßen ein psychologisches Seitenstück zu dem philosophischen Freundespaar Julius und Raphael. In Edwin ist die naive Natur, die zum Genuß und Glauben neigt, in Wollmar die sentimentale Natur dargestellt. Wollmar ist ein moderner Hamlet auf dem Kirchhof. Er sagt vom Spiel der Welt ähnlich, wie Karl Moor: „Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten." Der Dialog war K. unterschrieben und am Schlusse hieß es: Vielleicht Fortsetzungen.

Außer diesen beiden abgerundeteren Aufsätzen brachte das Repertorium noch fünf mit Gz. unterzeichnete Rezensionen von Schiller, darunter eine durchaus harmlose, zum Theil sehr lobende über eine miserable Gedichtsammlung von Gustav Schwab's Vater, der früher Schiller's Lehrer gewesen war. Dies hat in der Schwab'schen Biographie Schiller's folgende ungerechte Beschuldigung veranlaßt: „Nebenbei benutzte Schiller sein Repertorium, wie gleichfalls die Anthologie, nicht nur sich selbst hervorzuheben, sondern literarische Feindschaft auf nicht ganz ungehässige Weise zu üben. So scheute er sich z. B. nicht, einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen." Ein solcher Akt niedriger Gesinnung lag ihm wahrlich fern und ist aus der Rezension nicht zu erkennen.

Schiller schrieb fürs zweite Heft noch die auch in die Cotta'sche Ausgabe aufgenommene Erzählung: „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte." Sie passirte den Brüdern der Frau von Lengefeld, welche nachmals Schiller's Schwiegermutter wurde. Die Wolzogen'sche Familie, verwandt mit der Frau von Lengefeld, wird sie dem Dichter mitgetheilt haben. Es ist eine Novelle, wie sie sein soll.

Er war in alle Fächer gerecht. Zu einem Plane architektonischer Denkmäler für große Männer von Atzel lieferte er die lateinischen Inschriften, z. B. auf Luther: MARTINVS LVTHERVS, IN TERRA NOTVS ET COELO ET INFERNO, und ein Dialog von Scharffenstein: „Der Jüngling und der Greis" ward von unserm Dichter für das zweite Heft des Repertoriums bearbeitet. Der Jüngling Selim preist das rastlose Vorwärtsstreben, bei allem Schmerz, den es verursacht. „Ich weine, nur ein Mensch zu sein, ich jauchze, ein Gott sein zu können." Eine Ergänzung des Wollmar, der in der That weint, ein Mensch zu sein, aber dabei in Schwermuth versinkt, während Selim das Ideal als Leitstern zum Genuß und zur Thätigkeit empfindet. „Die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens, der Genuß selbst der Tod." Die Vertreter der in sich ruhenden ungetrübten und naiven Natur, dort ein jüngerer Freund, hier ein Greis, sind beide stiefmütterlich genug behandelt. Schiller's Herz war bei den beiden sentimentalischen Naturen.

VI.

Fürſt und Dichter.

Mit Schiller's Journaliſtik war es für diesmal zu Ende und, nachdem dieſe Triebkraft gewichen war, bald auch mit dem Journal. Das dritte Heft erſchien 1783; es war das letzte. Wir müſſen dem Raſtloſen auf ein andres Gebiet folgen. Sein Beruf war ihm jetzt ganz klar. Er hatte im Beifall des Bühnenpublikums, im Urtheil der Kenner die überzeugendſten Bürgſchaften für dieſen Beruf. Er war zum Dramatiker geboren. Jetzt erſchien ihm jede Stunde, die er der Kunſt entzog, wie ein Raub an ſeinem beſſern Selbſt. Er ward mißmuthig, aber er blieb thätig. Er ward ruhiger, und nun war er erſt recht thätig. Seine Seele brütete über neuen dramatiſchen Stoffen.

Konradin von Schwaben und die Verſchwörung des Fiesko ſtanden längſt vor ſeinen prüfenden Augen. Der Genueſer taucht ſchon einmal mit ſehr beſtimmter Phyſiognomie in ſeiner zweiten Diſſertation auf. „Doria hatte ſich gewaltig geirrt, wenn er den wollüſtigen Fiesko nicht fürchten zu müſſen glaubte.“ Und welche größere Empfehlung konnte der Stoff haben, als daß Rouſſeau den Fiesko für einen der merkwürdigſten Charaktere der Geſchichte erklärt hatte. Hier konnte er ganz ſeiner Theorie von großen Verbrechern, von iſolirten Menſchen treu bleiben, die er in der Kritik der Räuber aufſtellt. Der Verſchwörer bot ungleich größere Verwickelungen als der ſchuldloſe Konradin, zumal Fiesko das Verbrechen unter der Maske des Laſters verſteckt. Schiller entſchied ſich, lebte ſich in den Stoff hinein, ſtudirte Schauplatz, Sitten, Zeitalter, beſuchte eifrig die Bibliothek, las und notirte. Der Stoff führte ihn unvermerkt zur Geſchichte. Er benutzte die Conjuration du Comte Jean

Louis de Fiesque von Paul de Goedi, nachmaligem Kardinal Retz, und den dritten Theil von Robertson's Geschichte Kaiser Karl's des Fünften. Streicher, nun schon sein täglicher, unentbehrlicher Umgang, verwunderte sich, wie kurz und trocken das Schema aussah. Der Inhalt der Akte und Scenen war streng punktirt, wie das Scenarienbuch eines Theaterinspizienten. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus und las sie mit der ganzen Wonne, seine Dichtung in der Seele des aufmerksamsten Zuhörers abgespiegelt zu sehen, dem jüngeren Freunde vor, der ihm zur Mittheilung und Besprechung eine an Schwärmerei grenzende Empfänglichkeit und Theilnahme entgegenbrachte.

Der Dichter gedachte wieder, das neue Drama solle die Frucht eines Sommers sein. Indessen traten Hinderniſſe dazwischen, die ihn gerade jetzt aufs widrigste an seine medizinischen Studien erinnerten. Kaiser Joseph hatte die Militär-Akademie am 22. Dezember 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Sie hieß fortan „die hohe Karlsschule.“ Schiller war also niemals „Karlsschüler.“ Ein kaiserliches Diplom erklärte, daß ihre immatrikulirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doctorwürde nach der bei andern Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit befördert werden könnten und sollten.“ Diese Auszeichnung, welche die Akademie erfuhr, kam denn den frühern Eleven in so weit zu gute, daß sie nicht erst nach Tübingen zur Promotion mußten. Hoven war das sehr erwünscht. Weniger unserm Schiller, der bereits praktiziren durfte. Die Promotion zur Doktorwürde und die damit verbundene neue Dissertation, die er Ehren halber sobald als möglich einzureichen hatte, war für ihn eine überflüssige Formalität, die ihn in seinen dramatischen Arbeiten unterbrach. Dazu lockte gerade jetzt die Sirenenstimme von Mannheim. Dalberg hatte ihn angetrieben, hatte ihm ein deutsches Thema zu einem Nationalschauspiel versprochen, hatte ihm die Bearbeitung des Götz empfohlen. Schiller schreibt ihm am 1. April die traurigen Gründe, weshalb er mit Fiesko nicht vor Ende des Jahres fertig werden könne, lehnt — klug genug — die Bearbeitung des Götz ab, wenn Goethe nicht seine Einwilligung gäbe, und erinnert an das Versprechen eines deutschen Thema's.

Schiller hat nicht promovirt*). Ob er die Dissertation angefangen, — es scheint fast so. Sie war jedenfalls neben vielen andern Wolken eine, die seinen Himmel umdüsterte und auf seine Stimmung drückte. Während die Leidenschaft fürs Drama alle seine Lebensfibern überreizte und anspannte, kam immer wieder der trockne Schleicher Beruf in die Fülle seiner Gesichte und erzeugte jene Stimmung, in welcher dämonische Mächte am liebsten erscheinen. Und sie kamen, gerufen und ungerufen, und machten den Meister der Helden zum Helden eines der ergreifendsten Dramen, das je in dem Leben eines Dichters spielte. Die beiden Hauptpersonen sind Schiller und Karl Eugen.

Der Herzog hatte im Stillen dem bedenklichen Gange seines Zöglings zugesehen. Er hatte an den genialen Reden über die Tugend Gefallen gefunden. Dies erstreckte sich selbst auf den Styl und die Gedankenstriche. Schiller konnte bemerken, daß in mehreren kleinen Handbillets, welche sein Verhältniß zum Herzog veranlaßte, eben dieser Styl, eben diese Gedankenstriche von seinem fürstlichen Erzieher nachgeahmt wurden. Karl Eugen war scharfsichtig genug, zu erkennen, daß einmal, wenn sein Feuer gedämpft würde, „ein recht großes Subjektum" aus Schiller werden könne. Daß in der Akademie noch ein Poet so ganz nebenher gediehen war, hätte er ganz gern gesehen, wenn dieser Poet nur so nebenher Poet gewesen, anstatt nebenher Arzt zu sein. Der Herzog bezahlte den Mediziner und nicht den Poeten.

Man findet es brutal, daß der Herzog nicht auf der Höhe unserer Zeit stand, daß er das Genie nicht erkannte. Im Gegentheil, es ist unbegreiflich, daß Karl Eugen nach Erscheinung der Räuber seinem Geschöpf nicht sofort alles Schreiben verbot, da einige Stellen darin auf seine wilde Vergangenheit ohne Mühe gedeutet werden konnten. Und nun gar die schlimmen Monarchen! der Venuswagen! Konnte er solche Ausfälle von dem erwarten, der ihn noch vor kurzem den Stifter seines Glücks genannt hatte? Und die Art, wie Schiller bei jeder Gelegenheit vom ärztlichen Stande, ja von seiner eigenen Anstellung sprach, hieß das nicht die Gabe des Herzogs, die er zuerst als eine Wohlthat gepriesen, verachten und, wenn auch noch so witzig, dem allgemeinen Ge-

*) In dem Jahresbericht der Karlsschule von 1782 findet sich nichts von einer Dissertation Schiller's pro gradu doctoris.

lächter preisgeben? Und was mochte dem Herzog von ſeinem Laſterleben, ſeinen Pferdekuren, ſeiner Trunkſucht hinterbracht ſein? Und ob die erſte Reiſe nach Mannheim ein Geheimniß blieb, da Schiller mit den Schauſpielern ſpeiſte?

Trotzdem gab Karl Eugen ſeinen Zögling nicht auf. Er hoffte, deſſen Talent auf eine vorgeſchriebene Bahn zu lenken; er ließ ihn zu ſich kommen und warnte ihn auf väterliche Art vor Verſtößen gegen den beſſeren Geſchmack, wie er ſolche häufig in ſeinen Produkten finde. Schiller blieb nicht ungerührt. Der Herzog befahl ihm, alle ſeine poetiſchen Produkte in Zukunft vorzulegen. Das war dem Dichter unmöglich. Er weigerte ſich. Dieſe Weigerung durch eine offene Diskuſſion zu begründen, geſtattete das Dienſtverhältniß nicht und wäre trotz des ſcharfen und feinen Verſtandes, mit dem Karl Eugen alles in ſeiner Sphäre Liegende erfaßte, ohne Erfolg geweſen. Die Grundanſchauung der Schiller'ſchen Poeſie lag außer dieſer Sphäre. Sie quoll aus dem Souveränetätsgefühl des einzelnen Menſchen, des Dichters, des Volks, und dies konnte ein Souverän, ſo ſehr er es theoretiſch durch gleichmäßige Bildung und Behandlung Aller als Erzieher pflegte, praktiſch weder begreifen noch dulden. Dennoch erließ er auch nach dieſer Weigerung kein Verbot gegen den Dichter. Nun war Schiller wie von einem innern Gebot getrieben, die Souveränetät des Dichters zu beweiſen.

Am 15. Mai 1782 ſtarb Rieger eines plötzlichen Todes. Schubart mußte „im Namen ſämmtlicher Offiziere ſeines Bataillons" ein Leichencarmen machen. Es fiel durchaus maßvoll aus. Auch Schiller ſchrieb eine Todtenfeier, die als Einzeldruck in Stuttgart verbreitet wurde. Rieger war ſein Pathe und hatte ihm ſtets nur Wohlwollen gezeigt. Daß der Dichter ihn beſang, war natürlich, aber wie beſang er ihn? Bisher hatte er nie Karl Eugen perſönlich angetaſtet. Die ſchlimmen Monarchen konnten als Gegenſatz zu Karl Eugen gedeutet werden. Hier hieß es von einem Mann, den Karl Eugen grauſam und ohne Anklage in den Kerker geworfen:

Höher, als das Lächeln deines Fürſten,
(Ach, wonach ſo Manche geizig dürſten,)
Höher war dir der, der ewig iſt.

Und an einer andern Stelle:

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern, war dein Trachten nie.

Und wieder:

Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
Dieses Lebens Folterbank verträumt. — —

Karl Eugen hatte diese Folter geschärft, er dachte wohl nicht allzu gern daran. Rieger war allerdings kein kriechender Charakter, aber dieses Lob verdiente er offenbar nicht. Die Unterthanenflüche hatte er reichlich auf sich geladen. Wie gehässig mußte der Umgebung des Fürsten ein Freiheitssänger erscheinen, der selbst einen Rieger mit Glorie umgab, weil der General die Gunst seines Fürsten für nichts achtete! Der Dichter theilte für die Nichtachtung dieser Gunst gleichsam einen Kranz aus, er verband die Unterthanenflüche so eng mit dieser Gunst, als ob beide Begriffe unzertrennlich wären.

Und dagegen war der wilde Schubart so maßvoll gewesen. Gewiß erhoben sich Stimmen, welche meinten, daß Schiller die Festungsstrafe mehr verdiene, als der fromme Schubart. Das Gedicht erregte das Mißfallen des Herzogs, und dieses Mißfallen ward von Allen genährt, von denen es mit so viel Grund getheilt wurde.

Den Verfasser der Räuber zu denunziren, war ein sicherer Beweis der Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung, an die Person des Fürsten. Die Handhaben einer solchen Denunziation kamen mittelbar aus den Räubern. Schiller hatte seinem Spiegelberg die Worte in den Mund gelegt: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath' ich dir: reis' ins Graubündner Land. Das ist das Athen der heutigen Gauner.“ Diese Stelle griff ein junger Literat, Namens Wredow, der in Graubünden mehrere Jahre als Hofmeister gelebt hatte, auf. Er war ein geborner Deutscher. Aber seine Anhänglichkeit an Graubünden war von der weltbürgerlichen Zärtlichkeit, welche beschränkte Köpfe oft die größten Thorheiten auf Kosten ihres Vaterlandes begehen läßt. Wredow beging eine solche an Schiller. In den Hamburgischen Adreßkomptoir-Nachrichten vom 13. Dezember 1781 vertheidigte er das Graubündner Land gegen die fürchterliche Anklage in einem langen, hochtrabenden Artikel, sprach freilich zugleich die Vermuthung aus, daß nur

ein Ländchen gemeint ſein könne, das unter der Verwaltung Graubündens ſtehe und auf welches allerdings Spiegelberg's Ausfall paſſe. Dieſes Ländchen war das Veltlin, von Italienern bewohnt. In der angeführten Stelle aus den Räubern antwortet Razmann dem Spiegelberg: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.“ Somit hatte Schiller nur Graubünden gemeint, inſoweit es italieniſche Unterthanen hatte.

Ob Wredow's Artikel nach Würtemberg durchdrang, iſt nicht bekannt. Aber in Chur kam er dem Dr. Amſtein, ebenfalls einem Deutſchen, zu Geſicht. Dieſer, auch ein Fanatiker für Graubünden, ſchmiedete eine giftige Anklageſchrift und ließ ſie in das öffentliche Organ Graubündens: „Der Sammler“ einrücken, welches er redigirte. Sie führte den Titel: „Apologie für Bünden gegen die Beſchuldigung eines auswärtigen Komödienſchreibers“ und erſchien Ende April 1782. Amſtein ſuchte jedenfalls Vortheile. Er gab der Bagatelle eine ungeheure Wichtigkeit, ſtellte Schiller als den ſchwärzeſten Verleumder eines ganzen Staates dar, forderte von ihm eine öffentliche Erklärung, pries Wredow als einen Ehren-Anwalt, ließ deſſen Artikel mit abdrucken und ſchrieb außerdem an Schiller, damit dieſer ſich nicht mit Unkenntniß der Forderung entſchuldigen könne. Schiller empfing den Brief, fand ſich aber nicht veranlaßt, zu antworten.

Da der „Sammler“ als einziges öffentliches Organ eines Nachbarſtaats ſicher in Stuttgart gehalten wurde, zumal es von landwirthſchaftlichen Dingen handelte und die ökonomiſche Geſellſchaft von Bünden in Würtemberg Mitglieder zählte, ſo iſt es außer Zweifel, daß bereits Anfang Mai die Anklage gegen den Verfaſſer der Räuber, auf dem ſo viele Augen beobachtend ruhten, in Stuttgart bekannt war und auch ſehr bald dem Herzog mitgetheilt wurde. Der herzogliche Garteninſpektor Walter in Ludwigsburg, ein überaus eitler, ehrſüchtiger und unverſchämter Menſch, vielleicht eben deswegen ein Feind der Schiller'ſchen Familie, war korreſpondirendes Mitglied der Bündner ökonomiſchen Geſellſchaft. Er rühmte ſich ſpäter, gleich nach Leſung der Apologie Anſtalt gemacht zu haben, daß ſie ſein Souverän bekam. Es iſt möglich, aber auch dieſes Verdienſt kann erlogen ſein. *)

*) Siehe den Anhang.

Genug, der Herzog las die Anklage und war in hohem Grade aufgebracht. Die Republik war schon ein übler Nachbar, in Chur wurden die gehässigsten Dinge über Würtemberg gedruckt. Nun hatte ein Zögling der mit so vieler Sorgfalt und Mühe von ihm gepflegten Akademie in das Wespennest gestochen. Vielleicht gab eben in jenen Tagen derselbe Verfasser der Räuber durch sein Gedicht auf Rieger den widrigsten Anstoß in Stuttgart, und nun hatte er auch das Ausland zu öffentlichen Anklagen berechtigt. Und das Alles durch die nutz- und zwecklose Poeterei. Es war nicht zu dulden. Sofort erging die Weisung an Schiller, sich zu vertheidigen, so wie der Befehl, alles weitere Indruckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medizinische wären, zu unterlassen und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten.

Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört *). War der strenge Verweis und das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon im höchsten Grade unangenehm für Schiller, so war der Befehl noch schmerzlicher für ihn. Durch das Verbot, sich in irgend eine Verbindung mit dem Auslande einzulassen, war seinen dramatischen Plänen und Bestrebungen der Lebensnerv durchschnitten. Denn abgesehen von den äußern Vortheilen, die ihm nur ein solcher Verkehr gewähren konnte, da sein Gehalt als Regimentsarzt durch den Aufwand für Equipirung, für standesmäßiges Erscheinen bei-

*) Petersen erzählt in seiner ungedruckten Materialiensammlung, der Herzog habe Schiller nach dem Schlosse Hohenheim kommen lassen, habe ihn aufs heftigste angefahren und ihn aufs derbste ausgescholten; er habe mit den Worten geschlossen: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr!“ Schiller sei unmittelbar nach diesem Auftritt in den „Ochsen“ gegangen und habe mit anscheinender Gelassenheit, ja mit Heiterkeit am Kegeln Theil genommen. Da nur Streicher die ganze Sache in ihrem vollständigen Verlauf erzählt, habe ich im Text vorgezogen, seiner allerdings weniger ins Einzelne gehenden Darstellung zu folgen. Wie heftig auch die Scheltworte des Herzogs gewesen sein mögen, es heißt doch zu gering von Schiller denken, wenn man glaubt, daß sie mehr Eindruck auf ihn gemacht hätten, als das Verbot selbst, durch welches er das weitere Zerfallen mit dem Herzog klar vor Augen sah. Vgl. Boas Jugendj. II, 276.

nahe auf nichts herabgebracht wurde, war bei dem Zustande der Stuttgarter Bühne an eine Veröffentlichung seiner innersten Lebensschätze nicht zu denken. Der Befehl schloß beinahe ein Aufgeben seiner Kunst ein. Und das Alles der einen elenden Stelle in den Räubern zu verdanken! Es war die lächerlichste Ursache einer unverhältnißmäßigen Strenge.

Schiller fand nur einen Ausweg. Wie, wenn er dem Auslande sich in die Arme warf? War doch Lessing Theaterdichter in Hamburg gewesen, Klinger in Leipzig. Hatte man doch in Mannheim einen italienischen Hofpoeten gehalten, der vom Herzog von Würtemberg öfter zu Festen entliehen wurde. Stand doch der würtembergische Hof mit dem pfalzbairischen im besten Vernehmen. Wenn Dalberg — und solchen Seelen konnte man Alles zutrauen — wenn Dalberg sich für ihn verwendete, ihn anstellte? Je mehr sich seine Verhältnisse in Stuttgart verdüsterten, um so rosiger beleuchtet erschien ihm der Schauplatz seiner Erfolge. Hier in Stuttgart war er geschmäht, verleumdet, mit dem Loose Schubart's bedroht. In Mannheim war er geachtet, von geistvollen Beschützern mit offenen Armen empfangen, vom letzten des Publikums bewundert.

Mittlerweile wurden in Mannheim die Räuber mit demselben Zulauf, mit dem gleichen Beifall wie das erste Mal gegeben. Der Ruf von der ungeheuren Wirkung, sowie von der meisterhaften Darstellung war nach Stuttgart gelangt. In den nächsten Umgebungen des Dichters besprach man diese Dinge mit dem lebhaftesten Interesse, mit dem lebhaften Wunsch, der Aufführung in Mannheim beizuwohnen. Schiller sehnte sich, die Eindrücke zu wiederholen, sie in seinen liebsten Seelen abgespiegelt zu sehen. Frau von Wolzogen, die Frau Vischer waren so voll Theilnahme für ihn, erkannten so ganz seinen Werth; mußte es diesen Freundinnen nicht tröstlich sein, ihr Urtheil anderswo so glänzend bestätigt, ihre Verehrung getheilt zu sehen? Sie bestürmten Schiller mit Bitten, sie nach Mannheim zu begleiten. Dazu kam es höchst gelegen, daß der Herzog auf kurze Zeit verreisen wollte. Wie, wenn Schiller zum zweiten Mal die Fahrt wagte? Auf Urlaub war doch niemals zu rechnen. Und ließ sich nicht in einer Unterredung mit Dalberg seine ganze Lage besser als schriftlich darlegen? Zumal die lächerlich weitläuftige Bagatelle mit Bünden, um die so viel Aufhebens

gemacht und durch welche der fernere Verkehr mit Dalberg so sehr erschwert wurde.

Der Herzog war wirklich abgereist. Es galt einen raschen Entschluß. Schiller setzte sich hin und schrieb an Dalberg: Das ungeduldige Verlangen, sein Schauspiel zum zweiten Male aufführen zu sehen, die Abwesenheit seines Herzogs veranlaßten ihn und einige Freunde und Damen, die ebenso begierig seien wie er, die Räuber auf Dalberg's Bühne zu sehen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen. Es koste Dalberg nur einen Wink, von den Schauspielern könne Schiller die Gefälligkeit erwarten. Er hoffe von der Vorstellung Alles für sein neues Stück und denke zweien Schauspielen in Mannheim beizuwohnen. Dies war am 24. Mai. Am 25sten schrieb er zugleich an Wilhelm von Hoven, ob er die Partie mitmachen wolle; er solle sich in diesem Fall präcise halb zwei Uhr im Chausseehause zwischen Suffenhausen und Ludwigsburg einfinden. Er schloß: „Uebrigens stillschweigen!"

Schiller ließ sich bei seinem Chef krank melden, und so fuhr die Gesellschaft, Frau von Wolzogen, Frau Vischer und der Dichter, in viersitziger Chaise Nachmittags in den Frühling hinein. Die Gegenwart so lieber Freundinnen, die Aussicht auf herrliche Stunden, die schöne Landschaft mit Dörfern und Städten in weiter Fläche bis an den Saum der blauen Vogesen ausgegossen, die Hoffnung, Dalberg's Theilnahme durch eine umfassende Darlegung seiner traurigen Verhältnisse zu irgend einer menschlich schönen, rettenden Handlung zu rühren, Alles dies schwellte seine Brust. Als man nun das Land betrat, wo eine milde Regierung Kunst und Wissen pflegte, wo seine Kunst eine ehrenvolle Heimath gefunden, — wie schwand jedes Bangen, jeder Kummer, jede Bedenklichkeit, was für Folgen diese heimliche Reise haben könne, vor dem Hochgefühl, in der Liebe der Mitwelt den Ruhm der Nachwelt vorauszunehmen.

Die Umstände selbst verbanden sich, dieser Stimmung entgegen zu kommen. Dalberg war auf seine Bitten sofort eingegangen: die Räuber wurden gegeben. Mit ganzer Seele in die Vorstellung verloren, empfand er, empfanden es seine Begleiterinnen, was er mit seinen ersten jugendlichen Kräften unter dem Druck seiner Fesseln geleistet. Wenn diese Kräfte freien Spielraum erhielten! Dieser Gedanke ward von sei-

ner enthusiastischen Umgebung um so mehr angefeuert und unterhalten, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten. Dieser Gedanke führte ihn zu Dalberg. Der Freiherr gönnte ihm eine vertrauliche Stunde. Schiller schüttete sein Herz aus, er bat um Rettung. Er las in Dalberg's offenem Anblick noch mehr, als die Mannheimer Freunde ihm vorausgesagt hatten. Der Freiherr schien bewegt, er versprach ihm, das Seine zu thun; er schien mehr Schwierigkeit in dem Mittel zu finden, wie man Schiller von Stuttgart weg bekäme, als „in der Art, ihn in Mannheim zu employiren." Doch versprach er, Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, und besiegelte dieses Versprechen mit einem ehrlichen deutschen Händedruck. Bestimmtes ward nicht festgesetzt.

Nun ging es an die Heimreise. Das Vergnügen fing an, seine Kehrseite zu zeigen. Eine heftige Grippe, die den Dichter befiel, verwandelte den Rausch in eine fatale Ernüchterung. Je näher man Stuttgart kam, um so niedergeschlagener wurde seine Stimmung. Bestimmte Garantien hatte er nicht mitgebracht, statt ihrer eine Krankheit, die so heftig war, daß Streicher, wenige Minuten nachdem er den Freund umarmt, von heftigen Fieberschauern befallen wurde. Schiller theilte ihm die Hoffnung mit, die ihm Dalberg gemacht hatte. Aber so gesunken waren seine Lebensgeister, so widerwärtig erschienen ihm alle Scenen in Stuttgart, daß er verdüstert hinzusetzte, wenn der Mannheimer Plan nicht gelänge, werde er nothgedrungen sein, einen verzweifelten Schritt zu thun. Er nahm sich vor, sowie er nur den Kopf wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, um Dalberg zu einer bestimmten Maßregel zu bewegen. In Stuttgart werde und müsse er zu Grunde gehen.

Den meisten Lesern wird es unbegreiflich erscheinen, warum Schiller nicht schon jetzt diesen verzweifelten Schritt that. Nach unsern heutigen Begriffen würde ein Verbot, wie das des Herzogs, Jeden dazu berechtigen, zumal wenn dieser Jeder die Räuber geschrieben hätte. Es ist weit nöthiger, zu erklären, warum er noch blieb, als warum er später floh. Ein Erklärungsgrund liegt in der Pietät gegen den Herzog. Jetzt hielt ihn das enthusiastische Wort, womit er sich seinem angebeteten Fürsten vergeben, weit mehr als die Erwägung, daß dieser Fürst sein unumschränkter Herr über Leben und Tod war. Außerdem hielten ihn

ſeine Eltern und ihre Stellung zum Herzog. Und endlich war die Ausſicht, die Dalberg auf eine gütliche Vermittlung bot, der Hauptanlaß, um die Folter, auf der der arme Gefangene litt, zu verlängern. Die Halbheit Dalberg's hat mehr an Schiller verſchuldet, als die ganzen Maßregeln des Herzogs.

Er ſchrieb an Jenen unter dem 4. Juni: „Ich habe das Vergnügen, das ich in Mannheim in vollen Zügen genoß, ſeit meiner Hieherkunft durch die epidemiſche Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unausſprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, E. E. für ſo viele Achtung und Höflichkeit meine wärmſte Dankſagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichſte Reiſe meines Lebens, die mich durch einen höchſt widrigen Contraſt meines Vaterlandes mit Mannheim ſchon ſo weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und alle ſchwäbiſchen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand ſein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbſtgefühl genug für das Verdienſt eines beſſeren Schickſals, und für beides nur — eine Ausſicht.“ Nun wirft er ſich Dalberg von neuem ganz in die Arme. Er iſt aufs rührendſte überzeugt, daß Dalberg ihm helfen wird. Er ſagt: „E. E. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht und ich werde den Händedruck, der Ihren Verſpruch verſiegelte, ewig fühlen; wenn E. E. dieſe drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, ſo ſtehe ich ziemlich für den Erfolg. Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieſes ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths ſehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich mit Farben ſchildern, wie ſehr mein Geiſt unter dem Verdrießlichen meiner Lage ſich ſträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geſchehen kann.“

Er giebt in einer Beilage drei Grundideen zu ſolchem Briefe. Sie waren auf die genaueſte Kenntniß vom Charakter des Herzogs berechnet. Aber ich bin auch überzeugt, daß ſie einem Dalberg im höchſten Grade mißfielen. Sie waren ganz in der Unbeſonnenheit eines Jünglings hingeſchrieben, der die Welt und ihre Solidaritäten nicht kennt. Die diplomatiſche Anleitung, die er dem Freiherrn, ſeinem zukünftigen Chef, gab, war folgende: es müſſe dem Herzog die Sache ſo erſcheinen, als

ob ſie ganz mit ſeinem Willen geſchehe. „Daher, ſchreibt er, würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vokation ſeiner Erziehungsanſtalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Passe par tout beim Herzog.“ Zweitens müſſe ſein Aufenthalt in Mannheim mehr wie eine längere Reiſe, als wie eine völlige „Entſchwäbung“ erſcheinen. Und drittens ſolle die Ausſicht auf Fortſetzung ſeiner Praxis auch in Mannheim eröffnet werden, damit man ihn nicht unter dem Vorwande, für ſein Wohl zu ſorgen, „cujonire“ und weniger fortlaſſe.

Andreas Streicher ſagt: „Der dritte Punkt beweiſt weit mehr für die wahrhaft väterliche Sorge, welche der Herzog für das Wohl derer hatte, die er erziehen ließ, als Alles, was man dafür anführen könnte, und es läßt ſich nicht im Geringſten zweifeln, daß, wenn Dalberg unter den ihm angezeigten Bedingungen verſucht hätte, den jungen Dichter nach Mannheim zu ziehen, ſein Fürſt ohne Anſtand — gewiß aber mit der Anempfehlung, für Schiller alle Sorge zu tragen — das Geſuch bewilligt haben würde.“

Dalberg war im Stande, das Talent Schiller's nach ſeiner ganzen Tragweite zu würdigen. Er hatte es in den Räubern erkannt. Das Stück hatte ſeiner Bühne bereits ſehr reelle Vortheile gebracht. Hätte er nur ein Tauſendtheil von dem rechtſchaffenen Herzen eines Streicher gehabt, oder Streicher ein Tauſendtheil von dem Reichthum eines Dalberg, in beiden Fällen wäre dem Dichter geholfen geweſen. Aber er ſollte ja nur einen Brief an den Herzog ſchreiben. Er, der einflußreiche Reichsbaron, Oberſilberkämmerling und Vice-Kammerpräſident, der Günſtling ſeines Kurfürſten, konnte bei dem guten Vernehmen der beiden Höfe wohl einen ſolchen Schritt wagen. Es war ſeine gemeinſte Ritterpflicht, es war, deutſch geſprochen, ſeine verfluchte Schuldigkeit, an Schiller wenigſtens ſofort zu ſchreiben, daß er nichts thun könne und wolle. Er thut es nicht, er läßt Schiller mehrere Wochen in der qualvollſten Hoffnung. Dennoch verliert der Dichter nicht den Muth, dennoch behält er Seelenruhe genug, um an ſeiner neuen Schöpfung zu arbeiten.

Da tritt ein Fall ein, den er nicht in seine Rechnung aufgenommen. Die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber aufführen gesehen. Sie konnten dem Drange nicht widerstehen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Wirkung des Trauerspiels, sowie das Verdienst der Schauspieler auch Andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel einer immer geringern Verschwiegenheit erfährt es der General Augé, und endlich mit Ausmalung der kleinsten Umstände der Herzog selbst. Dieser ist im höchsten Grade aufgebracht. Welche Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings, sich nach dem, was bereits vorgefallen, ohne Urlaub mehrere Tage ins Ausland zu entfernen, den Lazarethdienst zu vernachlässigen! Er läßt den Dichter vor sich kommen, giebt ihm die strengsten Verweise, daß er sich dem ausdrücklichen Verbot zuwider von neuem mit dem Auslande eingelassen, verschärft dieses Verbot bei Androhung der härtesten Strafen und befiehlt ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben. *)

Kein Romanschriftsteller kann eine Situation ersinnen, einladender und passender zu jenen Komödien, welche die sich anklagenden und entschuldigenden Gedanken mit einander im Kopfe eines Menschen aufzuführen belieben. Der Arrestant war schlechte Zimmer gewohnt, aber die Wachtstube war ihm das abscheuliche Vorbild der Festung, zu der ihn unfehlbar jede weitere literarische Produktion verdammte. Und daß dieser Arrest so gerecht war! Das war eine so grimmig bittere Betrachtung! daß durch diesen Ordnungsfehler des Herzogs üble Ansicht gerechtfertigt, sein Zorn erhöht war, zu einer Zeit, wo Schiller Hoffnung hatte, durch Dalberg's Einfluß seinen Fürsten zu milderen Maßregeln umzustimmen! Ein unschuldiger Gefangener, der in einem beinahe gelungenen Fluchtversuch gehemmt, an stärkere Ketten geschlossen wird — das war ein Bild für ihn und seine Bedrängniß. Nun war Alles verloren. Nun mußte der „verzweifelte Schritt", den er seinen Streicher mit jenem hingeworfenen Worte hatte ahnen lassen, gewagt werden. Seine Poesie aufgeben — aus allen Fibern schrie es in ihm: lieber das Leben!

*) Siehe den Anhang.

Wohlan, ſo blieb nichts übrig, als fortzugehen. Der Gedanke war kühn, um ſo beſſer.

Man begreift wohl im Allgemeinen, wie ein Luther nicht widerrufen konnte, wie ein Huß in Martern, bei deren bloßer Vorſtellung das Blut erſtarrt, ſeiner Wahrheit lobſingt; man begreift, daß Julia nicht den Paris nimmt, weil ſie Romeo liebt: aber es iſt ſchwer begreiflich zu machen, warum ein Poet nicht von ſeinen Verſen laſſen kann. Ein Biograph meint ſogar: „ſeine Poeſie hätte er immer zum Opfer bringen können — aber waren in dieſe Poeſie nicht ſeine heiligſten Menſchenrechte verflochten?“

O des ausgehöhlten Ideals! Nein, Schiller hätte nicht ſeine Poeſie zum Opfer bringen können, denn ſie war ſeine Leidenſchaft, und „Leidenſchaft für Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe.“ Schiller beſaß einen höchſt kompakten, geſunden und edlen Ehrgeiz, eine feurige Liebe zum Nachruhm. Er wollte nicht elend bleiben, ſondern glücklich ſein, in dem Sinne glücklich ſein, wie es Streicher mit ſeiner Künſtlerſeele wohl begriff, wenn er ſagt, daß Schiller lieber alle Entbehrungen, alle Strafen ſich hätte gefallen laſſen, wenn ihm nur die Erlaubniß geblieben wäre, den Reichthum ſeines Geiſtes in der Welt auszubreiten und ſich denjenigen anzureihen, deren Name von der Mit- und Nachwelt nur in Bewunderung und Verehrung genannt wird. Ja, dieſe Göttergabe des Genie's, die ihn glücklich machen konnte, wodurch er den Lorbeerkranz des Dichters erringen konnte, mußte ihm zur Qual, zur Marter werden, wenn er im Angeſicht des lockenden Quells durſten ſollte.

Karoline von Wolzogen giebt an, daß er während dieſes Arreſtes den Plan zu Kabale und Liebe entworfen, und ſo, ſagt ſie, „erklären ſich leicht die etwas grellen Situationen und Farben dieſes Stückes.“ Eduard Boas nimmt dieſen Gedanken auf und führt die Stellen, welche die wilde Vergangenheit des Herzogs berühren und die jeder nach unſerer Skizze ſeiner Geſchichte leicht finden wird, auf ein perſönliches Rachegefühl Schiller's zurück. Mir widerſteht ein ſolches Verfahren.

Karoline von Wolzogen klagt mit ihrer Entſchuldigung den Dichter eines Fehlers an, den er wenigſtens länger beſeſſen haben müßte, als während des Arreſtes, den er wenigſtens auch noch bei der Veröffentlichung des Stücks beſeſſen haben müßte. Das Hervorſuchen eines

persönlichen, momentanen Rachegefühls ist die schlechteste Erklärung grade für Schiller's dramatische Werke, und die edle Frau von Wolzogen bedachte schwerlich, welcher Kleinheit sie hiermit Schiller's Seele beschuldigte. Waren denn die schlimmen Monarchen, der Venuswagen, die Stellen in Rieger's Todtenfeier nicht auch auf den Herzog zu beziehen? Wie blind aber hätte ihn jenes Rachegefühl machen müssen, wenn er das Verhältniß der Franziska zu Karl Eugen in dem Lichte sah, wie er ein äußerlich ähnliches in der Lady Milford darstellte. Die Geschichten, welche in Würtemberg gespielt hatten, spielten an vielen Höfen, und Schiller wollte sicher nicht den, der ihn in Arrest geschickt hatte, sondern eine ganze Gattung brandmarken. Und dazu eignete sich am besten die Vorgeschichte des Würtemberger Hofes. Die Ausleger wissen selbst nicht, wie sehr sie der Würde der Poesie mit solchen kleinlichen Deutungen schaden. So lange ein jeder Machthaber denken muß, mit dem Worte Tyrann sei er von dem boshaften Dichter gemeint; so lange ein braves Bürgerpublikum glauben muß, Coriolanus-Shakspere wolle ihm mit der „vielköpfigen Menge" Böses nachsagen: — wie weit entfernt sind wir dann noch von der Möglichkeit kräftiger dramatischer Gebilde.

Ich folge auch hier Streicher's Angabe, der den Plan zu Kabale und Liebe erst entstehen läßt, als Schiller von Stuttgart entfernt war. Die Aufregung, unter welcher der Dichter im Arrest litt, war einem Drama am wenigsten günstig, und das Gefühl, aus welchem es auch außer dem Arrest entstehen konnte, war ja eine Strömung der ganzen Zeit, Lady Milford nur eine glücklichere Gräfin Orsina, und Lady Milford keineswegs die Hauptsache des Stücks. Karoline von Wolzogen setzt sehr unbestimmt hinzu: „Auch die Idee zur Verschwörung Fiesko's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großentheils in Stuttgart ausführte." Streicher kannte bereits vor dem Arrest Scenen aus dem Fiesko, und so muß auch sein Zeugniß über die Entstehung von Kabale und Liebe als das gewissere angesehen werden.

Schiller war nun aus dem Arrest entlassen. Die Uebertretung der Militärdisziplin hatte er durch strengen Verhaft gebüßt; was über diesen noch gegen ihn verhängt worden, hielt er für eine zu harte Strafe. Um Entlassung durfte er nicht anhalten, denn als Zögling der Akademie hatte er die Verpflichtung, in Würtemberg zu dienen, und der Landesherr, dessen öftere drohende Aeußerungen Schiller hinterbracht wurden, würde

vollends durch ein ſolches Geſuch in Jähzorn verſetzt worden ſein. Hätte Schiller nicht eine ſo tiefe innere Beziehung zum Herzog gehabt, ſo würde es ihm leichter geworden ſein, ſich auf dem natürlichſten Rechte jedes geringſten Unterthanen, von ſeinen Naturgaben in den geſetzlichen Schranken freien Gebrauch zu machen, wenigſtens innerlich eine feſte Poſition dem Herzog gegenüber zu gründen. Aber es mußte, bei ſeiner billigen und edlen Denkungsart, ihm den bitterſten Schmerz verurſachen, in den Augen eines Mannes als ſchreiend undankbar zu erſcheinen, den er ſo oft der Dankbarkeit verſichert hatte. Sein innerer Kampf wurde noch verworrener. Er erhielt von neuem einen „gnädigen“ Brief von Dalberg voll neuer Zuſicherungen. Noch einmal bot ſich ein Hoffnungsſtrahl zu einer Ausgleichung im Guten. Schiller ſchrieb am 15. Juli an den Freiherrn, er ſchickte Wagner's Kindesmörderin und deſſen Macbeth-Ueberſetzung zurück, welche ihm Dalberg zur Beurtheilung mitgegeben. Den Fiesko verſpricht er bis Mitte Auguſt fertig zu liefern und ſchreibt, der Don Carlos — dieſer Stoff war ihm von Dalberg empfohlen — werde vielleicht eins der nächſten Süjets ſein, die er bearbeiten wolle. Er meldet ſeinen Arreſt, ſeine Unterredung mit dem Herzog. „Wenn E. E. glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſach, die ich keinem Brief anvertrauen kann. Dieſes einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben.“

VII.

Die Flucht.

Wieder verfloſſen vierzehn Tage. Dalberg that nichts. Nun ging dem Dichter die Ueberzeugung auf, daß von daher, wo die Hülfe am leichteſten ſchien, kein Beiſtand zu erwarten war. Sein ſonſt ſo heiterer Sinn verwandelte ſich in finſtere, trübe Laune; was ihn ſonſt auf das lebhafteſte aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; ſelbſt ſeine Jugendfreunde, die ſonſt immer auf den herzlichſten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme ſehr weniger, beinahe zuwider. Sein Fiesko konnte bei dieſer Stimmung nur langſam vorrücken. Lange oder gar immer durfte dieſer Zuſtand nicht fortdauern: es war für ſeinen Verſtand, bei ſeiner ohnehin nicht feſten Geſundheit für ſein Leben zu fürchten. Er hielt ſich für den unglücklichſten aller Menſchen. So lange ihm noch ein Funke von Kraft in dieſem verzehrenden Jammer blieb, mußte etwas gewagt werden. Durchreißen mußte er dieſes Gewebe von Pflichten und Verboten, das ihn erſtickte. Nur wie? auf welche Art? Er ſann auf einen Zufluchtsort. Er theilte ſeine Bedrängniß, die Unmöglichkeit, länger in Stuttgart zu bleiben, der Frau von Wolzogen aus Bauerbach mit. Die edle Freundin gab ihm die feierliche Zuſage, ihm für den äußerſten Fall ſo lange in Bauerbach eine Wohnung zu geben und ihn mit allem Nöthigen zu verſehen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe.

Nach langer Ueberlegung entſtand ein Plan, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reiſen und von dort aus an den Herzog zu ſchreiben. Wurde dann das Verbot deſſelben nicht aufgehoben, ſo wollte er nicht nach Stuttgart zurückkehren. Dann hoffte er um ſo leichter in Mannheim als Theaterdichter angeſtellt zu werden, je zuverſichtlicher ihm von

Vielen verſichert war, daß ein ſolcher Dichter, wie er, die dortige Bühne auf die höchſte Stufe des Ruhmes heben würde.

Es fragte ſich nun, in welcher Zeit die heimliche Reiſe am beſten auszuführen ſei. Alle ſeine Handlungen waren beobachtet. Der geringſte Verdacht konnte ihn für immer an ſein Gefängniß feſſeln. Er bedurfte unverdächtiger Hülfe; ſeinen Schulfreunden ſich anzuvertrauen — ob ſie ihm helfen konnten oder nicht, genug keiner von den Kumpanen, die ſo treu mit ihm Manille ſpielten und denen er für ſeine zuſammengeſchriebenen Dreibätzner Wein kaufte, keiner hatte ſein Vertrauen bis zu ſolchem Grade, daß er die Anſtalten zur heimlichen Reiſe ihm übertrug. „In dieſem Zuſtande, erzählt Streicher, konnte er ſein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freunde eröffnen, durch deſſen Bekanntſchaft er ſeit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung rechnen könne, die an Schwärmerei grenzte und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geiſt ebenſo viele Liebe und Freundſchaft, als Verehrung und Hochachtung verdienen.“ Dieſer Freund war Streicher. Ein Vertrauen ſetzte ſich zwiſchen ihm und Schiller feſt, das keinen Rückhalt kannte, und die unglückliche Lage des letztern wurde der unerſchöpfliche Gegenſtand ihrer Geſpräche. Schiller's Plan, dem Herzoge auf neutralem Boden zu ſchreiben, hatte Streicher's vollen Beifall. Außer dieſem machte Schiller auch ſeine älteſte Schweſter mit ſeinem Vorſatz bekannt, und anſtatt, wie er befürchtete, von ihr Abmahnungen zu hören, glaubte Chriſtophine, daß, weil ihm das Verſprechen einer beſonders guten Anſtellung nicht erfüllt worden, jeder Schritt entſchuldigt werden könne, den er, um ſich von gänzlichem Verderben zu retten, unternehme.

Auch ein Gefährte, mit dem die heimliche Reiſe zu unternehmen wäre und der die nöthigen Anſtalten dazu erleichtern könne, war in Streicher gefunden. Dieſer wollte im Frühjahr 1783 eine Reiſe nach Hamburg antreten, um daſelbſt bei dem berühmten Bach ſeine muſikaliſchen Studien zu vollenden, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beſte Unterſtützung verſprochen hatten. Um ſeinen angebeteten Freund nicht allein — er wußte wohl, wie rath- und mittellos — der See von Plagen preiszugeben, die ihn erwarteten, wußte er es bei ſeiner Mutter dahin zu bringen, daß er ſchon jetzt die Hamburger Reiſe antreten durfte. Dem Vater Schiller's mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er im ſchlimmſten Fall

als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber auch in diesem Punkte die Freunde beruhigte, war, daß der Herzog in wahrhaft edler Gesinnung seine Beziehung zu den Zöglingen vollständig von seinem Verhältniß zu ihren Angehörigen schied und nie den einen Theil entgelten ließ, was der andere fehlte.

Nachdem alles zur Sache Erforderliche zwischen beiden Freunden mit der gehörigen Selbsttäuschung überlegt war, blieb der Entschluß Schiller's unwiderruflich fest. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte seinem Fiesko widmen. Bevor dieser nicht vollendet war, wäre die Reise zwecklos gewesen, und bis jetzt war — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte des Stücks niedergeschrieben. Die Gewißheit des Entschlusses belebte seinen Muth, seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, blos für die Zukunft zu leben, die Gegenwart nur insofern zu beachten, als er ihr nicht ausweichen durfte. Der Fiesko schritt rasch vorwärts, und wie freute es ihn, wenn er dem Freunde eine in der letzten Nacht gedichtete Scene vorlesen konnte, wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben. Schiller hielt viel auf diese neue Schöpfung, er äußerte: „Meine Räuber mögen untergehen — mein Fiesko soll bleiben."

Die Außenwelt bildete gerade damals den geräuschvollsten Kontrast zu der stillen Dichterzelle. Der Hof erwartete allerhöchste russische Gäste. Schon zu Anfang August wurden in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude die umfassendsten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin gemacht, die eine Nichte des Herzogs von Würtemberg war. In der ersten Hälfte des September sollten die hohen Reisenden eintreffen. Schon einige Tage früher waren die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorangeeilt. Auffahrten von prachtvollen Equipagen mit den seltensten Pferden stellten Alles in Schatten, was man anderswo an Eleganz entfalten konnte. Aber wahrhaft kaiserlich waren die Anstalten zu einem Jagdschauspiel, welches dem Pinsel

eines Rubens und Snyders eine glänzende Aufgabe geboten hätte. Sechstausend Hirsche, der Wildadel vieler Jagdreviere, waren in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zusammengetrieben. Eine Menge Bauern, zwischen einer engen Kette von Wachtfeuern vertheilt, verhinderten sie am Durchbrechen. Um das Vergnügen zu erhöhen, waren die edlen Thiere bestimmt, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, riethen wohlmeinende Freunde dem unglücklichen Dichter, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Bei seinem jetzigen Verhältniß wäre das eine Erbärmlichkeit gewesen. Er schlug es ab und schrieb, um das Letzte zu versuchen, noch einmal an den Herzog. Der Brief ist vom 1. September datirt. Er bittet darin um die Erlaubniß, ferner literarische Schriften bekannt machen zu dürfen. „Eine innere Ueberzeugung, schreibt er, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei, giebt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Literarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommuniziren, zur Absicht haben.“ Er giebt die beiden Gründe an, welche dem Herzoge am faßlichsten und in der That aufrichtig waren: Vortheil und Auszeichnung. Herzog Karl hat diese Bittschrift niemals gelesen. Er verweigerte die Annahme und ließ dem Dichter bei Strafe des Arrestes verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. *)

Mittlerweile mehrte sich mit den Gästen das Geräusch. Unter allen Fremden, welche ankamen, war für Schiller keiner von solchem Interesse, wie — Herr von Dalberg. Man erinnere sich des letzten ver-

*) Ob es nach dieser Erfahrung noch die ernsthafte Hoffnung Schiller's war, der Herzog werde sich durch seine Flucht abtrotzen lassen, was er jetzt nicht einmal unterthänigst zu erflehen gestattete? Das Widerstreben des Dichters, sich in Würtemberg wieder blicken zu lassen, ehe er einen Charakter hatte, die Ablehnung der herzoglichen Erlaubniß, wiederzukommen, die offen edle Kühnheit, die er später von seiner Flucht gegen seine Schwester rühmt, stellen dies sehr in Zweifel. Er selbst nennt später die heimliche Reise nach Mannheim und die Absicht der Rückkehr auf Bedingungen „eine Maschinerie.“

zweifelten Briefes, den Schiller an ihn geſchrieben. Wollte Dalberg ihn mündlich beantworten? Wollte er jetzt, da der Herzog ſo zugänglich war, etwas für ſeinen unglücklichen Schützling unternehmen? Schiller machte ihm ſeinen Beſuch. Dalberg muß ſein Verſprechen erneuert, aber ebenſo ſeine Bedenklichkeiten, wie man Schiller aus den Dienſten des Herzogs wegbekäme, wiederholt haben. Denn Schiller hielt es für rathſam, ihm nicht das Geringſte von ſeinem Vorhaben mitzutheilen, ohne doch ſeine Hoffnungen auf Mannheim aufzugeben. Sein Entſchluß ſtand feſt. Er wollte alle Bedenklichkeiten durch eine That abſchneiden.

Die Zeit mußte genutzt werden. Die ruſſiſchen Gäſte waren angekommen. Nur wenige der noch übrigen feſtlichen Tage boten eine ſo allgemeine Aufregung und Unruhe, daß man unbemerkt eine Reiſe antreten konnte. Schiller wollte ſeine Eltern und Schweſtern noch einmal ſehen. Seine Mutter war jetzt von Allem aufs genaueſte unterrichtet. Er wollte ſie beruhigen und von ihr Abſchied nehmen.

Unter den angekommenen Fremden befand ſich auch die Frau des Regiſſeurs Meyer vom Mannheimer Theater, der in den Räubern den Hermann geſpielt und nebſt ſeiner Frau, einer gebornen Stuttgarterin, ein herzliches Intereſſe für den Dichter gezeigt hatte. Schiller ſah ſie öfter, ſagte ihr aber nichts von ſeinem Plan. Mit ihr und ſeinem Streicher ging er zur Solitude. Den in der lachendſten Gegend fortlaufenden Weg, den er ſo oft in beſſeren Tagen gemacht, er wanderte ihn zum letzten Mal auf lange Zeit. Er ſuchte unterwegs unvermerkt von Madame Meyer Alles zu erfahren, was die inneren Verhältniſſe des Theaters, was ſeine eignen Hoffnungen betraf. Sie hätte am beſten die Aeußerungen der Schmeichelei, der Güte, des Wohlwollens, womit Schiller bei ſeiner letzten Anweſenheit in Mannheim überſchüttet worden, in den Dunſt und Nebel, aus dem ſie beſtanden, auflöſen können; aber da alles dahin Einſchlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernſthaftere Fragen aus Furcht, daß ſeine Abſicht errathen werde, nicht wohl geſtellt werden konnten, ſo ließ das Geſpräch die Zukunft in jener Dämmerung, in welcher ein gutes Glück vom lebhaften Wunſche beleuchtet, als der einzige hellere Punkt erſcheint.

So kam man auf der Solitude an. Die Mutter und Chriſtophine waren allein. „So freundlich die Hausfrau auch die Fremden empfing, ſo war es ihr doch nicht möglich, ſich ſo zu bemeiſtern, daß Streicher die Un-

ruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schiller's ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den Schritt des Sohnes als eine Nothwehr ansehn, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien, — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

„Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am 17. September die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und Streicher alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit zu verlieren, da die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schiller's Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau, wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den siebzehnten September Abends neun Uhr festgesetzt."

Die letzte Nacht brachte Schiller auf der Wacht bei Scharffenstein

zu. In ihm umfaßte der Jüngling noch einmal alles Weh, alles Glück seiner akademischen Jahre. Seine ganze Seele stand offen. Er vermachte ihm Bücher, gab ihm seinen Shakspere zur Aufbewahrung und, als hätte er gefühlt, daß er fortan nicht die ausschließende und sich täglich beweisende Freundschaft zu geben im Stande sein würde, die Scharffenstein verlangte, vermachte er ihm in seinem Lempp einen Freund. Wenn Scharffenstein in seinen Aufzeichnungen sagt: „Das hat seine Zinsen getragen, ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben", so ist der Vorwurf, welcher hiermit gegen die Beständigkeit von Schiller's Freundschaft ausgesprochen ist, nicht ohne anspruchsvolle Härte. Auch darin steht Streicher über allen Jugendfreunden des Dichters, daß er den herrlichen Sinn des Goethe'schen Wortes verstand: „wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an!"

„Die bürgerliche Kleidung, fährt Streicher fort, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shakspere, noch einige andere Dichter, wurden nach und nach von Streicher weggebracht, so daß für die späteren Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte, nach der Abrede, um 10 Uhr Alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet; denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem Besuch in dem Lazareth nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und nun aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzteren — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und der Bestimmtheit der Bilder wegen Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstande abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte Alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam

Schiller in die Wohnung von Streicher mit einem Paar alten Piſtolen unter ſeinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerſtein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünſchen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, verſteht ſich von ſelbſt. Der Vorrath an Geld war bei den Reiſenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anſchaffung der nöthigen Kleidungsſtücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und Streicher noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache geſteigert wurden.

„Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus ſich ſchon jetzt entfernen wollen, ſo würde Streicher die nöthige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entſcheidung herbeizuführen, ließ ſich ſchon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine ſo gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenutzt vorbeigehen zu laſſen und dann weit mehr Schwierigkeit beim Herzog für die Gewährung ſeiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daſelbſt, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, ſollte Streicher nachgeſchickt werden.

„Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der ſchwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen beſtanden, nun auch an Streicher, — von ſeiner guten, frommen Mutter Abſchied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen ſich nur dadurch beſchwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichſte Treue gegen ſeinen Freund gelobte, ſondern auch die zuverläſſige Hoffnung ausſprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reiſe Bericht geben zu wollen. Von Segenswünſchen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen ſteigen und abfahren.

„Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieſes das dunkelſte war und einer der bewährteſten Freunde Schiller's *) als

*) Streicher ſetzt hinzu: „Möchte ihm doch vergönnt ſein, dieſe Zeilen noch zu leſen.“ Es kann kaum Jemand anders als Scharffenſtein gemeint ſein.

Lieutenant die Wache hatte; damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittelung des Offiziers sogleich gehoben werden könne. Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. — — —

„So gefaßt die jungen Leute auch auf Alles waren und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt, Werda! Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend angegeben und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachtstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Schloß mit allen seinen weitläuftigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ Alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahle getroffen, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ —

„Morgens zwischen ein und zwei Uhr war die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er (er hatte schon die vorige Nacht durchwacht) die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigste darunter war „die Fürstengruft.“

Man vergegenwärtige sich diese Scene: Schiller in tiefer Nacht in der Wirthsstube auf der ersten Rast seiner Flucht dem unermüdlichen Freunde Gedichte vorlesend, und nicht einmal seine eigenen. Wem da nicht eine Ahnung von der göttlichen Narrheit, etwas von dem „feurig und stark, wie die erste Liebe" aufgeht, der mache das Buch zu. Schöner konnte der schuldlose, freie Dichter nicht von seiner Heimath scheiden, als indem er des gefangenen mit liebender Begeisterung gedachte. Die traurigen Klänge von Schubart's Gedichten gaben ihm das Geleite, das einzige, mit welchem das Vaterland seinen größten Sohn in die Verbannung sandte! Das einzige? Seien wir nicht ungerecht. Für die verlorene Fürstengunst, für sein geraubtes Menschenrecht gab es ihm das Köstlichste, was es besaß, aus dem Schooße seines edlen Volksstammes einen Freund, und in dem Freunde sein ganzes, getreues Herz.

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis Juli 1783.

I.

Dr. Ritter in Mannheim.

Die Reiſenden erreichten ungehindert um acht Uhr Morgens die kurpfälziſche Grenze. Sie wurde mit einer Freude betreten, als ob hinter ihnen alles Leid, vor ihnen ein Eldorado lag. Streicher hat dieſe Stunden in treuem Gedächtniß aufbewahrt. Er erzählt: „Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu ſein, verbunden mit dem heiligen Vorſatz, demſelben ſich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düſtere Gemüth Schiller's zur gefälligſten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Weſen und Treiben der rüſtigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. Sehen Sie, rief er ſeinem Begleiter zu, ſehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angeſtrichen ſind! Ebenſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung! Ein lebhaftes Geſpräch, das durch dieſe Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergeſtalt, daß es kaum möglich ſchien, um 10 Uhr ſchon in Bretten angekommen zu ſein. Dort wurde bei dem Poſtmeiſter Pallavacini abgeſtiegen, etwas gegeſſen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutſcher zurückgeſchickt, Nachmittags die Poſt genommen und über Waghäuſel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim (damals) als einer Hauptfeſtung die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geſchloſſen wurden, ſo mußte in Schwetzingen übernachtet werden.“ Auf ſchlafloſe Nächte und unruhige Tage eine erwünſchte Erquickung.

„Am 19. September waren die Reiſenden des Morgens ſehr früh geſchäftig, um ſich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beſte, was die Koffer faßten, wurde hervorgeſucht, um durch ſcheinbaren Wohlſtand ſich eine Achtung zu ſichern, die dem dürftig oder leidend

Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schiller's, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirektion, die schon im ersten Jahre so vielen Vortheil aus den Räubern gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters — das nicht nur für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten Theil desselben berechnet war — gleichfalls anzunehmen? Es ließ sich für gewiß erwarten, — die Entscheidung des Herzogs mochte nun gewährend oder verneinend ausfallen, daß noch in diesem Jahre Fiesko aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hülfsmittel verschaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermuthungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letzten Male bestiegen und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

„Der Theaterregisseur, Herr Meyer, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Ueberraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meyer bei der zweimaligen Anwesenheit Schiller's in Mannheim von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich bei den weitern Erklärungen Schiller's hierüber jedes Widerspruchs und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufsuchen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräth geschafft wurde. Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um an seinen Fürsten zu schreiben." Der Brief, von welchem bis dahin nur das Fragment eines Konzeptes vorhanden war, ist jetzt aufgefunden. Er beginnt:

„Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schröcklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung verboten worden sind. Höchstdieselben haben mir auf das strengste verboten, litterarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen" u. s. w. Er bittet aufs beweglichste um Aufhebung des bekannten Verbots, um die Erlaubniß, sich civil zu tragen und Reisen ins Ausland unternehmen zu dürfen, um Gelehrte kennen zu lernen; unter diesen Bedingungen wünscht er nichts sehnlicher, als in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Dieses Schreiben wurde einem Briefe an den Intendanten von Seeger *) beigeschlossen und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften, sowie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er den Intendanten bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meyer zukommen zu lassen. „Obwohl letzterer, erzählt Streicher, über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig sein konnte, als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Möglichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines ehemaligen Günstlings, wie auch aus Rücksicht gegen dessen Eltern, vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für diesmal abzugehen und wenigstens einen Theil der Bitten zu bewilligen.

„Den andern Tag Abends traf Madame Meyer von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am achtzehnten Vormittags Schiller's Verschwinden erfahren, daß Jedermann davon spreche und allgemein vermuthet werde, man würde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen." Scharffenstein erzählt: Viele sahen hierin ein Pendant zu den Räubern. „Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmüthigen Charakter seines Her-

*) Bei Streicher ist General Augé genannt. Streicher's Glaubwürdigkeit in den Hauptsachen ist indeß durch den aufgefundenen Brief an den Herzog bestätigt, dessen Inhalt er im wesentlichen überraschend genau im Gedächtniß bewahrt hat. Beide Briefe fand die Tochter des Obersten Seeger, Staatsräthin Lotter, im Nachlaß ihres Vaters. Sie sind vom 24. September datirt, also sandte Schiller dieselben später ab, als Streicher angiebt.

zogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchte, so lange er den Willen zeige, wieder zurückzukommen. Dies sei geschehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt wird. Indessen wurde es doch für rathsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun auf seine Wohnung und das Meyer'sche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Reisenden war es sehr angenehm, in der Hausfrau eine theilnehmende Landsmännin und eine sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären.

„Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schiller's aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meyer bewies sich, besonders bei dieser Gelegenheit, so sorgsam und thätig wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

„Mittlerweile hatte Streicher schon am ersten Abend mit Herrn Meyer über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesko gesprochen und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sei. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuskripts zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sei. — — Es wurde sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stückes beizuwohnen."

Streicher erzählt, daß umgehend eine Antwort auf Schiller's Schreiben eingetroffen, worin ihm im Auftrag des Herzogs angekündigt sei, da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle. Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnt habe, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten, so habe er augenblicklich zurückgeschrieben, daß er diese Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrach-

ten könne, folglich genöthigt sei, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren. „Durch jene Antwort des Herzogs in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tag seiner Ankunft an seine Eltern gethan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit eben so viel Unruhe, als Neugierde entgegen.

„Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, so wie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

„Für Streicher war das Beisammensehen so berühmter Künstler wie Iffland, Meyer, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Scenen, so wie in den folgenden noch häufiger vorkommen.

„Aber der erste Akt wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesko's oder andern Tagesneuigkeiten unterhielten. Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben ꝛc. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler, Namens Frank (Streicher hätte ihn ohne Zweifel kaltblütig ermorden können) schlug ein Bolzenschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte."

Wir können Schillers Stimmung ziemlich richtig zeichnen, wenn

wir annehmen, daß er etwa die Hälfte der Empörung empfand, die seinen Freund erfaßte. Dieser ist außer sich. Alle Schreckensſagen von Neid und Kabale der Schauſpieler ſtehen ihm vor Augen, und mit diesen Leuten ſoll ſein Schiller zuſammen leben und wirken! Er iſt im Begriff, ſich über die „ungewöhnliche und beinahe verächtliche“ Behandlung Schiller's bei Herrn Meyer zu beklagen. Dieſer zieht ihn in ein Nebenzimmer und fragt:

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wiſſen Sie gewiß, daß es Schiller iſt, der die Räuber geſchrieben?“

„„Zuverläſſig! wie können Sie daran zweifeln?““

„Wiſſen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieſes Stück geſchrieben und er es nur unter ſeinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand Anderes daran geholfen?“

„„Ich kenne Schillern ſchon im zweiten Jahre und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geſchrieben und eben ſo auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieſes alles?““

„Weil der Fiesko das Allerſchlechteſte iſt, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich iſt, daß derſelbe Schiller, der die Räuber geſchrieben, etwas ſo Gemeines, Elendes ſollte gemacht haben.“

Das war dafür, daß Streicher den Fiesko über die Räuber geſetzt hatte. Umſonſt ſind alle Verſuche, Meyer umzuſtimmen. Er beharrt auf ſeiner Meinung. „Ihm, als einem erfahrenen Schauſpieler, ſagt er, müſſe es zukommen, aus einigen Scenen den Gehalt des Ganzen ſogleich beurtheilen zu können.“ Sein Schluß iſt: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, ſchwulſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen.“

Streicher iſt ſprachlos. So redete ein Mann von Fach, der wärmſte Freund Schiller's? Bald iſt er geneigt, an ſeinem eignen Urtheil zu verzweifeln, bald an eine allgemeine Verſchwörung gegen den Dichter zu glauben. Die qualvollen Abendſtunden werden von den Anweſenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesko erwähnt Niemand mehr eine Silbe. Schiller ſelbſt iſt äußerſt verſtimmt und nimmt mit ſeinem Gefährten zeitig Abſchied. Beim Weggehen hat Meyer doch ſo viel Höflichkeit, ſich für die Nacht das Manuſkript zu erbitten, indem er nur die

zwei ersten Akte gehört und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme.

Niedergeschlagen langen die Freunde in ihrer Wohnung an. Ein Jeder vermeidet über das, was sie eigentlich drückt, zu sprechen. Endlich macht sich Schiller Luft, und zu der berechtigten Klage über den Unverstand der Schauspieler fügt auch er den Vorwurf von Neid und Kabale. Noch mehr. Jetzt, zum erstenmal, spricht er den ernstlichen Vorsatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle. Denn eigentlich könne doch niemand so deklamiren wie er. Streicher ist zartfühlend genug, dem mißlaunigen Freunde diese wohlthuende Illusion zu lassen, giebt aber doch durch eine ernstliche Mahnung an seine Eltern, an das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, an die Hoffnungen, die sich an die Wiederkehr des Baron Dalberg knüpften, den Gedanken des Freundes eine andere Richtung.

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über Fiesko und seinen Verfasser gefällt werden sollte, geht Streicher am andern Morgen früh zu Meyer, der ihn kaum ansichtig wird, als er ausruft: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet, als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen."

Streicher hätte gern „den herabsetzenden" Ausspruch über Schiller's Deklamation widerlegt, aber die Freude treibt ihn sofort nach Hause. Schiller ist eben in gesunkner Stimmung aufgestanden. Die Nachricht, sein Trauerspiel werde bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen, überrascht ihn aufs freudigste. Die Erklärung dieses Räthsels aber verschweigt der Freund aufs sorgfältigste, „um sein ohnehin krankes Gemüth nicht zu reizen."

Am andern Tage trifft die Antwort auf das zweite Schreiben Schiller's ein, desselben Inhalts, wie das erste, „da Se. herzogliche

Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, solle er nur zurückkommen. Allein Schiller konnte eben so wenig als früher wagen, hierauf einzugehn. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen. Jedes Band mit seinem Fürsten war gelöst. Er schrieb nicht wieder. Er folgt dem Rath seiner Freunde, sich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sei vergessen, oder der Herzog werde, seiner gewöhnlichen Großmuth gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Bestimmung Schiller's nichts gethan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von zehn bis zwölf Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Hause oder von Mannheim abgewartet werden konnten. „Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden, denn das kleine Kapital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herab geschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hülfe zu bewerben, denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloß zu stellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr behaglichen Zustand entgegen gehen. So schrieb denn Streicher an seine Mutter, ihm vorläufig, aber sobald als möglich, dreißig Gulden auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne."

II.

Fußwanderung.

„Nach dem herzlichſten Abſchied von Herrn und Madame Meyer und nur mit dem Unentbehrlichſten in den Taſchen gingen die Reiſenden nach Tiſch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, ſchlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergſtraße nach Darmſtadt, wo ſie Abends gegen ſechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten zwölfſtündigen Marſch, begaben ſie ſich in einen Gaſthof, und waren ſehr froh, nach einem guten Abendeſſen in reinlichen Betten ausruhen und ſich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres ſollte ihnen aber nicht zu Theil werden; denn aus dem tiefſten Schlafe wurden ſie durch ein ſo lärmendes, fürchterliches Trommeln aufgeſchreckt, daß man glauben mußte, es ſei ein ſehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das ſchreckliche Getöſe ſich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder ſchreien höre; ſie öffneten die Fenſter, ob ſich keine Helle von Flammen zeige: aber alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er ſich endlich ſelbſt überredet haben, es ſei ein Traum geweſen. Am Morgen erkundigten ſie ſich beim Wirth, was das außerordentlich ſtarke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erſtaunen, daß dieſes jede Nacht mit dem Schlag zwölf Uhr ſo wäre: Es ſei die Reveille!

„Des Morgens fühlte ſich Schiller etwas unpäßlich, beſtand aber doch darauf, den ſechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alſogleich nach Mannheim ſchreiben und ſich die indeſſen an ihn eingelaufenen Briefe ſchicken laſſen könne.

„Es war ein sehr schöner heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien, denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Bläße, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stande zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

„In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht blos durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kund gab und all das Erhabene und Schöne schon im Voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn auch seiner unbewußt beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit zeigte sich plötzlich ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!“ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuthen

ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer sind die Herren?“ worauf Streicher etwas laut und barsch antwortete: „Reisende.“ Schiller erwachte, richtete sich schnell auf und maß den Fremden mit scharfem verwunderten Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sei, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

„Auf die schnelle Frage von Streicher, wie geht's, wie ist Ihnen? erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können.“ Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es würde etwas schneller gegangen, und ganz unvermuthet zeigte sich das alterthümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat. Theils aus nöthiger Sparsamkeit, theils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu sein, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirthe, der Mainbrücke gegenüber, gewählt und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

„Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu sein, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nöthigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch ein Brief an Dalberg. Man überschlage ihn nicht, denn er wurde mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen geschrieben:

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber nun kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen

können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen nothwendigen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schaamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern auch würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe!

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 Fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege)

beim nächsten Stück, das ich schreibe die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen. *)

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hülfe ist Alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen und Sie selbst des Geschäftes mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrster Verehrer

Fried. Schiller."

Streicher macht in Veranlassung dieses Briefes einige Reflexionen, die ich auslasse. In der That, hier ist jedes Wort überflüssig. Nur daran will ich meine Leser erinnern, daß der Selbstverlag und andere Veranlassungen die Schulden Schiller's auf mehrere hundert Gulden gebracht hatten und daß ein Freund, wie Streicher angiebt, für 200 Gulden Bürgschaft geleistet hatte. Nach der Abreise Schiller's von Stuttgart konnte sich der Darleiher nur an diesen Bürgen halten, und da letzterer zur Zahlung unvermögend war, konnte er in den Fall gerathen, verhaftet zu werden.

Der Brief wurde an Meyer geschickt und dieser in einer Beilage ersucht, die Antwort Dalberg's entgegen zu nehmen und sie nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

„Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht

*) Schiller würde, wenn er bereits im Arrest, wie Boas nach K. v. Wolzogen annimmt, Kabale und Liebe komponirt hätte, ohne Zweifel hier dies Stück mit bestimmter Angabe Dalberg in Aussicht gestellt haben.

wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so Vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, so wie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab, und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schiller's so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.

„Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern geschehen konnte, zu besehen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berüchtigte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urtheile? Die Nachricht über das erste fiel so günstig aus, und die Mei-

nung der großen Welt wurde ſo außerordentlich ſchmeichelhaft geſchildert, daß der Autor ſich überraſchen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgeſtellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß Er, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu ſprechen, der Verfaſſer ſei. Aus den erſtaunten, den Dichter meſſenden Blicken des Mannes ließ ſich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müſſe, daß der ſo ſanft und freundlich ausſehende Jüngling ſo etwas geſchrieben haben könne? Indeß verbarg er ſeine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgeſprochene Urtheil, welches man ſo ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieſer Auftritt ſehr erheiternd; denn in einem ſolchen Zuſtande, wie er damals war, konnte auf ſein bekümmertes Gemüth nichts ſo angenehmen Eindruck machen, als die Anerkennung ſeines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle ſeine Leſer ergriffen waren. Zu Hauſe angelangt, überließ ſich Schiller aufs neue ſeinen dichteriſchen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erſt nach dem Abendeſſen, wo er dann auch ſeinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beſchäftige.

„Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Licht bringen der Geiſteskinder gute oder ſchlimme Umſtände ebenſo vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, ſo ſei dem Leſer ſchon jetzt vertraut, daß Schiller ſeit der Abreiſe von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerſpiel zu dichten, und er ſchon ſo weit im Plan deſſelben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und beſtimmt vor ſeinem Geiſte ſtanden. Dieſes Trauerſpiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber urſprünglich Louiſe Millerin hatte benannt werden ſollen, wollte er mehr als einen Verſuch unternehmen, ob er ſich auch in die bürgerliche Sphäre herablaſſen könne, als daß er ſich öfters oder gar für immer dieſer Gattung hätte widmen wollen. Er dachte ſo eifrig darüber nach, daß in den nächſten vierzehn Tagen ſchon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeſchrieben war.

„Am nächſten Morgen fragten die Reiſenden auf der Poſt nach, ob keine Briefe für ſie angelangt wären. Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regneriſch war, ſo mußte die Zuflucht

wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Poſt noch einmal angefragt, aber ebenſo vergeblich, wie in der Frühe. Dieſe Verſpätung deutete Streicher (immer Pylades!) um ſo mehr als ein gutes Zeichen, indem der angeſuchte Betrag entweder durch Wechſel oder durch den Poſtwagen übermacht werden müſſe, was dann nothwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er Schiller erſuchte, ihm ſeine in Mannheim zurückgelaſſenen Sachen nach Frankfurt zu ſchicken, weil er dann, ſowie die Hülfe von Baron Dalberg eintreffe, ſeine Mutter erſuchen wolle, ihm außer dem, was er jetzt ſchon beſitze, noch mehr zu ſenden, damit er von hier aus die Reiſe nach Hamburg fortſetzen könne. Schiller ſagte dieſes ſehr gern zu und verſprach noch weiter, ihm auch von Meyer, ſowie von ſeinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verſchaffen, indem ein junger Tonkünſtler nie zu viele Bekanntſchaften haben könne. Dieſe Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten verſchönert wurden, erheiterten den durch eine beſſere Witterung begünſtigten Spaziergang und ſtörten auch Abends die Phantaſie des Dichters ſo wenig, daß er ſich derſelben, im Zimmer auf- und abgehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

„Den nächſten Morgen gingen die Reiſenden ſchon um neun Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an ſie eingelaufenen Briefe abzuholen. (Es waren wirklich Briefe da.) Sie eilten ſo ſchnell als möglich nach Hauſe, um den Inhalt derſelben ungeſtört beſprechen zu können, und waren kaum an der Thür ihrer Wohnung, als Schiller ſchon das „An Dr. Ritter“ überſchriebene Paket erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von ſeinen Freunden in Stuttgart, die ſehr vieles über das außerordentliche Aufſehen meldeten, das ſein Verſchwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorſicht wegen ſeines Aufenthalts anriethen, aber doch nicht das mindeſte ausſprachen, woraus ſich auf feindſelige Abſichten des Herzogs hätte ſchließen laſſen. Alle dieſe Briefe wurden gemeinſchaftlich geleſen, weil ihr Inhalt beide betraf und allerdings geeignet war, ſie einzuſchüchtern. Allein da ſie in Sachſenhauſen geborgen waren, ſo beruhigten ſie ſich um ſo leichter, da ſie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmſten Nachricht entgegenſahen. Schiller las dieſes für ſich allein und — blickte dann gedankenvoll durch das Fenſter, welches die Ausſicht auf die Mainbrücke hatte. Er ſprach lange kein

Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne."

Meine Leser werden ohne Zweifel erwarten, daß Schiller seinem Unmuth, ähnlich wie nach der Vorlesung des Fiesko, Luft macht. Aber der verletzte Künstler, der dort sprach, schwieg hier in dem zertretenen Menschen. Streicher erzählt, daß er nicht die geringste Klage hören ließ. Kein hartes und heftiges Wort kam über seine Lippen, so wenig er sich vor seinem jungen Freunde zu scheuen brauchte. Dies braucht indeß den Leser nicht zurückzuhalten, seine Entrüstung in so starken Ausdrücken, als es ihm beliebt, auszusprechen. Abgesehen davon, daß Dalberg reich war, so hatten die Räuber seinem Theater so viel eingebracht, daß Schiller nach den Rechtsbegriffen unserer heutigen Intendanzen blos sein Eigenthum forderte. Dalberg wollte doch auf der Höhe des Fortschritts, an der Spitze eines Nationaltheaters stehen. Nun, so mußte er den erbärmlichen Einrichtungen seiner Zeit gegenüber wenigstens die Tantièmen im Verstande haben, wenn er sie nicht im Gewissen hatte. Mag dies stark ausgedrückt sein, die folgenden Zeiten werden es vermuthlich immer stärker ausdrücken, und es ist eine wahrhaft tröstliche Aussicht, daß mit dem Ruhme des Genius die Schande seiner Quäler wächst. Was das Schlimmste war: der edle Jüngling, der unter den Thränen brennender Schaam seinen Stolz bis zur schmählichen Bitte herabgewürdigt hatte und in diesem Stolz tödtlich verwundet war, er war an seinen Quäler gefesselt. Er mußte nach Streicher's Zeugniß selbst in diesem Augenblicke daran denken, mit ihm zu verhandeln.

„Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesko für das Theater brauchbar eingerichtet sei, derselbe angenommen und bezahlt würde, oder wenn dies auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben und dafür etwas eingenommen werden könne, so beschloß er in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und auch um den Herren Schwan und Meyer nahe zu sein, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hülfe erwartet werden könne. Er wäre

ſogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war ſchon ſein Boden erreicht, und die durch Streicher von ſeiner Mutter erbetene Beihülfe war noch nicht angelangt. Bis dieſe eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß ſie ſpät ankäme oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu ſein, entſchloß ſich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, „Teufel Amor“ betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen.“

Dieſes Gedicht, von dem ſich Streicher nur noch folgender zwei Verſe:

„Süßer Amor verweile
Im melodiſchen Flug“

mit Zuverläſſigkeit erinnerte, war nach ſeiner Angabe eins der vollkommenſten, die Schiller bisher gemacht, und an ſchönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache ſo hinreißend, daß letzterer — was bei ſeinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden ſchien und ſeinen jungen Freund mehrmals durch deſſen Vorleſung erfreute.

„Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmuthig wieder zurück *), indem er fünfundzwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benöthigt er aber auch dieſer kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über ſich gewinnen, dieſe Arbeit unter dem einmal ausgeſprochenen Preiſe wegzugeben, und zwar ſowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch weil er den Werth des Gedichtes ſelbſt nicht gering achtete. Endlich nachdem der Reichthum der geängſtigten Freunde ſchon in kleine Scheidemünze ſich umgewandelt hatte, kamen den nächſten Tag auf dem Poſtwagen die beſcheidenen dreißig Gulden für Streicher an, der auch, ohne das geringſte Bedenken, für jetzt ſeinen Plan nach Hamburg aufgab und bei Schiller blieb, um ihn nach ſeinem neuen Aufenthaltsort zu begleiten. Dieſer ſchrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meyer, daß er den nächſten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Poſt Nachricht erwarte, wohin er ſich zu begeben habe, um ihn zu ſprechen und den Ort zu beſtimmen, in welchem er ſein Trauerſpiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben ſich die Reiſenden auf das von Frankfurt nach Mainz

*) Karoline von Wolzogen erzählt, ſehr düſtere Augenblicke habe Schiller auf der Sachſenhauſer Brücke zugebracht. Es mag dieſer Moment gemeint ſein.

täglich abgehende Marktſchiff, mit welchem ſie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt anlangten, dort ſogleich in einem Gaſthof das Wenige, was ſie bei ſich hatten, ablegten und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu beſichtigen.

„Am nächſten Tage verließen ſie Mainz ſehr früh, wo ſie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zuſammentreffens vom Rhein- und Mainſtrom bei der ſchönſten Morgenbeleuchtung genoſſen und den echt deutſchen Eigenſinn bewunderten, mit welchem beide Gewäſſer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den ſcharfen Abſchnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten. Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, ſo mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger ſich ziemlich anſtrengen, um den neun Stunden langen Weg zurückzulegen. Als noch am Vormittag Nierenſtein erreicht wurde, konnten Beide der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich an dem in der Gegend wachſenden Wein, den ſie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu ſtärken, welches beſonders Schiller, der von Mainz bis hierher nur wenige Worte geſprochen, ſehr zu bedürfen ſchien. Sie traten in das zunächſt am Rhein gelegene Wirthshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorſtellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaaß von dem beſten, älteſten Wein, der ſich im Keller fand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte. Als Nichtkennern edler Weine ſchien es ihnen, daß bei dieſem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenſtänden, der Ruf größer ſei, als die Sache verdiene. Aber als ſie ins Freie gelangten, als die Füße ſich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düſtere Hülle etwas lüftete und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegenzutreten wagte, glaubten ſie einen wahren Herzenströſter in ihm entdeckt zu haben und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieſer angenehme Zuſtand erſtreckte ſich aber kaum über drei Stunden; denn ſo feſt auch der Wille war, ſo ſehr die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, ſo konnte Schiller doch das anſtrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten, was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war und nichts ſo ſehr ermüdet, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung iſt. Man entſchloß ſich daher, eine Station weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde.“

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

Ich habe Streicher's Erzählung, welche wie ein ruhiger Spiegel rein und deutlich das Bild des leidenden Dichters wiedergiebt, so wenig als möglich unterbrochen. Ich hoffe, meine Leſer werden es mir Dank wiſſen. Nach meiner Empfindung wenigſtens liegt ein Licht der Liebe über dieſen Worten, das ich um keinen Preis mit dem Lichte irgend eines Biographen vertauſchen möchte. Alle Details, die hier im Munde des Augenzeugen ein rührendes Intereſſe gewinnen, müſſen in jedem andern verlieren. Zwingt aber dennoch der Plan des größeren Lebensbildes zu einer Abkürzung, ſo bleibt einer ſo organiſchen Form gegenüber nichts übrig, als die Thatſachen in Form von Tagebuchnotizen herauszunehmen. Ich mache von dieſem Verfahren Gebrauch.

Schiller findet am andern Morgen auf der Poſt einen Brief von Meyer vor. Dieſer bezeichnet das Gaſthaus zum Viehhof in Oggersheim, einem Städtchen bei Mannheim, als einen gelegenen Platz für das verlangte Rendezvous. Die Reiſenden treffen zur rechten Zeit dort ein. Meyer und ſeine Frau nebſt zwei Verehrern des Dichters empfangen ſie. Meyer weiß Dalberg's Anſicht über Fiesko und ſeine Verweigerung des Vorſchuſſes in einem gelinderen Lichte darzuſtellen, verſichert, das Stück werde gewiß angenommen, nur müſſe es beendigt und gekürzt werden. Schiller verräth mit keiner Silbe eine Empfindlichkeit. Mit der freundlichen, männlichen Art, die ihm eigen, leitet er das Geſpräch auf den Ort, wo er ſich ohne Gefahr und in der für die Umarbeitung des Fiesko nöthigen Ruhe aufhalten könne. Der Viehhof in Oggers-

heim wird als ſolcher beſtimmt, Koſt und Wohnung bedungen. Da Stuttgarter Briefe noch immer von Gefahr ſprechen, wird der Name Ritter in Doktor Schmidt verwandelt. Madame Meyer wird erſucht, die Sachen der Reiſenden und Streicher's Klavier von Mannheim zu beſorgen. Die Geſellſchaft trennt ſich am Abend. Die Freunde gehen auf ihr Zimmer, Schiller fängt ſogleich an, den Plan zu Luiſe Millerin aufzuſchreiben. Sie wollen endlich ſchlafen, es findet ſich nur ein Bett in dem Zimmer vor, ſie theilen ſich brüderlich darein.

Schiller, anſtatt an Fiesko zu leimen, arbeitet eifrig an Luiſe Millerin. Schon bei dem Entwurf dieſes Stücks hat er ſeine Charaktere den Mannheimer Schauſpielern auf den Leib gepaßt, und ergötzt ſich im voraus an Beil's Darſtellung des Muſikus Miller. Aus einer Bemerkung Streicher's iſt zu ſchließen, daß die Vermiſchung vom Tragiſchen und Komiſchen im erſten Entwurf noch ſtärker war, als ſie uns in der jetzigen Geſtalt des Stücks vorliegt. Unſer Erzähler ſagt: „Da er die Werke Shakſpere's nur geleſen, aber keins ſeiner Stücke hatte aufführen ſehen, ſo konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wiſſen, wie viel Kunſt von Seiten des Darſtellers dazu gehöre, um ſolchen Kontraſten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publikum iſt, welche die große Einſicht des Dichters oder die Selbſtverleugnung des Schauſpielers zu würdigen verſtehen.“ Wie innig hatte ſich Streicher in die Kunſt des Freundes eingelebt, und wie wußte er durch ſeine eigene Kunſt die Stimmung und die ſo vielfach behinderte Schöpferkraft des Dichters zu beleben. „Die langen Herbſtabende wußte er für ſein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demſelben ebenſo förderlich als für ihn angenehm war. Denn ſchon in Stuttgart ließ ſich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Muſik außer ſich ſelbſt verſetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunſt erforderte, durch paſſendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beſchäftigt, welche das Gefühl auf die ſchmerzhafteſte Art erſchütterte, konnte ihm nichts erwünſchter ſein, als in ſeiner Wohnung das Mittel zu beſitzen, das ſeine Begeiſterung unterhalten oder das Zuſtrömen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meiſtens ſchon bei dem Mittagstiſche mit der beſcheidenſten Zutraulichkeit die Frage an Streicher:

Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier ſpielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde ſein Wunſch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft blos durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht ſelten in unvernehmliche, begeiſterte Laute ausbrach.“

So verfließen mehrere Wochen. Es iſt Schiller faſt unmöglich, an ſeinem Fiesko zu arbeiten. Schon der Zwang eines beſtimmten Termines, zu welchem das Drama vollendet ſein muß, iſt ihm unbequem. Dazu will ſich der Schluß deſſelben immer nicht mit der Geſchichte vermitteln laſſen. Auch beherrſcht ihn der neue Stoff des bürgerlichen Dramas mit einer unwiderſtehlichen Gewalt. Die trüben, feuchten Oktobertage, das laute Zanken des Wirthes, unter deſſen Grobheit ſeine freundliche Frau und Tochter viel zu leiden hatten, machen den Aufenthalt in dem elenden Zimmer des Gaſthofs bald unerträglich und die kahle, flache, ſandige Gegend läßt auch draußen die ſchönen Landſchaftsbilder und den Bergesathem der Heimath ſchmerzlich vermiſſen.

Nach Mannheim kann man ſich nur bei anbrechender Dämmerung hineinwagen, und die frühgeſchloſſenen Feſtungsthore erlegen den Zwang auf, nach jedem ſolcher Beſuche dort zu übernachten. Freilich findet Schiller bei Schwan's und Meyer's, in deren Hauſe auch der Baſſiſt Gern der ältere und der Violiniſt Kranz verkehren, die freundlichſte Aufnahme und ein wahres Original des Humanitäts-Jahrhunderts lernt er in einem Herrn Derain kennen.

„In dem kleinen Oggersheim, erzählt Streicher, war Herr Derain der einzige Kaufmann, welcher ſich aber weit mehr mit Politik, Literatur, beſonders aber mit Aufklärung des Landvolks, als mit dem Vertrieb ſeiner Waaren beſchäftigte. Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er ſo weit, daß er ihnen oft recht dringend vorſtellte, wie ſchädlich dieſe Dinge ſowohl ihnen, als ihren Kindern ſeien, und daß ſie weit klüger handeln würden, ſich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten und Viehſtand liefern könne. Daß ſolche Ermahnungen die Käufer eher abſchreckten, als herbeizogen, war ganz natürlich. Aber Herr Derain als lediger Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, der ein kleines Vermögen beſaß, kümmerte ſich um ſo weniger

hierüber, je seltener er durch das Geklingel seiner Ladenthür im Lesen oder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Das Gemüth des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang äußerst angenehm. Er brachte auf eine sonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmidt und Wolf seien, die in seiner Nähe wohnten und deren Bekanntschaft er schon lange gewünscht hatte.

„Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des Fiesko die früher geschriebenen Scenen gar nicht mehr beachtet, sondern wie jedes unnütze Papier behandelt. Mit diesen, sowie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu Louise Millerin verzeichnet waren, wurde nun nichts weniger als schonend verfahren, was denn die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirthin — die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen ebensoviel Neugier für alles Geschriebene verband — diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte und solche zu Herrn Derain brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neuern Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

„Streicher war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verleugnet worden wäre, wußte das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Derain, dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimniß auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das Herzlichste kund zu thun. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche auch um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen November-Abenden eine wahre Erquickung war. Die Freundschaft und Achtung für Herrn Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren.“

Für die Blätter, welche Herr Derain vom Fiesko in Händen hat, rücken inzwischen neue in Schiller's Werk hinein und es naht sich seiner

Vollendung. Streicher's Gulden sind verbraucht. Er schreibt noch einmal an seine Mutter um den Rest des für die Hamburger Reise bestimmten Geldes. Er will bei Schiller bleiben, bis dessen Lage sich bessert. Endlich in den ersten Tagen des November ist Fiesko fertig, der Schluß der Geschichte genähert. „Man darf glauben, erzählt Streicher, daß die letzten Scenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte." So wandert das Manuskript zu Meyer.

Man muß sich die Bedrängniß, in welcher Schiller damals rang, deutlich vergegenwärtigen, um ihre ganze Größe zu empfinden. Streicher konnte die Briefe nicht mittheilen, die uns jetzt vorliegen. Schiller hatte nicht blos selbst zu überwinden, er hatte noch die Seinigen zu trösten. Er schrieb am sechsten November an Christophine: „Gestern Abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eile, Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen. Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Fügung des Himmels betrachten müßte. — — Losgerissen aus euren Armen, weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wieder empfangen. Das sei die letzte Thräne, die hier fällt. Dein Verlangen, liebe Schwester, mich in Mannheim etablirt zu wissen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreis meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimer Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte." Er spricht von einem Plane, nach Berlin, nach Petersburg zu gehen, und — wir wissen das traurige Gegentheil — sagt, daß er bis jetzt auch keine Kleinigkeit habe entbehren müssen, welche er zu Stuttgart gewohnt gewesen. Er schreibt, daß ihm seine Arbeiten gut bezahlt werden, und stellt Nicolai in Berlin als den ihm unfehlbaren Retter aus aller Noth dar, dann spricht er wieder von der Medizin und will in einem halben Jahre Doktor sein. Große Gelehrte und Fürsten, an die er Adressen habe, läßt er vor der Schwester wie die ehemaligen Papierdocken

ſpielen. Ueber ſeine Schulden hat er eine Anſicht, worin alle Schuldner merkwürdig mit Schiller übereinſtimmen: „Ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, zuerſt mein Glück zu etabliren —— und wofür wäre ich denn ſo lange ein rechtſchaffener Mann geweſen, wenn mir dieſes Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte? Sage dieſes den Leuten, ſo wird Alles ſich zufrieden geben.“ — Eine jämmerliche Lage würdig zu ertragen, iſt ſchwer; aber in einer jämmerlichen Lage großthun zu müſſen, iſt das Schwerſte des Schweren. Das mußte Schiller den Stuttgarter Freunden gegenüber. Ein Brief an ſeinen Bekannten Jacobi ſteht in einem grauſamen Kontraſt zu ſeiner wirklichen Stimmung. Er ſtellt die beiden Briefe an den Herzog und an Seeger als ein Mittel dar, ſeine Familie zu ſichern und ſeinen gewaltſamen Schritt in das möglichſt rechtmäßige Feld hinüberzuſpielen. „Dieſes Ziel, ſchreibt er, ſcheine ich wirklich erreicht zu haben, und hiemit bleibt auch die ganze Maſchinerie auf ſich beruhen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen ohne alle Zweideutigkeit erhalten hätte, ſo hätte ich natürlich nicht nur zurückgehen müſſen, ſondern auch mit Ehren und Vortheil können, und mein ganzer Plan hätte ein neues Anſehen gewonnen.“ Er ſchreibt: „Gegenwärtig war ich nur Flüchtling. Innerhalb drei bis vier Wochen hoffe ich freier Weltbürger zu ſein.“ Er will um Alles nicht bedauernswerth erſcheinen, und renommirt lieber wie ein angehender Student mit ſeinen Fußmärſchen und wie ein angehender Dichter mit ſeiner Berühmtheit: „Erſt neulich zu Mainz wurde in einem Zimmer, das an das meinige ſtieß, vom Verfaſſer der Räuber geſprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünſchten, mich einmal nur zu ſehen, und mit denen ich den Kaffee trank. In Frankfurt bin ich in ſechs Buchhandlungen geweſen und habe meine Räuber gefordert und überall die Antwort erhalten, es ſei kein Bogen mehr zu bekommen, man habe ſie ſchon etliche Male nachgefordert.“

Ob es innerlich noch ſo ernſt bei ihm ausſah, mit dieſer liebenswürdigen Renommiſterei verkaufte er ſich dem Kobold des Luſtſpiels, der jedem angenommenen Namen und jeder außergewöhnlichen Lage auflauert. Eine Woche war vergangen, ohne daß Dalberg's Antwort über Fiesko, welche auf die nächſten Tage zugeſagt war, erfolgte. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entſchließt ſich Schiller, an Dalberg

zu schreiben. Er bittet sich, wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit des Stückes gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

Mit diesem Briefe, der vom 16. November datirt ist, gehen Schiller und Streicher am Abend nach Mannheim. Als sie bei Meyer eintreten, finden sie ihn und seine Frau in der höchsten Bestürzung. Sie erfahren, daß ein würtembergischer Offizier dort gewesen, der sich angelegentlich nach Schiller erkundigt habe. Natürlich sei der Fremde mit der Antwort fortgeschickt, daß man nicht wisse, wo sich der Dichter aufhalte. Meyer's besorgen, daß es auf Schiller's Verhaftung abgesehen sei. In demselben Augenblick klingelt die Hausthür, man drängt Schiller und Streicher eiligst in ein Kabinet. Diesmal ists blinder Lärm. Der Eintretende ist ein Bekannter vom Hause, der ebenfalls ganz bestürzt erzählt, daß der verhängnißvolle Offizier sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die beiden Gefangenen kommen aus ihrem Versteck hervor. Sie fragen nach Uniform und Person, um vielleicht einen Bekannten in dem Offizier zu entdecken. Neue Ankommende führen dieselbe Scene auf, die Angaben über die Persönlichkeit des Offiziers werden immer verschiedener. Die Aengstlichkeit um die Freunde wächst, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch nach Oggersheim gehen können.

„Wie aber, bemerkt der galante Streicher, der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechts allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt, nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rath zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schiller und Streicher in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmuthigsten Güte gemachte Anerbieten wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt sein konnte und sich auch Niemand in der Absicht, um Jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Geglaubten getroffen und sie dann sogleich dahin geleitet."

Die Inſaſſen des Viehhofs im fürſtlichen Palais, verſteckt vor dem Arm fürſtlicher Gewalt. Schiller bewohnt zum erſten Male ein prachtvoll dekorirtes Zimmer, er vergißt Noth und Gefahr und iſt von dieſem plötzlichen Zaubermärchen aufs reizendſte umfangen. Die Wände leben von den ſchönſten Kupferſtichen. Die Schlachten Alexander's, von Lebrun, feſſeln die Jünglinge bis tief in die Nacht hinein, und umſchwebt von Bildern unſterblichen Ruhms ruhen ſie für wenige Stunden in den Armen des Glücks.

Am andern Morgen wagt ſich Streicher aus dem Palais und erfährt von Meyer, der gefürchtete Offizier ſei ſchon geſtern Abend abgereiſt. Er habe keine Aufträge an den Kommandanten, alſo auch wohl keinen Verhaftsbefehl gehabt. Später ergab es ſich, daß es ein guter Bekannter von Schiller geweſen war, und daß man zwei Freunde aufs ſorgſamſte verhindert hatte, ſich zu umarmen.

Schiller wird aus ſeinem ſchönen Gefängniß befreit. Im Meyerſchen Hauſe beſpricht man umſtändlich die unſichere Lage des Dichters und es wird der Beſchluß gefaßt, daß er, ſobald die Annahme des Fiesko entſchieden ſei, Mannheim verlaſſen ſolle. Schiller ſchreibt ſofort an Frau von Wolzogen nach Stuttgart und bittet ſie, ihm in ihrem Bauerbach den verſprochenen Zufluchtsort zu gewähren. Er dachte ſeine Gönnerin perſönlich zu ſprechen; auch drängte es ihn, die Seinigen noch einmal zu umarmen. In einem noch vorhandenen Briefe vom 19. November, worin er ſeine Eltern um eine letzte Zuſammenkunft zum 22ſten in Bretten bittet, ſchreibt er, er hoffe, daß wenigſtens die Mutter und Chriſtophine kommen könnten und wünſcht, man möge Frau Viſcher und Frau von Wolzogen mitbringen, da er die erſtere vielleicht zum letzten Male ſprechen werde. Er verſpricht einen Karolin Reiſegeld beizuſteuern. Streicher erwähnt nichts von einer Zuſammenkunft oder einer Reiſe, aber Schiller muß ſich nach Bretten begeben haben, denn er konnte bis zum 22ſten keine Antwort mehr von Stuttgart abwarten, und hat ſeine Zuſage ſicher erfüllt. Vielleicht machte er den Weg vergebens, und was es noch mehr erklärt, daß Streicher dieſe Thatſache vergaß: die beiden Freunde mußten ſich in dieſen Tagen trennen. Streicher's Mittel waren aufgezehrt, im Gaſthof war es zu theuer, und ihre Noth war ſchon ſo groß geworden, daß Schiller ſeine Uhr verkaufen

mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Dennoch hatte man schon vierzehn Tage auf Borg gelebt, „wo man dann auf der schwarzen Wirthstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.“ So zog denn Streicher, so schwer es ihm wurde, den Freund zu verlassen, in die Stadt, um dort sein Fortkommen zu suchen.

„Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz besagte: daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütigt werden könne. So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch sein mußte, der die Hoffnung, das quälende, seine schönsten Augenblicke verpestende Gespenst einer kaum des Namens werthen Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — so sehr er es auch bereute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen — so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zum Umarbeiten seines Stücks verleitet, die ihm nahe an zwei Monate Zeit gekostet, all sein Geld aufgezehrt und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art zu entschädigen oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspiels bestehe — so sehr dieses alles sein großmüthiges Herz zernagte, so war er dennoch viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte errathen lassen. Er begnügte sich gegen Herrn Meyer, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei.“

Wie sich aus den Akten des Mannheimer Theaters ergeben hat, theilte der Ausschuß der Schauspieler nicht ganz die Meinung des Intendanten. Ein Gutachten, im November 1782 von Iffland verfaßt und mit seinem Namen unterzeichnet, ist noch vorhanden. Hierin ist der Fiesko vollständig kritisirt, der eigentliche Gehalt d.s Stückes zwar gänzlich unberücksichtigt gelassen und das historisch politische Drama nach dem Maßstabe des nur für das Familienstück ausreichenden Iffland'schen Talents beurtheilt, zwar wird das Benehmen der Julia angefochten, und scharf getadelt, daß der Dichter die Leiche des Gianettino durch Leonore plündern läßt; dagegen wird der Mohr als ein Meisterwurf

der Charakteristik und mancher Moment in Fiesko's Rolle gebührend anerkannt und schließlich die Ansicht ausgesprochen, daß so viel Genie und Fleiß, in Erwägung der traurigen Lage des Verfassers, eine Unterstützung verdiene.

Streicher giebt die Summe von acht Louisd'or als dasjenige an, was Iffland vorgeschlagen habe. Vielleicht ward dieser Vorschlag wirklich mündlich gethan. „Allein Se. Exellenz Freiherr von Dalberg, fügt der noch nach so vielen Jahren erbitterte Freund des Dichters hinzu, konnten diesem Gutachten ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war."

Jetzt war die tiefste Stufe des Mangels da und derselbe Dichter, der zu stolz war, Teufel Amor zu achtzehn Gulden zu verkaufen, mußte jetzt froh sein, an Schwan sein Drama mit einem Louisd'or für den Bogen in Verlag zu geben. Schwan bedauert, die vortreffliche Dichtung nicht höher honoriren zu können, weil ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein andrer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe*). Dieses Honorar reicht gerade hin, um die Kreidestriche im Viehhof zu löschen, einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen und die Kosten für die Reise nach Bauerbach bestreiten zu können.

Aber Streicher, — das war der qualvollste Gedanke für Schiller — Streicher konnte nicht für alle seine Opfer entschädigt werden, ja jetzt ward es zur schmerzvollsten Gewißheit, daß das nächste Glück eines edlen Menschen durch Schiller's Flucht zerstört, der ganze Lebensweg desselben erschwert war. Streicher hätte schon im August unter vortheilhaften Aussichten, freilich ohne Förderung in seiner Kunst, nach Wien gehen können. Strebsam und ausdauernd, wie er war, hatte er es vorgezogen, dahin sich zu wenden, wo er bei einem Meister wie Bach selbst unter Entbehrungen künstlerische Fortschritte machen konnte. Schiller selbst hatte ihm zu der Entscheidung für Hamburg beigestimmt. Nun konnte Streicher weder an den einen, noch an den andern Ort gelangen.

*) Diese Befürchtung war ungegründet. Schon 1784 erschien in derselben Buchhandlung eine neue Auflage. Schiller schreibt darüber an Körner — „und Götz (Schwan's Compagnon) trieb es so weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauch aus seiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieser niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen diese Buchhandlung auf u. s. w."

Die Mittel, welche es ihm möglich gemacht hätten, hatte er an das Schickſal des geliebten Freundes gewagt und mußte ſich noch ſagen, daß es vergebens geſchehen ſei. Seine Mutter war nicht wohlhabend genug, um ihm ſogleich weitere Hülfe zukommen zu laſſen. Er mußte vor der Hand in Mannheim bleiben. Das war wohl — ſo winzig die paar Gulden, um die es ſich hier handelt, ausſehn — eine Erfahrung für den Tragödiendichter, die ihm für ſein ganzes Leben die Wahrheit nachrufen konnte, daß der Kampf der Großen Menſchen verbraucht und daß es für den Redlichen keinen größeren Schmerz giebt, als den, ein ſchönes, ein liebendes Gemüth in dieſen Kampf verwickelt zu haben.

Was Schiller ſelbſt nie an ſeinem jungen Freunde gutmachen konnte, das ſoll die Nachwelt thun. Daß Schiller's edler Charakter, daß ſein Genius ſolche Thaten der Freundſchaft hervorrief, iſt ein köſtlicher Ruhm für ihn, aber die er ſo oft im Gedicht verherrlicht hat, die Erſcheinung tritt hier in leuchtender Schönheit hervor, daß die einfache That der Liebe, auch wenn ſie neben der That der höchſten Geiſteskraft ſteht, unſer Herz verſucht, den Preis zwiſchen beiden zu theilen.

Schiller's Reiſe war auf den letzten November*) angeſetzt. Er wollte mit der Poſt nach Meiningen fahren, von wo aus er Bauerbach am beſten erreichen konnte. Im Poſthauſe zu Mannheim durfte er ſich nicht zeigen, und ſo wurde verabredet, daß Meyer, Streicher und einige andere Freunde ihn in Oggersheim abholen und von da nach Worms begleiten ſollten. Ich laſſe Streicher's Erzählung wieder eintreten:

„An dem beſtimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim. Schiller war gerade beſchäftigt, ſeine wenige Wäſche, ſeine Kleidungsſtücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelſack zu packen. Bei einer Flaſche Wein, die er reichen ließ, wurde alles beſprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder ſeine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht ſo nöthig, als bei den meiſten Menſchen, denen ihre Hoffnungen fehlſchlagen, der Fall iſt. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für ſein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. So wie aber einmal die Entſcheidung

*) Dieſes Datum iſt wohl mit Streicher gegen Schiller's Brief an ſeine Eltern feſtzuhalten, worin er am 19. ſchreibt, er wolle am 25. nach Bauerbach abgehn. Der Fiesko hielt ihn zurück.

eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackrer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze" bei Umständen, in welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte.

„Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung eben so erbärmlich als lächerlich sein mußte, ergiebt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittelst eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde.

„Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem tiefen Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Aehnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Andern ihm kaum ein Lächeln entlocken, denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte. Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machten ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meyer und die Andern schieden sehr unbefangen und redselig.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender, als alles, was sie hätten aussprechen können. Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen, und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.

„Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Dezember herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneckengang selbst in einer besseren Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte. Seine Freunde beklagten ihn sehr und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte ihn jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können, und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht hatte oder deshalb gemahnt worden war. Ebenso natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für eben so leichtsinnig, als unbegreiflich erklärten. — — —

„Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte. Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein Schauspiel erregte, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.“ Ist dieser Chorus der Freunde Hiobs nicht klassisch?

„Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, blos mit etlichen Thalern in der Tasche und mit den an Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Ekhof zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schiller's gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schiller's seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm zu Gebote

ſtehenden Witze den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reiſen zu müſſen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbeſetzten Tiſch zu finden."

Während dieſe Herren unter ſolchen warmen Geſprächen nach Mannheim zurückkehrten, ſaß unſer fahrender „Ritter" — dieſen Namen führte er jetzt wieder — mit leichtem Ueberrock im Poſtwagen, in der Ausſicht auf einen Weg von einigen ſechzig Stunden. Zeit genug, um in der bittern Winterkälte zu frieren und über die Vollkommenheit der Welt und die offnen Arme Dalberg's nachzudenken. Wir eilen ihm voraus in die fränkiſchen Berge und ſehen uns ſein Aſyl etwas näher an.

IV.

Bauerbach.

Zwei Stunden ſüdlich von Meiningen, auf dem die Werra und den Main ſcheidenden Berggelände, in einem einſamen Thal, durch welches ſich ein kleines Waſſer an Weiden und Erlen hinſchlängelt, liegt das Dorf Bauerbach. Von dieſem Dorfe iſt wohl zu unterſcheiden das Lehngut gleichen Namens, welches bei der Erbabtheilung zwiſchen den Brüdern von Wolzogen, dem jüngeren Bruder aus zweiter Ehe, dem Geheimen Legationsrath Ludwig von Wolzogen zugefallen war *). Als dieſer ſtarb, ſah ſich die Wittwe deſſelben, Schiller's Gönnerin, genöthigt, bei dem ſchlechten Zuſtande des gutsherrſchaftlichen Gebäudes ein Haus im Dorfe Bauerbach zu kaufen, in welchem ſie wohnte, wenn die Verwaltung des Gutes, die ſie als Vormünderin ihrer Kinder führte, ihre Anweſenheit forderte. Und in dieſem Hauſe hat Schiller gelebt.

Wir ſind auf reichsritterſchaftlichem Boden. In dieſen kleinen Herren war damals noch der vollblütige Gehalt, von deſſen wilden Sprüngen die elenden ausgeſogenen Dorfſchaften, die Armuth und Verwahrloſung des Volks und manche geheime Geſchichte erzählen konnten. Aber es waren neben den wüſteſten Zügen der Libertinage auch wahrhaft adlige, neben den ausgetrocknetſten und durch Völlerei entnervten auch wahrhaft kraftvolle und liebenswürdige Geſtalten anzutreffen. Schiller verdankte dieſer Sphäre ſchon die kleine Novelle: Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte.

Es war eben auf allen Seiten noch ein volles Ausleben des

*) G. Brückner: Schiller in Bauerbach S. 6. Memoiren von L. v. Wolzogen S. 1.

deutſchen Individualismus. Die kraſſeſten Gegenſätze wohnten oft ſcharf nebeneinander. So trug z. B. auf dem Gute Höchheim in der Familie von Bibra niemand etwas, was nicht dort verfertigt war. Wir können uns hier auf Schiller's eigne Schilderung berufen. „Schuhe, Möbel, ſchreibt er, alle Bedürfniſſe des Lebens und faſt alle des Luxus werden auf dem Gute erzeugt und fabrizirt, vieles von den Händen der Frauen, wie die Prinzeſſinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerſte Reinlichkeit, Ordnung (ſelbſt nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge, von den Fräulein ſind einige ſchön und alle ſind einfach und wahr wie die Natur, in der ſie leben. Der Vater iſt ein wackrer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burſchikoſer Tabakskompagnon. Zwei Stunden von da ſieht man auf einem andern Dorfe juſt das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von Stein — — mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürſtlichen Fuß. Hier iſt ſtatt eines Hauſes ein Schloß, Hof ſtatt Geſellſchaft, Tafel ſtatt Mittageſſen. Herr von Stein iſt ein impoſanter Menſch von ſehr vielen guten und glänzenden Eigenſchaften, voll Unterhaltung und Anſtand, dabei ein Libertin im hohen Grade.“ Derſelbe Herr von Stein ließ ſich gern den Fürſten der Rhön nennen und ſchickte das vom Kaiſer ihm überſandte Grafendiplom mit dem Worte zurück, daß er lieber ein alter Freiherr, als ein neuer Graf ſein wolle. Er brauchte bei einer Kaiſerkrönung in Frankfurt 50,000 Gulden. Herr von Stein war der Vormund und Onkel von Charlotte von Marſchalk-Oſtheim, die ſpäter als Charlotte von Kalb in Schiller's Leben eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Jagden, bei welchen ſteinalte Herren ihr Leben wagten, mörderiſche Duelle, Liebſchaften, je mehr verboten um ſo mehr beliebt, Bälle, Gelage, Reiſen von einem Gut zum andern, daneben aber auch feine Sitte, echte Frömmigkeit oder humaniſtiſche Aufklärung, Kunſtſinn, Empfindſamkeit, Alles dies gehört zu dem Bild jener Zeiten.

Aber ein Dramatiker konnte manche Scene dem Leben nachſchreiben. Hier iſt eine: Fritz von Oſtheim, der Bruder eben jener Charlotte von Kalb, iſt als Göttinger Student auf einem Balle bei der Gräfin Hardenberg. Der junge Freiherr war ein Muſter aller ritterlichen Tugenden. Die Gräfin zeichnet ihn auffallend aus und erregt dadurch die Eiferſucht ihres bisherigen Begünſtigten, eines Engländers, bis zu dem Grade,

daß dieser beschließt, sich an der Geliebten zu rächen. Er zieht den Freiherrn von Ostheim in ein Nebenzimmer und giebt ihm ein Billet, mit der Bitte, es zu lesen. Von Ostheim liest die Aufschrift und giebt es zurück mit den Worten: „Sie haben sich vergriffen, es ist an Sie gerichtet.“ Es war ein Billetdoux der Gräfin. Der Engländer droht, es mitten in den Ballsaal zu werfen. Da nimmt der junge Freiherr das Billet, zerreißt es in die kleinsten Stücke und wirft sie aus dem Fenster. Eine Forderung, ein Duell folgt, in welchem Friedrich von Ostheim fällt, der letzte männliche Sproß seines Hauses.

Bei so gewaltsamen und oft wüsten Sitten sieht die Frauenwelt sehr bald, daß, auch wenn sie anfangs mit einstimmt, auf sie der härteste Rückschlag fällt. Sie litt unter zerrütteten Verhältnissen und erzwungenen Ehen. Und so bildete sich auch in dieser Gegend eine stille Opposition der bessern Frauengemüther, welche an dem literarisch aufstrebenden Mittelstande und an einer damals eben durch Lessing's Nathan poetisch gehobenen Geistlichkeit ihre Stütze fand. Für diese Klasse von Frauen ist Schiller im besten Sinne des Worts zum Ritter geworden, und eine der edelsten Missionen des Dichters, die Schranken der Stände auszugleichen, hat er von ihrem Umgang empfangen.

Eine solche Frau war auch Schiller's edle Schützerin, Frau Henriette von Wolzogen. Sie stammte aus dem Geschlechte der Marschalk von Ostheim auf Walldorf, wo sie 1744*) geboren war und wo ihr Bruder noch lebte. Frühzeitig Wittwe, ganz allein auf die Revenüen des wenig bedeutenden Gutes angewiesen, war sie als Mutter von fünf Kindern in einer keineswegs glänzenden Lage. Das hinderte sie nicht, noch eine Pflegetochter zu erziehen und überall, wo sie konnte, zu helfen und zu fördern. Sie lebte abwechselnd in Bauerbach und Stuttgart, wo sie sich, wie schon früher erzählt ist, der besonderen Theilnahme der Gräfin Franziska erfreute.

Es war also eine doppelt edle Handlung, daß sie einem dem Herzog Mißliebigen in ihrem Hause einen Zufluchtsort gewährte. Das Unglück des edlen Dichters, dessen Räuber sie entzückt hatten und welches sie ja halb und halb mitverschuldete, das Vertrauen, sein Aufenthalt

*) Sie war also 38 Jahre alt, als Schiller sie kennen lernte, also keine „alte Frau“, zu der sie G. Schwab gemacht hat.

werde verborgen bleiben, und vor Allem ihre großmüthige Freundschaft hatten sie entschlossen gemacht, über die möglichen Folgen ihres Schrittes hinwegzusehen. Sie war zur Zeit in Stuttgart, hatte aber alle Anstalten zum Empfang des Doktor Ritter treffen lassen.

Dieser langte nach einer Reise von mehreren Tagen in Meiningen an, lernte dort den Bibliothekar Reinwald kennen, an welchen ihn Frau von Wolzogen als einen zuverlässigen Mann empfohlen hatte. Mit dem tröstlichen Gefühl, in der Einöde, die ihn erwartete, einen Freund zu besitzen, machte er sich nach Bauerbach auf. Es war spät am Abend, als er dort ankam. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend. Schon sank die Nacht auf das Thal. Aus den einzelnen zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend.

Nachdem er dem Verwalter Vogt seinen Beglaubigungsbrief eingehändigt hatte, ward er sogleich in seine Wohnung geführt. Hier nahm ihn ein, wenn auch niedriges, aber um so wärmeres Zimmer auf, dessen mächtiger Kachelofen für alle ausgestandenen Friertage eine energische Genugthuung verhieß. Ein Tisch mit einem gewundenen Fuß, zwei alte Fürstenbilder, ein Lehnstuhl werden noch als die Gegenstände gezeigt, welche damals Dr. Ritter's Zimmer zierten. Das ganze Gebäude war zweistöckig, lang und schmal, Schiller's Zimmer ging nach hinten hinaus. Alles gefiel dem Angekommenen anfangs ausnehmend wohl. Hier war er geborgen vor der Hartherzigkeit feindlicher Menschen, hier kamen ihm nur Leute aus der Klasse, welche Goethe die beste nennt, gefällig entgegen, hier waren nicht die Kreidestriche der Oggersheimer Wirthstafel und das mürrische Zanken eines groben Wirths, hier wurde Kost, Feuerung, Wäsche, Bedienung aufs freundlichste von den Leuten des Dorfes besorgt. Was Wunder, daß ihm zu Muthe war, wie dem Schiffbrüchigen, welcher der kalten Welle entronnen ist. Sein erster Gedanke war, an seine Wohlthäterin zu schreiben, an die Seinen, an Alle, die ihm Liebes erwiesen hatten, an Streicher, Schwan, Meyer's, Luise Vischer; sein zweiter Gedanke, ganz entsetzlich zu arbeiten. Diesen Winter wollte er, wie er an Schwan schreibt, ganz Dichter sein, um seine Umstände schneller zu arrangiren. Dann wollte er, so entmuthigt war er, ganz in sein Handwerk versinken. Aber so zufrieden und eingehend er auch an Streicher schrieb, ein schriller Ton klingt durch seine Worte: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor

Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H . . . t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von den beiden oder man sinkt unter."

Er fing nun wirklich an, entsetzlich zu arbeiten. Reinwald mußte ihn mit Büchern versehen. Seine Luise Millerin hielt ihn im Zimmer fest. Die Todtenstille des abgeschiedenen Landlebens, nur unterbrochen durch den Schrei der Krähen und das Tosen des Wintersturmes, förderte die Arbeit. Hier bot sich dem Auge nichts als elende Hütten, eine baufällige Kirche, Bauern in Leinenkitteln oder ärmliche Juden, welche im Dorfe wohnten, und das von Waldungen eingeschlossene Thal mit weithinziehenden Berglinien, auf deren einer die hochragenden Ruinen der Grafen von Henneberg etwa aufs Frühjahr zu einem Ausfluge verlocken konnten, wenn die grundlosen Wege zu passiren waren. Der Obstgarten, der rings das Haus umgab, lag winterwüst, und so eingekerkert überzählte der Dichter mit noch wundem Herzen den Schatz von Ruhe und Muße, der vor ihm lag. Aber er sollte nur zu bald erfahren, daß im menschlichen Herzen ein ewiger Quell von Unruhe und Leid verborgen ist, auch wenn draußen die Stürme schweigen.

Frau von Wolzogen zeigte ihm an, daß sie nächstens in Bauerbach eintreffen werde. Diese Nachricht versetzte ihn in fieberhafte Spannung. Nicht blos die Freude, seine Wohlthäterin wiederzusehen, auch noch ein anderes Gefühl ward in ihm rege. Schon früher hatte ihre schön erblühte Tochter Charlotte, welche auf Kosten der verwittweten Herzogin von Gotha in einer Pension erzogen wurde, bei ihrer zeitweiligen Anwesenheit in Stuttgart Eindruck auf ihn gemacht, und er glaubte aus einigen Anzeichen schließen zu dürfen, daß die Empfindungen des jungen Mädchens für ihn mehr als blos freundschaftliche waren. Charlotte hatte bei einem Besuch, den er in Gesellschaft eines jungen Mannes der Frau von Wolzogen machte, kaum ihr Erröthen, bei ihrer damaligen Abreise nicht ihre Thränen bergen können. Schiller hatte beides nur zu gern auf sich bezogen. Wie natürlich, daß er der Frau von Wolzogen jetzt mit aller Ungeduld der zärtlichen Freundschaft, mit dem seligen Bangen einer begünstigten Neigung entgegenflog, da er Aussicht hatte, nun auch Charlotten während der Anwesenheit ihrer Mutter öfter wieder zu sehen. Nach so langer Entbehrung Menschen, denen er Schiller, der Verfasser der Räuber war, nach so trüben Tagen ein

köſtlicher Hauch der Heimath, des Glücks, des Verſtändniſſes! Er trank dieſes Glück in vollen Zügen. Er kann ſich nicht von ſeiner Wohlthäterin trennen. Sie reiſt am dritten Januar nach dem nahe gelegenen Walldorf. Er begleitet ſie und kehrt nur nach Bauerbach zurück, um am vierten zu ſchreiben, daß er wahrſcheinlich noch vor dieſem Schreiben wieder in Walldorf ſein wird. „Seit Ihrer Abweſenheit, ſagt er, bin ich mir ſelbſt geſtohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne geſehen: ſie ſteht noch vor ihm, wenn er das Auge längſt davon weggewandt. Er iſt für jede geringern Strahlen verblindet.“ Frau von Wolzogen hatte ihm die Bekanntſchaft eines Freundes in Ausſicht geſtellt. „Sie glauben nicht, ſchreibt er in Bezug darauf, wie nöthig es iſt, daß ich edle Menſchen finde. Dieſe müſſen mich mit dem ganzen Geſchlecht wieder verſöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte. Es iſt ein Unglück, meine Beſte, daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden, den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.“ Auf dem Wege nach Walldorf war er über Meiningen gegangen, was Frau von Wolzogen wohl bedenklich erſchienen war, da die kleine Reſidenz ſchon auf den ſeltſamen Fremdling ein ſpähendes Auge warf. „Ich gehe alſo nicht über Meinungen, ſchreibt er deshalb in demſelben Briefe, ſondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird ſchlechterdings nicht nachgefragt. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß die Geiſterwelt ſo viele Plane zernichtet, die Körperwelt ſoll mir keine Freude meines Lebens verderben.“ Jeder Athemzug ſeines Herzens gehört der Freundin und ihrer jetzt in Walldorf anweſenden Tochter. Dieſe Empfindungen auszuſprechen, fand ſich vielleicht gerade jetzt eine Gelegenheit, wo der Dichter dieſelben aufs natürlichſte einkleiden konnte. Er ſpricht am Schluß jenes Schreibens von einem Briefe, den er mitbringen wolle, und ſetzt hinzu: „Ebenſo mein Verſprechen, das ich Henrietten gethan.“ Dieſe Henriette, die erwähnte Pflegetochter von Frau Henriette von Wolzogen, war verlobt, und es mag jenes Verſprechen auf ein Hochzeitsgedicht zu beziehen ſein, welches wir aus dem Jahre 1783 von Schiller beſitzen. Hier ſchildert er in warmen, herzlichen

Worten die Freuden des häuslichen Glücks und ſucht die Schranken des Standes umzuwerfen, welche auch ihn von Charlotte, wie Luiſe Millerin von Ferdinand trennten. Er ſingt:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele ſteh' ich lieber,
Der die Empfindung Ahnen gab.

Frau von Wolzogen hatte Henrietten aus rohen Verhältniſſen gerettet:

Wer war der Engel deiner Jugend,
Wer rettete die junge Tugend?
Haſt du auch ſchon an ſie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben,
Ihr Adelsbrief — ein ſchönes Leben!
(Den haſſ' ich, den ſie mitgebracht.)

Charlotte mochte ſich folgende Stelle zu Herzen gehen laſſen:

Wie ſchön iſt doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns an das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen ſich in Augen ſtehlen,
Mit Thränen Thränen ſich vermälen,
Iſt ſchon der ſüße Bund gethan.

Der Dichter zeichnet das Mutterglück ſelbſt im Schmerz um ein liebes Kind:

Wie ſüß der Gram um Kleinigkeiten,
Wie ſüß die Angſt, es möchte leiden
Die Thräne, die ſie ſtill vergießt.

Auch Henriette hatte ſolches Mitgefühl ihrer Pflegemutter von Jugend auf erfahren:

Was Lieder nicht zu ſingen wagen,
Laß dir der Mütter beſte ſagen,
Was einer Mutterfreude glich.
Du hörteſt ihre Seufzer hallen,
Du ſaheſt ihre Thränen fallen,
Du liebſt ſie, darum lieb' ich dich.

Das vorſtehende Gedicht iſt in einer Epoche, aus der uns faſt kein lyriſches Produkt von Schiller vorliegt, beſonders durch ſeine Verſtändlichkeit, ſeine Herzlichkeit und den leichten Fluß der Gedanken ſehr bemerkens-

werth. Ein kühner Bürgerstolz, wie er in Luise Millerin athmet, zeichnet es aus. Nur muß man nicht glauben, daß weil hier Schiller dieselben Gedanken, wie Ferdinand in Luise Millerin, ausspricht, er sich in diesem Helden portraitirt habe. Solche Annahmen sind eine Verkennung des Dramatikers, und soviel sei auch hier bemerkt, daß Schiller in seinem revolutionären Ideal bereits über Ferdinand, an entschlossener Leidenschaft aber weit unter ihm steht. *)

Ob Schiller nun vor oder nach seinem Briefe in Walldorf war, gewiß ließ er nicht lange auf sich warten. Die seligen Tage der Vereinigung flohen zu schnell dahin. Wieder ging er und wieder hofft er auf eine Zusammenkunft, diesmal in Meiningen. „Es ist schrecklich, klagt er in seinem Bauerbach, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." Man braucht nicht anzunehmen, daß hier allein Charlotte gemeint ist. Schiller's Neigungen sind im Anfang immer so ideeller Natur, daß sie keine Ausschließlichkeit zulassen. Es ist hier in der That schon ein Verhältniß vorgebildet, das nachher in seiner Liebe zu den beiden Schwestern von Lengefeld die Verwunderung mancher Leser geworden ist. Man braucht seine Verehrung zu seiner Gönnerin gar nicht so ins Mütterlich-kindliche hinüberzuspielen, um sie schön und

*) Der Anfang dieses Liedes weist darauf hin, daß es vor dem 1. Februar 1783 entstanden sei; Schiller machte zum 1. Februar ein neues Gelegenheitsgedicht, nach welchem er nicht wohl zu Henrietten sagen konnte:

Zum ersten Mal nach langer Muße,
Dir gutes Kind zum Hochzeitsgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.

Am 24. Januar erfolgte die Abreise der Frau von Wolzogen. Brückner setzt das Gedicht zwischen den 24. Januar und 1. Februar. Dieser Annahme widerspricht das Wort in Schiller's Brief vom 1. Februar: „Neues weiß ich Ihnen nicht zu schreiben." Da er aber ausdrücklich das satirische Gedicht erwähnt, wovon später die Rede sein wird, so möchte das Hochzeitsgedicht sammt der Hochzeit wohl eine Neuigkeit sein, die er der Freundin nicht verschwiegen hätte. Aus diesem Grunde glaube ich das Hochzeitsgedicht zwischen den 1. und 24. Januar setzen zu können.

vollkommen begreiflich zu finden. Die damalige Zeit, in welcher ebenfalls eine ängstliche Sitte alle Gefühle sortirt hatte, war eben daran, auch hier eine Freiheit einzuführen, die Schiller freilich mehr gelebt, als gedichtet hat. Seine Wohlthäterin war ihm Psyche, Charlotte eine Grazie. Soll er sich zum Besitz entscheiden, so wählt er die Grazie, aber in seiner Liebe schmelzen beide zusammen.

Mit solchen Empfindungen der zärtlichsten Hingebung zog der Dichter an dem bestimmten Tage in das Thor von Meiningen ein, und mit ganz entgegengesetzten, mit dem Entschluß, Bauerbach für immer zu verlassen, zog er wieder hinaus.

Die Veranlassung einer so plötzlichen Umwandlung scheint folgende gewesen zu sein. Schiller konnte, wenn sich eine enthusiastische Stimme über die Räuber vernehmen ließ, dem sehr verzeihlichen Drange nicht widerstehen, den lästigen Doktor Schmidt oder Ritter (die an ihn gerichteten Briefe erweisen beide Namen) für einen Augenblick abzuwerfen. Der Leser erinnert sich jener Scene im Buchladen zu Frankfurt. Aehnlich machte er es wohl auch in Meiningen. Ebenso leicht vertraute er seinen Stuttgarter Freunden, unter denen Frau Vischer nicht eben sehr diskret war. Ein so leichtsinniges Aufgeben seines Inkognito mußte dem Herzog von Würtemberg als ein Trotz erscheinen. Frau von Wolzogen, welche die Zukunft ihrer Söhne an die Gnade dieses Fürsten geknüpft hatte, machte also in Meiningen ihrem jungen Freunde ernsthafte Vorstellungen, sprach aus, daß ihr das Wohl ihrer Söhne am Herzen liege und bat ihn, in Zukunft vorsichtiger zu sein und seine Verkleidung besser zu hüten.

Das war genug. Das hieß so viel als: du kannst gehen. Das war eine Behandlung in Dalberg's Weise, und wie er in seinem Unglück gegen die Schauspieler von einem erklärlichen Mißtrauen befallen wurde, so hielt er diese gütige Ermahnung für ein bloßes Mittel, ihn los zu werden. Und das geschah ihm von einer Seite, von wo er es nicht mit dem leisesten Gedanken vermuthet hatte. Gewiß, Niemand mit seiner Leidenschaft, mit seinem Unglück, seiner überreizten Phantasie hätte sich besonnener zum Schreiben hingesetzt, als er, der in der ersten Hitze folgende Zeilen an Streicher richtete:

„So bin ich doch der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen

Ball in dieſer ſublunariſchen Welt herum! Hören Sie! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. — — Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr. Die Freundſchaft der Menſchen iſt das Ding, das ſich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den ſeine Umſtände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines Glücks zu ſein — aber — ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und dieſe müßten es entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme. Das war mir genug. So ſchrecklich es mir auch iſt, mich wiederum in einem Menſchen geirrt zu haben, ſo angenehm iſt mir wieder dieſer Zuwachs an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr riſſen mich erwünſcht aus dem Handel. Durch die Bemühungen meines ſehr erprobten Freundes, des Bibliothekar Reinwald, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortſetzung liefern wird. Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Rang figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als ein Narr, und nunmehr iſt das für mich eins. Ich ſoll mit meinem Wurmb im Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir ſelbſt und der Freundſchaft leben, und, was das beſte iſt, ſchießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll."

Der Herr von Wurmb, deſſen Bekanntſchaft Schiller gemacht hatte, war in der That einer jener poetiſchen Dilettanten, wie ſie in großer Zahl als kleine Planeten um die dichteriſchen Sonnen jener Zeit kreiſten. Er war ein Freund Göcking's, ein Verehrer Pfranger's und ſeines „Mönchs auf Libanon", ein braver, gefühlvoller Mann und ein Bruder von — Schiller's künftiger Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Er wohnte auf Walkramshauſen im Bezirk Nordhauſen*). Die hohe Jagd und andere Phantaſien des hitzköpfigen Dichters kamen nicht zur

*) L. Bechſtein, Mittheilungen ꝛc. S. 205 ff. thut überzeugend dar, wie ungerecht L. v. Wurmb von den Biographen behandelt iſt.

Ausführung. Frau von Wolzogen war zu edel, um ihm nicht mit gutem Beispiel voranzugehen, wie man die Rücksichten der Klugheit mit der herzlichsten Liebe verbinden könne. Der junge Freund kam wieder zu sich selbst und blieb nicht blos in Bauerbach, sondern das Bewußtsein seines ungerechten Mißtrauens erhöhte wo möglich seine Dankbarkeit und Verehrung. *)

Und in der That, Frau von Wolzogen war ganz dazu gemacht, ihm zu beweisen, daß die Freundschaft der Menschen wohl das Ding sei, welches zu suchen sich in jedem Stande verlohne. Sie vermochte am besten ein rasches Verkennen zu mäßigen, indem sie ihn Blicke in die wirkliche Welt thun ließ, in das Spiel der guten und bösen Mächte der Zeit, in die Kämpfe des Herzens mit den Verhältnissen. Ein solcher Kampf hatte gerade damals in Nordheim, eine Stunde von Bauerbach, ein beklagenswerthes Opfer gefordert.

Der Leser ist im Eingange des Kapitels bereits mit dem Gute Nordheim und seinem Besitzer, Herrn von Stein, bekannt geworden. Dieser, je mehr er die Verdorbenheit der höheren Kreise, ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse selbst kannte, suchte durch Zwangsheirathen mit reichen oder ältern und gewitzigten Männern seinen Töchtern und den unter seiner Vormundschaft stehenden Nichten eine feste Lebensstellung zu sichern. So ward gegen Ende des Jahres 1782 Eleonore von Ostheim an den weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb verheirathet, denselben, über den Goethe an Knebel schreibt: er hat sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt. Nach dem Tode ihres Bruders, jenes schon erwähnten Fritz von Ostheim, schien diese Verbindung den Verwandten ersprießlich, damit die Allodialherrschaft in einer geschäftskundigen Hand eine geordnete Verwaltung erhalte. Das junge, blühende Geschöpf war

*) Der Gedanke liegt nahe, daß der Brief an Streicher nur dazu dienen sollte, den allzu enthusiastischen Freund, durch dessen Briefe an Schiller leicht der Aufenthaltsort des letzteren verrathen werden konnte, zu täuschen; aber so lange diese Annahme keine weiteren Beweise hat, will ich lieber an eine plötzliche Aufwallung, als an einen, wenn auch noch so gutgemeinten Täuschungsversuch glauben, den Schiller einem solchen Freunde gegenüber nicht auf Kosten seiner Wohlthäterin zu spielen und mit so menschenfeindlichen Rathschlägen zu begleiten brauchte.

der schändlichsten Berechnung geopfert. Charlotte von Kalb hat uns in ihren Memoiren diese Tage des Kummers aufgezeichnet. Noch waren die Schwestern und Verwandten in Trauerkleidern um des jungen Freiherrn von Ostheim Tod. „Trauernde, theilnehmende Verwandte, schreibt Charlotte, besuchten uns, so auch Frau von Wolzogen. Die traurigen Ereignisse, welche uns betrafen, waren auch der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit Ritter (wie sich Schiller damals nannte). Und Frau von Wolzogen theilte uns folgende Zeilen mit: „„O sehe ich sie, die Trauernden — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien, — drei sind es ja — und Eine noch — wie nenne ich sie? — Psyche! von ihnen so ersehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen.""*)

Diese Zeilen Schiller's machen es sehr wahrscheinlich, daß er schon damals Gelegenheit hatte, Charlotte von Ostheim in Gesellschaft ihrer Schwester und Lottens von Wolzogen aus der Entfernung zu sehen. Diese nennt er drei Grazien, Frau von Wolzogen Psyche. Er nahm den innigsten Antheil an dem traurigen Geschick Eleonorens von Ostheim, und wenn man einzelne Aeußerungen in dem Hochzeitsgedicht, die Namen und Verhältnisse auf Gut Nordheim mit den Namen und Verhältnissen von Luise Millerin, das Portrait der sechszehnjährigen Blondine Lotte von Wolzogen mit dem der Luise zusammenhält, so gewinnt der Bauerbacher Aufenthalt eine Bedeutung für dieses Stück, die nicht durch Schiller's Mittheilung in seinem Briefe an Streicher, die Mittheilung, daß sein Trauerspiel fertig sei, geschwächt wird. Es ist ein Blatt vorhanden aus jener ersten Bearbeitung, auf welchem ganz andere Namen stehen, als diejenigen, welche jetzt in dem Stücke figuriren. G. Brückner hat die sinnige Vermuthung aufgestellt, daß der Name des Hofmarschall von Kalb von dem Präsidenten von Kalb, der Name jenes Fräulein von Ostheim, welche Ferdinand's Vater (in Scene 7, Akt I.) als Parthie vorschlägt, von Eleonore von Ostheim entlehnt sei. Der Dichter, der sonst überall die leidende Menschheit rächt, scheint hier eine bestimmte Person gerächt zu haben, wie er in dem Pfarrer Moser seinen alten Lehrer verherrlicht. Es ist freilich immer gewagt, bei so guten Komödiennamen, wie Bock, Kalb, an be-

*) Charlotte, für die Freunde der Verewigten. Manuscr. S. 90.

stimmte Personen zu denken. In den Listen der Karlsschule finden sich überdies schon zwei von Ostheim's, und Sekretär Wurm hat vollends mit dem Herrn von Wurmb gar nichts zu thun. Immerhin mag man annehmen, daß die dunklen Farben des sozialen Drama's aus dem reichsritterschaftlichen Boden energische und klare Lasuren empfingen. Und gewiß war ein persönliches Interesse für die Ostheim'schen Schwestern in Schiller geweckt, welches sich später so leidenschaftlich auf Charlotte von Kalb konzentriren sollte.

Am 24. Januar reiste Frau von Wolzogen, diesmal mit ihrer Tochter, nach Stuttgart. Um die Freundin für alle Fälle vor den Folgen des verrathenen Geheimnisses zu sichern, schrieb Schiller ostensible Briefe, worin er sich nach Amerika, nach England reisend darstellt; ein Gedanke, welcher ihm nicht so fern lag, da sein Verwandter Johann Friedrich Schiller dazumal in London lebte. „Von der Frau Vischerin, schreibt er, habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den Niemand hätte zu Gesicht bekommen sollen. Sie kommunizirte ihn einem gewissen Offizier; sie hätte mir lieber, ich weiß nicht was, anthun können. Eine solche Indiskretion (das ist der gelindeste Name) thut weh und ich dachte besser von ihr. Wie muß man oft sich in seinen liebsten Personen betrügen!" *)

Versenkt in seine Arbeit, tröstete sich der Dichter mit dem Versprechen der Frau von Wolzogen, in vierzehn Wochen zurückzukehren und richtete sich an dem schriftlichen und mündlichen Verkehr auf, den er mit seinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald, unterhielt. Wilhelm Friedrich Herrmann Reinwald, 1737 in Wasungen geboren, war ursprünglich Jurist. Seine Fachbildung befähigte ihn zu den höchsten Staatsstellen. Dabei hatte er sehr umfassende, wissenschaftliche Kenntnisse und Witz und Empfindung genug, ein derbes Lied oder ein elegisches Gedicht zu machen. Bei solchen Eigenschaften mußte er lange Jahre mit äußerst geringer Besoldung als Kanzlist arbeiten. So

*) Da der Brief ein ostensibler ist, so mußte natürlich so viel Wahrheit darin sein, als man in Stuttgart bestimmt wußte. Daß sich die Indiskretion der Frau Vischer allein auf Schiller's Aufenthaltsort bezog, ist durch eine Aeußerung desselben Briefs in Frage gestellt: er habe das Gerücht ausgesprengt, daß er nach Bauerbach gehe. Indessen kann er sich auch in dem Netze dieser Fiktionen hier verwickelt haben.

ward er verbittert und hypochondrisch, aber er war eine durch und durch brave und dem Bunde des Guten, Wahren und Schönen für alle Zeit zugeschworene Seele. Er konnte für Schiller ein Sporn und ein Zügel zu gleicher Zeit sein, er erkannte den ausfliegenden Genius und fühlte sehr bald, daß Schiller einen größeren Lebensschauplatz betreten müsse. An ihn wandte sich der jüngere Freund, wenn er Bücher und Schreibpapier, wenn er guten Rath und Ermunterung brauchte. Reinwald vermittelte unter andern auch die Veröffentlichung des satirischen Gelegenheitsgedichtes, welches Schiller um diese Zeit zum großen Ergötzen des Meininger Publikums im dortigen Wochenblatt erscheinen ließ.

Zum Verständniß desselben müssen wir einen Blick in das fürstliche Residenzschloß zu Meiningen werfen. Hier herrschte damals der bessere Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hof pflegte Musik und Literatur, das fürstliche Liebhabertheater führte sogar Stücke wie Julius von Tarent auf. Im Jahre 1782 ward Herzog Georg Mitregent der Meininger Lande. Kurze Zeit nach seiner Vermählung fuhr er nach Römhild zu einer Jagd, kehrte aber schwer erkrankt zurück und lag viele Tage lebensgefährlich darnieder. An seinen zwei Augen hing die Selbständigkeit des Herzogthums. Wenn er starb, fiel es an Koburg. Dieser Linie kam die Nachricht von seiner tödtlichen Erkrankung höchst erwünscht. Sofort wurden, wie es heißt, besonders auf Antrieb der Herzogin von Koburg kriegerische Anstalten gemacht, die Milizen aufgerufen, am Neustädter Thor zu Koburg aufgestellt; Jeder, der von Meiningen kam, ward als Trauerbote angesehen und ausgefragt, damit man sofort in Meiningen einmarschiren und Besitz ergreifen könne. Aber alle diese Anstalten waren umsonst, der Herzog Georg genas und Dr. Ritter züchtigte den ländersüchtigen Nachbar durch ein derbes Spottgedicht, das mit Milderungen in Reim und Leim durch Reinwald's Hand in den Meininger wöchentlichen Nachrichten im 5. Stück am 1. Hornung erschien. In der ursprünglichen Form lautete es bei weitem kecker. Hier wenigstens einige Proben:

1. In Juda, — schreibt die Chronika —
War Olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Barseba
Bald Alles unterthänig,
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Dergleichen selten finden wirst.

2. Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Chaldäerland
Ein Weibchen mitgenommen,
Im Herzen Himmel — und im Blick,
Ich küßte sie den Augenblick.

Nun wird der Fürst krank, die Nachricht kommt nach Assur-Koburg und hier macht man kriegerische Anstalten.

Die Wache vor dem Thor bekommt
Gemessene Befehle,
Daß undurchsucht, unangebrummt
Entwische keine Seele.
Brieftaschen und Patent heraus!
Sonst marsch, ihr Herr'n, in's Narrenhaus!

So heißt es denn Vers 11:

— — — — — —
Man visitirt von Pack zu Pack,
Doch zeigt sich nichts, als Schnupftaback.

Ein lieber Vers ist

16. Doch während daß der Vetter schon
Nach deiner Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schon Davids Harfe spielte,
Lagst du, o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

Die Nachricht von der Genesung kommt nach Assur-Coburg:

20. Die Post schleicht nach Assyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Dame da
Vom Schlitten heimgeführet, —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!" — „„Herein!
Es werden Trauerbriefe sein.""

21. Schnell öffnet er den Brief und liest,
Liest — ach! der Posten trübste,
Daß Josaphat am Leben ist,
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich."

Eine jammervolle Entgegnung erfolgte im Koburger Wochenblatt, worauf dann noch einmal in den Meininger Nachrichten eine kurze Abferti-

gung erſchien, die wahrſcheinlich auch von Schiller herrührt. Dieſer Federkampf iſt ſchon darum intereſſant, weil er wieder beweiſt, wie neben den revolutionären Geſinnungen damals die feurigſte Loyalität in holder Eintracht beſtand, und daß Schiller keineswegs der abſtrakte Radikale war, zu dem man ihn gemacht hat. Ein Brief an Frau von Wolzogen vom 1. Februar iſt unter dem heitern Eindruck dieſer Produktion geſchrieben. „Gott ſei Dank! ruft er aus, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von 14, die bevorſtunden, eine vom Halſe. Ich wünſchte, daß die Zeit alle ihre Geſchwindigkeit bis auf den Mai zuſetzte, damit ſie hernach deſto abgematteter ginge.“ Das Blau eines erſten Frühlingstages lockt ihn ins Freie. Er will einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen machen, und denkt, auch wohl ungelehrt, einen Raubvogel zu ſchießen.

Aber noch ſchneite er einmal gründlich ein, ſo daß er ſelbſt die Rendezvous nicht einhalten konnte, die er ſich mit Reinwald zu geben pflegte. Seine einzige Erholung war, mit dem Verwalter Vogt Schach zu ſpielen. Die Eintönigkeit des Landlebens, wo Alles nur gilt, nicht weil es bedeutend iſt, ſondern weil es da iſt, fing an, auf ſeine Stimmung zu drücken. „Liebſter Freund, ſchreibt er an Reinwald, ich wünſche Sie ſo oft — ſo oft in meine grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahingeben.“ Er empfand, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen könne, wenn ihm der Stoß von außen fehle. „Mühſam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten, denkenden Freunde von ſelbſt anwandelt. — Wie groß muß das Originalgenie ſein, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt.“ Das waren Klagen, die in Reinwald's verdüſtertem Gemüth eine mitklingende Saite trafen. Der Mann und der Jüngling wurden ſich mit jedem Tage unentbehrlicher. Auf beiden laſtete der Druck einer harten Lebensſchule, und beide ſtimmten in der reizbarſten Empfindung deſſelben überein. Schiller war damals von ſo vielem bedrängt. Seine Mutter war ernſtlich krank. Seine Schulden in Stuttgart mußten am Ende den Seinigen bekannt werden, und wer weiß, welchen Eindruck dieſe Ent-

deckung auf die unglückliche Mutter machen konnte. Nach Bauerbach hatte er ebenfalls nichts mitgebracht, als den guten Willen, zu arbeiten. Er war oft in der entsetzlichsten Geldverlegenheit. Um so mehr wünschte er seine Luise Millerin in Druck zu geben. Schwan's Gefälligkeit mochte er nicht von neuem beanspruchen. Er versuchte es mit dem Buchhändler Weygand in Leipzig, und überlegte noch mit Reinwald andere Mittel und Wege, als plötzlich von einer Seite der Himmel sich klärte, wohin er gar nicht mehr mit den Augen der Hoffnung gesehen hatte. Er erhielt einen höflichen Brief von Dalberg, worin sich dieser über seine Untreue entschuldigte und wegen einer Aufführung der Luise Millerin bei dem Dichter anklopfte. Schiller war so überrascht, daß er an Meyer in Mannheim schrieb, es müsse sich wohl ein dramatisches Unglück ereignet haben, daß er von Dalberg einen annähernden Brief erhalte.

Zu Anfang des Jahres 1783 war der Fiesko bei Schwan erschienen. Vielleicht war der Freiherr jetzt mehr befähigt, den Werth dieses Stückes zu taxiren, vielleicht hatte er eine Anwandlung von menschlichem Bedauern, weil er es war, auf dessen Versprechen hin sich Schiller ins Unglück gestürzt hatte, diese Anwandlung war auch weiter nicht gefährlich, da der Herzog von Würtemberg, wie Schiller's Vater im Dezember 1782 nach Mannheim schrieb, bereits die Stelle des Sohnes neu besetzt hatte und durchaus keine Anstalten machte, den Entflohenen zu verfolgen. Außerdem hatte Dalberg einige Shakspere'sche Stücke unter der Scheere, die man damals so flickschneidermäßig zu handhaben pflegte, daß Dalberg nicht etwa nach Lessing's Anweisung aus dem Aermel des Riesen einen Rock machte, sondern unbildlich gesprochen aus der Volumnia im Coriolan eine brillante Stelle in die Portia des Julius Cäsar hinübernahm und als später Coriolan aufgeführt wurde, die gestohlenen Verse wieder auf ihren alten Platz legte. In solchen Nöthen war ein Kopf wie Schiller ungemein gut zu gebrauchen. Und endlich hatte Streicher durch die lebhaftesten Schilderungen des neuen Stückes Luise Millerin den Gaumen der Schauspieler und ihres Chefs dermaßen gereizt, daß es dem letzteren plötzlich klar wurde, eine Berufung Schiller's müsse nicht blos seiner Bühne, sondern auch deren Intendanz einen neuen, nicht allzu theuer bezahlten Glanz verschaffen.

Aber Schiller war diesmal nicht ohne Anlage zur Diplomatie. Er

griff nicht so hastig zu, er überlegte mit seinem Reinwald, ob er sich überhaupt mit Dalberg einlasse. „Ich kenne ihn, sagte er, ziemlich, und meine Louise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren, z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details." Allein wenn Schiller auch vermied, sich Dalberg von Neuem in die Arme zu werfen, so trieben ihn doch mächtige Beweggründe, wenigstens die dargebotene Hand nicht zurückzustoßen. Einmal wußte er den Werth der Mannheimer Bühne zu schätzen. Und wenn eine Nöthigung eintrat, Bauerbach zu verlassen, so fand er in Mannheim doch immer eine nächste Zuflucht. Solche Nöthigung war gerade jetzt vor der Thür. Sein Pflichtgefühl, sein Stolz wurde so eben auf die härteste Probe gestellt.

Frau von Wolzogen hatte ihm nämlich geschrieben, daß ein Herr von Lilienstern, ein Verwandter des Hauses, sich nicht abhalten lasse, sie auf ihrer bevorstehenden Reise nach Meiningen zu begleiten. Dieser Herr war Schiller sehr wohl bekannt und auch bekannt als ein sehr gefährlicher Nebenbuhler in der Bewerbung um Charlotten's Herz. Schiller hatte jene instinktive Abneigung gegen den Herrn von Lilienstern, welche die Leidenschaft ihren Kranken mitzugeben pflegt. Komme dieser nach Meiningen, erfahre dieser, daß ein Würtemberger in Bauerbach sei und wie er aussehe, so sei, schreibt Schiller an seine Gönnerin, eine Entdeckung unvermeidlich. Ins Geheimniß aber will er jenen Herrn nicht gezogen wissen. „Ich will ihm, fährt er fort, durchaus nichts von seinem Werthe nehmen, denn er hat vielleicht einige schätzbare Seiten, aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind." Mit Lauten, in denen Thränen zittern, sagt er: „Ich muß Sie verlassen, ich muß Sie zum letzten Male gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Er will ihr nicht zumuthen, einen Freund aufzuopfern. Inständigst bittet er sie, sich auch nicht durch Sorge für sein äußeres Wohl bestimmen zu lassen. Er

führt die Mannheimer Aussichten zu ihrer Beruhigung als höchst vielversprechend an und hofft bald in der Lage zu sein, auch nach Berlin gehen zu können. Er schließt mit einem „Ewig Ihr Freund."

Dies war am 27. März. Am 3. April schrieb er an Dalberg. Nach einigen kühlen Worten der Entschuldigung, daß er so spät antworte, fährt er nachlässig heraus: „Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? Wenn Verbannung von Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen." Und nun führt er die Bedenken aus, die wir aus seinem Briefe an Reinwald bereits kennen.

Dalberg indeß ließ den zähen Dichter nicht wieder los, sondern bewog ihn, an eine Bühneneinrichtung von Luise Millerin zu gehen, worin wir also einen zweiten oder gar dritten Umschmelzungsversuch anzunehmen haben.

Aber wie das neue Stück Luise Millerin früher in den unfertigen Fiesko hineinbrach, so verschlang jetzt ein jungfräuliches Interesse für einen neuen Stoff die ausgelebten Ideale des bürgerlichen Drama's. An demselben Tage, an welchem er Frau von Wolzogen so unverhüllt seine Eifersucht auf den Nebenbuhler gestand, schrieb er an Reinwald, daß er Imhof *) und Maria Stuart bis auf weitere Ordre zurückgelegt und sich für Don Carlos fest entschieden habe.

Schiller, hat man wohl gemeint, sei im Gegensatz zu Goethe immer von der Idee ausgegangen. Das ist irrig, ebenso irrig, als daß er nur sich selbst in seinen Jugendhelden dargestellt habe. Bei keinem Drama unseres Dichters läßt sich das Werden seiner Schöpfungen so genau verfolgen, wie bei Don Carlos. In dem Briefe an Reinwald

*) Schiller führt den Namen Imhof als dritten Stoff an. Dies ist der Name eines historischen Schriftstellers, der über Konradin geschrieben. Er gab einen „neueröffneten historischen Bildersaal" heraus, von dem in Nürnberg 1704 schon die dritte Auflage erschien. Von Maria Stuart ward nach Reinwald's Zeugniß schon in Bauerbach ein Akt vollendet.

ſpricht er zuerſt von der Ausgiebigkeit des Stoffes. „Ich finde, ſagt er, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt, — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemals, — eines grauſamen, heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba u. ſ. w. ſollte mir, dächte ich, nicht mislingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an ſolchen deutſchen Stücken hat, die große Staatsperſonen behandeln, und das Mannheimer Theater dieſes Süjet von mir bearbeitet wünſcht.“ Kann man praktiſcher, ich möchte ſagen handwerksmäßiger zu Werke gehen? Er war wieder in der trüben, fruchtbrütenden Stimmung, welche den Räubern vorherging und immer das Werden der Geiſteskinder ankündigt. „Jetzt, beſter Freund! ruft er aus, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unſern Himmel und Empfindungen in unſre Bruſt zurückkehren. Wie ſehnlich erwarte ich ſie.“ Aus ſeinem letzten Briefe an Frau von Wolzogen ſind uns Worte wie dieſe doppelt verſtändlich: „Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt.“ Reinwald mußte ihm die nöthigen Geſchichtsquellen ſenden, unter andern auch Brantome's Geſchichte Philipp's des Zweiten und die Novelle von St. Real: Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II. Roy d'Espagne.

In dieſer Novelle begegnet uns bereits außer dem Marquis von Poſa, Graf Lerma, der Prinz von Parma, Herzog von Alba, auch die Prinzeſſin Eboli als Gemahlin des Don Ruy Gomez de Silva, von dem es in Schiller's Dichtung heißt (Akt 2, Auftr. 3.):

Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Ruy Gomez, Graf von Silva.

Ein ſchematiſcher Plan des Stücks aus jener Zeit iſt noch vorhanden.*)

*) Hoffmeiſter, Supplemente II, 4 ff.

Schiller warf sich in das Studium der geschichtlichen Quellen mit so vielem Eifer, daß Reinwald befürchtete, er möchte sich ganz von der dramatischen Poesie abwenden. Er erließ deshalb eine poetische Mahnung an den Freund, worin folgende schöne Strophen stehen:

Freund, hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt,
Erheiternd wie die Frühlingssonne,
Indeß in dir Begeistrung stürmt:

Laß dich vom höchsten Ideale
Der Kunst, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in diesem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verschmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn mit keinem Schritte,
Die du begannst zur Ewigkeit.

Erschüttre wie Cheruskertannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes — die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt! *)

Der kommende Frühling löste mit lauem Hauch alle Keime wie in Garten und Feld, so in der Seele des Dichters. Die mächtige Dorflinde und der Maulbeerbaum vor der Wohnung fingen an zu grünen. Der Gefangene begann, mit seinem Carlos in der Gegend von Bauerbach herumzuschwärmen. Ein Schritt aus dem Dorfe und er war in der freien, frisch athmenden Natur. Die das Thal umrandenden Höhen und Waldungen, die Ufer der Werra boten einen reichen Wechsel von offenen und einsamen Wegen. Seine Schritte führten ihn oft zu den Geistlichen der Umgegend, deren biederer Sinn, deren patriarchalisches Leben seine ersten Jugendeindrücke vor seine Seele zauberten. Hier empfing er den Segen wahrer, ungeschminkter Gefühle wieder.

Da war der ausgezeichnete Theolog Sauerteig in Walldorf,

*) Das vollständige Gedicht wurde schon von L. Köhler in seiner Idylle von Bauerbach mitgetheilt. Abendzeitung 1839. Nr. 229.

ein philoſophiſcher Kopf, außerdem Scharfenberg in Ritſchenhauſen, Raſche in Untermaßfeld, der als Numismatiker ſogar eine europäiſche Größe war, ferner der als Dichter des Mönchs vom Libanon bekannte Hofprediger Pfranger in Meiningen, der junge Gelehrte Fleiſchmann daſelbſt, und die Pfarrer Freißlich zu Bibra, zu deren Eingepfarrten die Bauerbacher gehörten. Dieſe Männer beſuchten auch Schiller in ſeinem Aſyl, wo er ſie, ſo gut er konnte, bewirthete. In Bibra blieb er oft bis tief in die Nacht. „Ihre Pfarrer zu Bibra, ſchreibt er am 23. April an ſeine Gönnerin, kenne ich ſehr gut, und beide lieben mich, wie ich ſie, von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, ſowie er mich in vielen Ihnen auch ſehr wichtigen Stücken befeſtigen ſoll.“ Hier gab es entgegengeſetzte Anſichten auszugleichen, und Schiller's ſpätere Briefe, die er von Mannheim aus an die fromme Frau von Wolzogen ſchreibt, verrathen überall die Spuren dieſes patriarchaliſchen Umgangs. Auch ſeine Anſchauungen von der bürgerlichen Geſellſchaft, welche er bisher faſt nur durch das gefärbte Glas der Rouſſeau'ſchen Ideen geſehen hatte, fanden durch tiefere Blicke in das Volksleben, durch die Urtheile ruhiger, erfahrener und toleranter Männer eine Berichtigung. Denn alle jene Pfarrer, außer dem Hofprediger Pfranger, waren Jünger Leſſing's, deſſen Nathan, 1779 erſchienen, auch in dieſen ſtillen Thälern, welche auf der Grenzſcheide des Proteſtantismus und Katholizismus liegen, die Geiſtlichen zu warmem Für und Wider erregte, zumal Pfranger in Meiningen durch ſeinen Mönch auf Libanon eine Widerlegung des Nathan zu Gunſten des Chriſtenthums verſucht hatte. Schiller, welcher Leſſing's Schriften gleichſam unter ſeinem Kopfkiſſen hegte, hörte hier ohne Zweifel vielfach den Nathan preiſen, und wenn er auch noch ſo ſehr die Verſtändigkeit Leſſing's angriff, wenn er ihn auch nur den Aufſeher ſeiner Helden, nicht ihren Freund nannte, ſo mußte er ſich geſtehen, daß dieſer Ausſpruch beim Nathan nicht zutraf, daß hier die herrlichſte Freundſchaft zwiſchen dem Dichter und ſeinem Ideal beſtand; und, wenn man den Dialog in einzelnen Scenen des Don Carlos mit dem des Nathan vergleicht, ſo muß man glauben, daß der Jünger, wenn auch widerwillig, dem gebietenden Wink des Meiſters folgte.

Es iſt höchſt intereſſant, auch hier zu verfolgen, wie Schiller, man geſtatte den Ausdruck, über die Mechanik von Mitleid und Furcht hinaus-

zukommen, wie er diese Wirkungen organisch zu erzeugen sucht. Einer der schönsten Briefe, die wir von Schiller besitzen, der Brief an Reinwald vom 14. April 1783, reiht die aristotelischen Kunstbegriffe, die Lessing an verschiedenen Stellen kritisch untersucht und in ihre Rechte eingesetzt hatte, in die Idee des Universums ein, wie sie sich durch die deistisch-humanistische Weltanschauung in Leibnitz, Shaftesbury und ihren Schülern gestaltet hatte. Welch ein gewaltiges Ringen nach Einheit, nach dem Urquell des Schönen, Wahren und Guten hin, liegt in diesem Briefe, welche kühne Brücke schlägt er von den kritischen Forderungen des Verstandes zu dem lebendigen Schöpfungstriebe und dem Herzen des Künstlers! Der Brief ist datirt: „Bauerbach früh in der Gartenhütte: In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche: Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Andres, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andre Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmen das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst." So denkt er sich auch den höchsten Künstler des Weltalls: „Gott sieht sein Bild aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen." Es ist derselbe Gedanke, der in den Worten ausgesprochen ist:

Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

So faßt Schiller die Vollkommenheit, das Ideal als das Wesen auch der menschlichen Seele. „Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich

in ſich ſelbſt zurückziehen und mit ſich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Beſtreben, zu dieſem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerſtreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzuſammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, daſſelbe in ſich hinein zu ſchlingen, es an ſich zu reißen, iſt Liebe. Und ſind nicht alle Erſcheinungen der Freundſchaft und Liebe — vom ſanften Händedruck und Kuſſe bis zur innigſten Umarmung, — ſo viele Aeußerungen eines zur Vermiſchung ſtrebenden Weſens?"

Schiller führt nun aus, daß derſelbe Trieb, welcher das Ideal im Freunde ſucht, den Dichter zu ſeinen Geſchöpfen ziehe, daß ein großer Dichter wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen müſſe, und er ſchließt hieraus: „Dann rühren und erſchüttern und entflammen wir Dichter am meiſten, wenn wir ſelbſt Furcht und Mitleid für unſern Helden gefühlt haben. Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden — er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund ſein. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr, als Leſſing's Aemilia, wenn gleich Leſſing unendlich beſſer als Leiſewitz beobachtet. Er war der Aufſeher ſeiner Helden, aber Leiſewitz war ihr Freund." Die Anwendung dieſer höheren Technik auf Don Carlos zu machen, geſteht er, daß er ihn gewiſſermaßen ſtatt ſeines Mädchens habe. Und um noch deutlicher zu ſagen, wie viel oder wie wenig Carlos von ihm ſelbſt habe, ſetzt er hinzu: „Carlos hat, wenn ich mich des Maaßes bedienen darf, von Shakſpere's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leiſewitz Julius — und den Puls von mir."

Nachdem dieſes ſo oft überſehene Bekenntniß, welches in der That das Geheimniß von Schiller's dramatiſcher Technik enthält und auf alle dichteriſche Charakterſchöpfung Anwendung findet, abgethan iſt, erſt dann und zuletzt kommt er auf das, worin man wohl die Idee des Don Carlos gefunden hat. „Außerdem, ſagt er, will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehn — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tra-

gödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen." — —

Keuscher kann man kaum seine Intentionen verhüllen. Er hätte vermuthlich noch manche andere „ich will's" nennen können, als da sind: ich will den Fluch der erzwungenen Ehe, das Elend des einsamen und durch seine Laster verschanzten Despoten, ich will den Streit zwischen Ideal und Liebe, zwischen Liebe und Pflicht u. s. w. darstellen. Und wie, wenn er in dem unglücklichen Prinzen auch sein eigenes tragisches Geschick verklagte, das er so rührend in dem Schlusse seines Briefes gegen den gereiften Mann ausspricht? „Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich."

Diese Motive und Antriebe zusammengefaßt, dazu die Atmosphäre von Bauerbach und endlich sein eigener Kampf zwischen Liebe und Pflicht wirkten neben dem Bilde des Hamlet und Julius belebend auf die neue Schöpfung ein. Bald indeß wuchs das kleine Lebensdrama, welches den Dichter um diese Zeit ergriff, über das zu dichtende große hinaus.

Frau von Wolzogen war durch den letzten Brief des Freundes aufs Tiefste erschreckt und erschüttert. Sie hing mit einer Zärtlichkeit an ihm, die eben so sehr aus der Bewunderung seines Talents, als aus der Hochachtung seines sittlichen Adels hervorquoll und die er mit schwärmerischer Liebe erwiederte. Sie ahnte wohl, um was es sich zuletzt handeln würde, ahnte, daß ihre Charlotte das Ziel seiner Wünsche sei. Aber dennoch opferte sie den armen Flüchtling nicht. Sie schrieb ihm, der Herr von Lilienstern werde nicht kommen, aber sie zweifelt, ob Schiller, um sein Glück in der großen Welt zu suchen, nicht doch von ihr scheiden werde. Darauf antwortet Schiller vom 23. April, über solches Mißtrauen leidenschaftlich erregt, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt würde es sein, wenn er wo anders sein Glück zu suchen ginge, und so blieb er nicht blos für jetzt in Bauerbach, sondern richtete sich auch unverzagt für einen gemüthlichen Aufenthalt ein, indem er mitten durch den Garten eine — Kegelbahn anlegte. Allmählich ward er bei Groß und Klein im Dorfe eine beliebte und wichtige Person und holte bald

seine Medizin, einmal auch seine Juristerei hervor, um zu helfen und zu schlichten. Dorf und Gut lagen beständig in Fehde. Er hielt die persönliche Autorität der Herrschaft für äußerst nothwendig, indem der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter täglich wachse. „Neulich, schreibt er, entstand ein Streit zwischen beiden Partheien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Konsorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter, und dem ungeachtet trieben die letzteren die Schafe auf die Wiesen; Ihre eignen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten u. dgl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Exekution des Verbots untersagt und auf morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Partheien gehört) Sie souteniren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respektwidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt sehen wollen und die Ruhe erhalten werden soll. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen." Als beiläufige Nachschrift folgt: „Ich war unpäßlich, nicht krank. Ich ließ mir eine Ader schlagen." In jetziger Zeit heißt das so viel, als dem Tode ein Handgeld geben.

Aber er hatte ja nicht Zeit, krank zu sein, er hatte ja bis zur Ankunft seiner Freundinnen noch entsetzlich viel zu thun. Er mußte aller Orten selbst sein, er hatte Haus und Garten in Stand zu setzen, und machte sogar im letztern eine neue Anlage. Man kann seine Geschäftigkeit, sein Behagen ermessen. Das blieb auf immer ein Wunsch seines ganzens Lebens, fern von der Welt und doch ihr nah, jede erste Wohlthat der Natur zu genießen. Da erschreckt ihn selbst nicht ernsthaft das Gerücht, daß Lotte sich verlobt habe. Er gratulirt per Abschlag in einem Brief vom 6. Mai. Aber der Schluß: „im neuen Testament

hören die Opfer auf" sieht nicht aus, als ob er Lotte ohne Kampf einem Andern überlassen wollte.

Er beschloß, die Rückkehr der Herrschaft zu einem Fest zu machen. Vom äußersten Ende des Orts bis zu ihrem Hause wuchs eine Allee von Maien empor; am Hof des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet und auch die Kirche wurde mit Maien besteckt. Endlich Mitte Mai hielten die Erwarteten, von den jubelnden Unterthanen empfangen, durch die Allee ihren Einzug. Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, wo eine Musik mit Blasinstrumenten den Gesang accompagnirte und der Pfarrer eine festliche Einzugsrede hielt. Ein fröhlicher Tanzabend beschloß die Feierlichkeit.

Aber für Schiller war schon nach einigen Tagen die Blüthe der freudigen Aufregung verwelkt und mit innigen Worten bat er um Reinwald's Besuch. „Ich sehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu sammeln."

Frau von Wolzogen hatte in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit, im Anblick von Schiller's wachsender Leidenschaft, ihm das Tagebuch ihrer Tochter gezeigt, worin jene Thränen, die Charlotte bei ihrer Abreise von Stuttgart vergoß und welche Schiller auf sich deutete, eine für ihn niederschlagende Erklärung fanden. Ihre Bewegung hatte seinem Begleiter, nicht ihm gegolten. Er las in dem Tagebuch ein Geständniß, das ihn aufs tiefste ergriff. Lotte liebte bereits, liebte jenen Herrn von Lilienstern.

Ueberdies hatte Wilhelm von Wolzogen der Mutter einen Brief an Schiller mitgegeben, worin er großsinnig die Schwester dem Schutz und der Leitung des Freundes empfahl und zugleich offen um seine Meinung über den Herrn von Lilienstern bat. Man kann sich in einer so zarten Sache nicht edler benehmen, als Schiller that. Er antwortet dem Bruder:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. — — Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte und wehe demjenigen, der eine

Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen ſo ſchnell gethan iſt.

„Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schickſal Ihrer Lotte entſcheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über dieſen Punkt entdeckt. Einem ſo zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig ſeyn, auch eines Freundes Rath in einer ſo wichtigen Sache zu hören.

„Ich kenne den Herrn von Lilienſtern. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgeſtimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen unbeſtochenen Herzen, er iſt Ihrer Schweſter nicht unwerth. Ein ſehr guter und edler Menſch, der zwar gewiſſe Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an ſich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande anrechnen möchte. Ich ſchätze ihn wahrhaft, ob ich ſchon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt ſie als ein edler Mann und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erſtenmal liebt.“

Schiller hoffte, bei aller ritterlichen Offenheit gegen den Bruder, daß Charlottens erſte Liebe dennoch das gewöhnliche Schickſal der erſten Liebe haben könne. Er würde ſich ſelbſt mit der zweiten begnügt haben. Er beobachtete das — nach dem Tagebuche — liebeskranke Mädchen mit dem ſcharfen Auge ſolcher Hoffnung. Charlotte zeigte nichts von den Seufzern, nichts von der üblichen Melancholie, „der armen kranken Leidenſchaft Gefolge.“ Nun brach die täuſchende Hülle ſeiner Faſſung. Die Nähe des geliebten Mädchens im Sommerkleide, die löſende Fülle des Frühlings, das trauliche Plaudern draußen in der Gartenlaube, auf Wieſen und Waldwegen — es bedurfte jetzt nur eines Hauchs von Ermuthigung, gar einer Trennung, um ſeine Leidenſchaft in lichte Flammen zu blaſen, um alle ſeine Wünſche wach zu rufen, um ihn fühlen zu laſſen, was er den Carlos ſagen läßt:

Ein Augenblick gelebt im Paradieſe
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Beides kam, die Ermuthigung und die Trennung.

Der Stuttgarter Nebenbuhler, durch Lottens Liebe mehr geschmeichelt, als daß er sie feurig erwiderte, hatte zu ihrem Bruder Wilhelm einige nicht ganz zarte Aeußerungen in dieser Richtung gethan: er werde Charlotten nicht verlassen, ihre Thränen, ihre Melancholie wisse er zu würdigen. Wilhelm, der dem ganzen Bündniß nicht sehr geneigt war, schrieb dies entrüstet nach Hause. Nun antwortete Schiller dem Freunde: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint." Er setzt den Bruder in den Stand, dem gewissenhaften Liebhaber, der Charlotten nicht verlassen wolle, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Er spricht von der Anmaßung des Herrn, der das Herz Charlottens noch erst verdienen müßte. Er wünscht, daß Wilhelm seine Antwort so einrichte, daß er Lotten dieselbe zeigen könne.

In welchen Kampf sah sich Frau von Wolzogen hierbei von Neuem versetzt! Sie kannte Schiller's Verhältnisse, den Wirrwarr seiner Schulden, die Unsicherheit seiner Aussichten. Mit rückhaltslosem Vertrauen ließ sie ihn von jeher in ihre finanziellen Umstände blicken. Sie wußte, daß, wenn ihre Lotte den jungen Dichter liebte, die Aussicht auf eine Verbindung in weiter, trüber Ferne lag. Aber sie wußte auch, daß Lotte ihn nicht mit einer Neigung umfaßte, die beide auf die Dauer glücklich machen konnte. An Schiller's Entfernung konnte, mochte sie nicht denken.

Nach dem Aufruhr, in den ihn die Anmeldung jenes Besuchs gesetzt, nach dem Mißtrauen, das er schon einmal so schmerzlich empfunden, so kränkend geäußert hatte, war es ihr unmöglich, eine solche Zumuthung an ihn zu richten.

Zwar war eine Entfernung ihrer Tochter dicht vor der Thür. Lotte war, wie wir wissen, in einer Pension. Aber ihr mißfiel der Aufenthalt darin und sie suchte so viel als möglich daraus entfernt zu sein. So hatte man im Januar die Erlaubniß erwirkt, daß sie mit der Mutter nach Stuttgart reisen durfte. Man konnte sich nicht ganz den gütigen Anordnungen der Herzogin entziehen und Frau von Wolzogen, vielleicht um den Austritt Charlottens aus der Pension zu be-

wirken, was Schiller ihr auf die Seele band, reiſte mit ihrer Tochter ab, um durch eine perſönliche Unterredung mit der Herzogin dieſe Angelegenheit zu ordnen. Jetzt brach Schiller's Leidenſchaft durch alle Dämme. Er ſendet der Freundin einen Brief nach, er wünſcht der Mutter die Feſtigkeit eines Felſens und die Verſchlagenheit der Schlange im Paradies. Wenn ſie die ganze Penſion abſagt, ſo will er vor Freude alle Jahr eine Tragödie mehr ſchreiben und auf den Titel ſetzen: Trauerſpiel für Lotte. „Im Ernſt, liebe Freundin, ſehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen und die Lotte aus der Penſion erlöſen.“ Er ſchickt Lotten Blumen mit und hofft, beide um ſieben Uhr bei der Paſtorin in Maßfeld zu treffen. Aber er hoffte umſonſt. Ein Brief kam ſtatt der geliebten Perſonen, worin über Lottens Schickſal nichts Beſtimmtes mitgetheilt wurde. Ein neuer, glühenderer Brief fliegt nach Meiningen. „Ach meine Beſte, ſchreibt er unterm 30. Mai, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung bedürftiger, als eben jetzt, und weit und breit iſt Niemand, der meiner zerſtörten und wilden Phantaſie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelbſt in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören ſollten und ich verantworten kann.“

Es iſt wahrhaft entzückend, in dieſem Briefe die Sprache der glühendſten Leidenſchaft zu vernehmen, der Liebe, die Alles hinwirft, Ruhm, Größe, Glanz, um an der Quelle des nächſten, einfachſten Menſchenglücks zu trinken. Die Pedanten haben's ihm faſt verdacht, fürchten wohl gar, wenn er Lotte geheirathet, wär's wirklich mit ſeinen Lorbeern gegangen, wie er in derbem Humor ſie ausbietet zu einem Boeuf à la mode? „Wie klein, ruft er aus, iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu ſeyn. — Daß ich bei Ihnen bleibe, wo möglich begraben werde, verſteht ſich. Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuerſten Hinderniſſen und ich weiß es, ich überwinde ſie.“

Während dieſer aufreibenden Seelenkämpfe konnte weder die Ueberarbeitung von Luiſe Millerin, noch die Ausführung von Don Carlos

weiter rücken. Aber die Hinderniſſe, die er zu überwinden hatte, lagen nicht blos in ihm ſelbſt. Ich habe ſchon erwähnt, wie ſehr die Sorge ihn quälte, welche von Rechtswegen in einem Dichterleben nicht genannt werden müßte. Es fehlte ihm an Mitteln, ſich das Nothwendige, und, was am meiſten drückt, die Bedürfniſſe der holden Angewöhnung zu verſchaffen. So muß er Frau von Wolzogen, als ſie von Stuttgart kommt, bitten, ihm ein Pfund Maroccoſchnupftabak mitzubringen, der ihm ſchon ſeit ſechs Wochen nicht „zu Naſe gekommen ſei.“ In ſolchen Nöthen, die er durch Anleihen ſelbſt bei Leuten ſeiner Umgebung zu heben ſuchte, nahm er ſeine Zuflucht auch wohl zu Chriſtophinen. Ihr gelang es, vom Vater ab und zu kleine Summen zu erbitten, denn ſo ſehr der brave Mann wünſchte, daß der Sohn die bittere Frucht ſeines unzeitigen Weggehens als eine Warnung für künftige Fälle koſten möchte, ſo handelte er doch nach den Worten, die er am 8. Dezember 1782 an Schwan in Mannheim ſchrieb: Ich fürchte jedoch nicht, daß er Mangel an Nothwendigem leiden ſollte; denn in ſolchem Falle würde ich ihn nicht laſſen können.

Und er ließ ihn nicht, nur mußte Chriſtophine den Bruder jedesmal ermahnen, daß er ſparſamer werden möchte. Sie ſtellte ihm dann auch vor, daß er ſorgfältiger auf ſeine Sachen ſehen möchte, der Vater könne ihn nicht mehr unterſtützen, weil er ſelbſt zu viel Ausgaben habe, und entwickelte mit vieler Eindringlichkeit die Grundſätze der Ordnung und der Sparſamkeit. Er machte der guten Schweſter auch ſonſt viel Noth. Sie mußte die erſten jähen Wechſel ſeiner Stimmung, die ihn einmal zur Verkennung ſeiner Wohlthäterin und öfter zu dem Entſchluß veranlaßten, Bauerbach zu verlaſſen, im treuen Herzen durchkämpfen. Seine leidenſchaftlichen Ausbrüche beantwortete die Schweſter dann mit jener Beſtimmtheit und Freimüthigkeit, die ihr eigen war. Dieſe Briefe trug Schiller mit ſich herum und las ſie öfter durch. Aber gerade ſeine Sorgloſigkeit, ſeine Unordnung, welche in den Briefen getadelt ward, hatte die trefflichſten Folgen. Sie verſchaffte der braven Chriſtophine einen höchſt ordentlichen und ſparſamen Mann.

„Eines Tages, erzählt ſie ſelbſt in einer Aufzeichnung vom Oktober 1845, wollte Schiller Reinwald beſuchen, traf ihn aber nicht zu Hauſe und wartete lange auf ſeinem Zimmer. Er zog ſeine Brieftaſche hervor und las die darin befindlichen Briefe. Darunter war einer von mir. Es wurde Abend, Reinwald kam nicht; Schiller ging fort und

ließ die Briefe liegen. Als Reinwald nach Hauſe kam, ſagte man ihm, der Herr aus Bauerbach ſei da geweſen und habe lange auf ihn gewartet. Reinwald ſah die liegen gebliebenen Briefe und las ſie.“ Er las den Brief von Chriſtophinen, las nochmals, ſchrieb ihn ab, und — faßte eine ſolche Verehrung für die Schreiberin, daß er ſich hinſetzte und in einem ausführlichen Briefe, mit vielem Lobe über ihr reifes Denken und ihr herzliches Wohlwollen, ſie, ſo gut er konnte, über den Bruder beruhigte. Reinwald meinte, die Einſamkeit von Bauerbach habe das Gemüth ſeines jungen Freundes verdüſtert. „Die Gegend, ſchreibt er, wo er ſich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad ſich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter-Inſel, und ein zweiter Winter, da zugebracht, wird Herrn D. S. völlig hypochondriſch machen. Noch ſcheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er ſcheint ganz an ſeine Wohlthäterin gefeſſelt, die ihn von der Seite ſeines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingſten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Geſundheitsreiſe thun werde, ich wollte ihn den daſigen, zum Theil wichtigen Gelehrten präſentiren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Geſellſchaft der Menſchen gewöhnen, die er beinah ſcheut und ſich allerhand Unangenehmes von ihnen vorſtellt. Aber ſo geneigt er im Anfang zu meinem Vorſchlage war, ſo ſehr ſcheint jetzt ſein Geſchmack davon entfernt.“ — — —

Ein ſeltſamer Kontraſt zwiſchen dieſem braven Reinwald, der ſich in das reife Denken eines Mädchens verliebt, und der wogenden Jünglingsſeele, die alle Hinderniſſe der Welt überfliegt, um ihre Ruhmeskränze einer ſechszehnjährigen Blondine zu Füßen zu legen. Sie war es, die ihn mit den lockenden Bildern häuslichen Glückes umſchwebte. Sie hielt ihn von Weimar, von Wien und Berlin, von Mannheim und — von ſeiner nächſten Pflicht gegen die Seinigen zurück, die ihm in Chriſtophinens ernſter Geſtalt winkte.

Als nun Lotte nicht zurückkam, als er ſie allein in ihrer Mutter wieder erhielt, da übertrug er auf dieſe noch die Empfindungen, die ihn zu der Entfernten zogen, und wenn ſie noch einer Steigerung fähig war, ſo erreichte jetzt ſeine Hingebung eine bis zu religiöſer Stimmung ge-

hobene Glut. Er wußte dieſe nicht anders zu retten, als im Verhältniß von Mutter und Sohn. Da, unter dem Namen Mutter, den er fortan ſo gern braucht, ſicherten ſich alle ſeine Gefühle für Lotte, fand ſeine Zärtlichkeit für die edle Frau eine heilige Stätte. Ihr that er alle die Geſtändniſſe, die zu verbergen die Mutter weiſe genug war. Ein einziges an die Tochter hätte vielleicht die Wolke gelöſt, die ſich ſchwerer und ſchwerer über Schiller's Seele legte. Aber konnte er dieſes Geſtändniß thun? Eines Freundes Loos hatte er bereits getrübt. Konnte er der jungen Geliebten ruhigen Sinn an ſein raſtlos umgetriebenes Schickſal feſſeln? Erobern mußte er erſt dieſes Glück, in die Welt mußte er einen Schritt thun. Aber er haßte dieſen Schritt. Er rechnete und wußte nur, wieviel daran fehle, daß er in Bauerbach leben könne, „daß man ihn in Bauerbach begrabe". Aber woher dies nehmen? Wie es erlangen?

In dieſem ewigen Kreislauf erhitzten, verzehrten ſich ſeine Gedanken. Dieſe Qualen und Gluten trug er durch Feld und Geklipp, durch die einſamen Pfade der Wälder. Es zog jene myſtiſche Dämmerung in ſeine Seele ein, die bei dem ſchwäbiſchen und weſtphäliſchen Volkscharakter ſich bis zu Ahnungen und Viſionen verdichtet.

In ſolchen Tagen war es wohl, wo ihn in tiefer Waldesnacht jene unheimliche Empfindung von der Nähe eines Todten befiel, wovon er ſpäterhin Charlotten von Kalb und auch ſeiner Schwägerin erzählt hat. Es war in jener Gegend ein Mord geſchehen, der wohl oft Gegenſtand der Erinnerung im Munde der Leute war. Nach der Erzählung Charlottens ſcheint es, als ob Schiller bereits von der Begebenheit und den betheiligten Perſonen gehört hatte. Der Mörder und der Ermordete hatten beide in den Dienſten des von Oſtheim'ſchen Hauſes geſtanden und Charlotte von Kalb hatte beide gekannt. Ihre Faſſung des Vorfalls, wie ſie die natürlichſte iſt, mag wohl die richtigere ſein. Sie erzählt: Einſt ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man ſagt, der Mord geſchehen war. Einige Buchen durchkreuzten den Pfad. „Ich ging ganz allein, ſagte er, heftig bewegten ſich die Aeſte, wie Klage und Aechzen war das Rauſchen umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieſer hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: hier liegt Martin begraben." *)

*) Charlotte. 32. G. Brückner a. a. O.

Der Dichter war auf dem gefährlichen Wege, der seinen Geistesverwandten Hölderlin in den Abgrund führte. Er blickte immer anhaltender, immer versinkender in das nächtige Antlitz der Natur, er wehrte müde, wie sein Don Carlos, die zürnenden Geister seines Ruhmes ab und sank in jene wonnige und verzweifelte Träumerei, die sich am liebsten in Thränen löst. Ein Briefwechsel mit Lotte war nicht möglich; denn seine Briefe wurden von der Vorsteherin der Pension gelesen, und solche Briefe, die gelesen werden konnten, mochte er ihr nicht schreiben. Der 18. Juni, der Geburtstag der Frau von Wolzogen, brachte wohl ein Wiedersehen Charlottens, aber keine Erklärung.

Frau von Wolzogen, in ihrem sorglichen Herzen nach Frauenart nur auf die nächste, die gegenwärtige Linderung bedacht, auch sie durch den Umgang des liebenswürdigen Jünglings verwöhnt, sah nur, daß er bei ihr in der Gartenhütte oder im Stübchen heiter war und gab einer Gewohnheit nach, die ihnen beiden so wohl that. Als aber sein Zustand krankhafter ward, seine Thätigkeit erschlaffte, seine Scheu vor allen ernsten Beziehungen des praktischen Lebens, ja vor allen Menschen immer wuchs, da ergriff sie das Gefühl, daß am Ende der Aufenthalt in Bauerbach ein Raub an seinem besseren Selbst sei, der ihm und ihr zum quälenden Vorwurf werden müsse. Die Befürchtungen, welche seine Verborgenheit nöthig gemacht hatten, waren zugleich erloschen. Der Herzog von Würtemberg, vielleicht durch die Verwendung der Gräfin von Hohenheim, mehr noch durch seinen eigenen großen Sinn zu einem Verfahren geleitet, wie es Friedrich der Große und andere Fürsten gegen freie Rede und geistigen Fortschritt übten, that nichts, was auf eine Verfolgung seines ehemaligen Zöglings deutete.

Ob Schiller seiner Gönnerin selbst in solchen Gedanken entgegenkam, ob ein neuer Antrag von Mannheim ihn aus seiner Vergessenheit riß, ob die Aussicht, durch die Aufführung seiner Dramen der Abtragung seiner Schulden, einem offenen Geständniß und einer Verbindung mit Lotten näher zu kommen, seinen Entschluß reifte, genug, auf einem einsamen Waldspaziergang mit seiner Gönnerin, unter Gesprächen über Schiller's Zukunft, trat ihnen wie von ungefähr der Gedanke entgegen, Schiller solle auf eine Zeitlang verreisen. Beide konnten die Vorstellung einer dauernden Trennung nicht fassen, und wenn Frau von Wolzogen wohl vorahnend die Vermuthung aussprach, daß es ein Abschied auf lange

Zeit sein werde, so wies Schiller sie mit den zärtlichsten, den heiligsten Betheuerungen zurück. Er beschloß, nach Mannheim zu gehen. Die Theaterverhältnisse konnten ihn im schlimmsten Falle für den Winter fesseln, aber wiederkommen wollte und mußte er. Frau von Wolzogen nahm ihm sein Ehrenwort ab, sich wenigstens nicht zuerst in Mannheim anzubieten. Er konnte sich und der Freundin sagen, daß auch sie ihn nicht entbehren könne.

Der Tag der Abreise kam. Schiller packte nur das Nothwendigste. In fünf bis sechs Wochen hoffte er zurückzukehren. Die von Reinwald entliehenen Bücher ließ er auf seinem Zimmer stehen, sowie auch Manuskripte von ihm in Reinwald's Händen blieben. Frau von Wolzogen versah ihn mit Fuhrwerk für die ersten Tage und mit einer Kasse, worin auch die Rückreise bedacht war. *)

Doch mochte sie wohl ahnen, daß Schiller nicht in Bauerbach würde begraben werden, und daß für sie die schöne Blüthe des innigen und geistvollen Verkehrs, die ihr einsames, früh verkümmertes Leben schmückte, für immer verblich, als der Jüngling sich schmerzlich von ihrem Herzen riß, um aus der stillen, sichernden Bucht wieder aufs unwirthliche Meer des Lebens hinauszusteuern.

*) Dies ergiebt sich aus der Rechenschaft, die er in Mannheim der Freundin von seinen Finanzen ablegt. Karol. v. Wolzogen, S. 68. Aus einem Briefe Schiller's an Wilhelm von Wolzogen geht hervor, daß Frau von Wolzogen ihm im Lauf der Jahre mehrere hundert Gulden vorgestreckt hatte. Zu der Auffassung Hoffmeister's, als ob Frau von Wolzogen Schiller's Entfernung betrieben habe, als ob er sich taktlos aufgedrängt hätte, berechtigt nichts.

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter.

Weltſcheu, ein wenig verzärtelt gegen rauhere Lebensluͤfte, verwöhnt durch langentbehrte, ſanftere Pflege, reiſte Schiller von Bauerbach ab. Mit andächtiger Trauer hingen alle ſeine Gedanken an dem lieben Fleck Erde, den er eben verlaſſen. Noch unterwegs, am folgenden Tage trifft er einen Mann, der in die Gegend von Bauerbach ging. Dem muß er einen Brief mitgeben. „Liebſte, zärtlichſte Freundin, heißt es darin, der Verdacht, daß ich Sie verlaſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslaͤſterung.“ Und als er in Frankfurt ankommt, vertröſtet er ſie auf ausführlichere Nachrichten aus Mannheim. „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche. O meine beſte, liebſte Freundin, unter dem ſchrecklichen Gewühl von Menſchen fällt mir unſre Hütte im Garten ein“ —

Man hat dieſe und ähnliche Stellen mit blöden Augen angeſehen. Man wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem man Frau von Wolzogen eine etwas ſentimentale Frau nannte, oder indem man meinte, daß Schiller's Zärtlichkeit ihr aufgedrungen war und daß größtentheils Charlotten galt, was er der Mutter ſagte.

Aber dergleichen Erſcheinungen ſtanden damals nicht vereinzelt. Wir müſſen uns bemühen, jene Herzensverhältniſſe aus tieferen Quellen herzuleiten.

Die Menſchheit giebt ſich Götter, und um ihnen heilige Dauer zu leihen, befeſtigt ſie das ewig Werdende mit Formen. Aber auch die ſchönſte Form iſt ſterblich. Sie fühlt ihre Endlichkeit, ſie mißbraucht die Herrſchaft, die ihr die Begeiſterung lieh, ſie wird Tyrannin und

freut sich einer entwürdigten, ins Dunkel gestoßenen Menschheit. Jahrhunderte lang herrscht die Form, nachdem ihr Inhalt längst zu der Heimath zurückgekehrt ist, der er entstammte. Hier, in dem menschlichen Herzen, erweckt er das Gefühl der Freiheit, ein noch dunkles, einsichtsloses Gefühl. Es würde in der Masse verschwimmen, wenn es nicht zum Licht würde im Kopfe eines Heraklit, eines Anaxagoras. Der Gedanke des ewigen Wechsels erschüttert die alten Formen in ihren Grundtiefen. Die Götter fallen, ein neues Universum geht in dem Bewußtsein der Menschen auf. Muthig durch die Wahrheit, freudig über das neue Licht der Erkenntniß sieht sich die kleine Schaar der Erleuchteten aus dem Kerker der Form gerettet; und wie von einem großen Ereigniß, das Alle betrifft, gerührt und erschüttert, sinkt der befreite Gefangene, aufgelöst in Thränen der Wonne, an die Brust des Bruders. Solche Zeiten erzeugen begeisterte Hetärien, verschönert durch das Licht der Wahrheit gefallen die Satyrzüge eines Sokrates dem Auge der Aspasia. Aber niemals waren diese Bündnisse so allgemein, so innig empfunden, als in der vielgeschmähten Epoche der Empfindsamkeit. Sei es, daß diese Bündnisse ein erneutes Christenthum, sei es, daß sie ein durch die Naturwissenschaft und die Philosophie erneutes Weltbewußtsein zum Inhalt hatten, immer gaben sie den Menschen des vorigen Jahrhunderts jenes verklärte Ansehen, jene wunderbare geistige Aehnlichkeit, daß man oft die Verzückten, mit dem Dichter zu reden, „nur noch an ihren Kleidern und nicht mehr an ihren Zügen erkennen mochte.“ So ward dem jungen Schiller die Gravitationslehre nicht blos ein Sinnbild, sondern die Bürgschaft für einen unzerreißbaren Geisterbund. So sagte er schon in seiner Rede über die Folgen der Tugend: „Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt, Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines alliebenden Vaters macht.“ Eine Maçonnerie der Liebe ging auf den leisen Schwingen von Silhouetten und Stammbuchblättern durch die Welt. Der Mensch ward dem Menschen wieder lieb und wichtig, und nicht die bloße Charakterform, nicht der Zug der Geschlechter, sondern die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen knüpfte die edelsten Bande.

Schiller ist oft wegen seiner typischen Charaktere getadelt. Hier liegt die Naturwahrheit eines Posa, einer Johanna. So stellte sich in der

Verklärung einer neu erwachten Liebe zur Menschheit, eines neuen Opfermuths die Persönlichkeit dar, und wie Shakspere's Brutus, der der Idee lebt, typischer ist, als Cassius, so mußte auch Schiller, wenn er den Abdruck seines Jahrhunderts ganz wieder geben wollte, nicht durch Temperament und Leidenschaft starr gewordene, sondern durch Begeisterung und Menschenliebe gleichsam aufgelöste, luftigere Charakterformen schaffen, die über dem erstaunten Auge der Menschensöhne wie Götter in Wolken dahin fahren. Hier fließt Zeit und Dichter in Eins, und Schiller erscheint nur subjektiver als Shakspere, weil der große Bewegungsgehalt der Zeit, den Schiller durchaus objektiv darstellt, sich auch in der Zeit zuerst als subjektiver Sturm und Drang ankündigte, bis dieser luftige Dunstkern allmählich in der französischen Revolution einen geschichtlichen, und folgerichtig in dem größten Dichter der geschichtlichen Zeitidee, soweit es damals einem deutschen Dichter möglich war, einen objektiv künstlerischen Körper annahm.

Ich will hier weder die Verirrungen dieser Epoche, noch ihre glänzenden Erscheinungen verfolgen, wie sie in den Freundschaften der Klopstock, Goethe, Jacobi und tausend Anderer, Männer und Frauen verband, wie sie im Illuminaten- und Freimaurerorden Humanitätszwecke oft sehr unklarer Natur durchzusetzen suchte, nur daran will ich erinnern, daß sie es war, die das erste deutsche Publikum schuf. Von Riga bis Zürich spannte sich diese Aeolsharfe, die jedem geistigen Luftzug erklang; der Dichter konnte in seinen Freunden die Welt sehen und konnte an ein Nationalgefühl glauben, noch ehe die Deutschen eine Nation waren, weil die Besten des Volks so stark, so einig empfanden.

Jemehr die Frauenwelt sich diesen Bündnissen des Guten, Wahren und Schönen anschloß, um so reizvoller und leidenschaftlicher mußten sie werden. Durch Stand, durch Alter und Ehebande oft getrennt, verschmolzen die Seelen um so glühender in geistiger Freundschaft. Die Frauen brachten den neuen Schöpfungen der Männer eine Empfänglichkeit ohne Schranke entgegen und leiteten zum Maß, indem sie das Uebermaß nicht verhöhnten. Hingerissen von dem neuen Zauber, zerbrach die Freundschaft kühnlich Amor's Bogen, um nur dem Gott des Gesanges zu gehören. Aber während dieser die goldenen Saiten rührte, raubte der Gott der Liebe den ferntreffenden Bogen Apoll's und schoß seine Pfeile von ihm in die lauschenden Herzen. Nun gab es Lust und wilde

Klage, Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation, Wahlverwandtschaften und herzzerreißende Trennungen. Viele blieben in dieser Pein der Gefühle schweben und machten sie zum Inhalt der Kunst und des Lebens. Auch die Gemeinheit zog, wie immer aus dem Kampfe der Edlen die Entschuldigung für ihre ruchlosen Systeme, und brachte es dahin, daß man jetzt genöthigt ist, zu den herrlichsten Herzensbündnissen solcher Art die großen Ahnen und Verwandten zu nennen, um ihren Adel zu erweisen.

Dies wollte ich hiermit gethan haben.

Matt und erschöpft kam Schiller am 27. Juli in Mannheim an. Meyer sorgte für eine Wohnung und für die tägliche Kost. Aber der Ankömmling zeigte keineswegs Lust, sich mit unzerreißbaren Banden an Mannheim zu fesseln. Das Theater empfing ihn mit schläfrigen Sommeraugen. Dalberg und Iffland waren verreist. Das Repertoir, ganz dem Geschmack der anwesenden Kurfürstin und des Herzogs von Zweibrücken angepaßt, bot nur Alltagskost. „Gestehen muß ich Ihnen, schrieb Schiller schon am 28. nach Bauerbach, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen glücklichen Leben entsetzlich verliert. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O es soll mich anspornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu sein; und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen und am Ende stolz auf dies reine Bündniß sein." Das Leben drängt seine Ansprüche, seine gegenwärtigen Gestalten nur zu gern zwischen zwei eng verbundene Herzen und so sehen wir unsern Dichter bald von seinen Freunden umringt, bei einem Ausfluge nach Oggersheim aufs innigste gerührt über den Jubel, mit dem ihn selbst seine

alten Wirthsleute empfangen, wir sehen ihn im Schwan'schen Hause, wo er mit Beifall seine Luise Millerin vorliest und allmählich in die „großen Zerstreuungen“ hineingeführt, in denen er seine Freundin nicht vergessen wollte. Eine ganz unerwartete Freude war seine Ankunft für Streicher. Diesem war von der neuen Anknüpfung mit Dalberg nichts gesagt worden, weil man sein Mißtrauen in die Versprechungen des Freiherrn kannte. Vielleicht hatte Schiller auch von dem Enthusiasmus des Freundes für die Geheimhaltung seines Bauerbacher Asyls gefürchtet und Streicher wollte kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Dichter sei, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehn ihm entgegentrat.

So gingen, während eine unerträgliche Hitze den Dichter an aller Arbeit verhinderte, vierzehn Tage hin. Gewaffnet mit Schwan's praktischen Vorschlägen und seinem Vorsatz, so mißtrauisch als möglich in die Verhandlungen einzugehen, erwartete er sehnsüchtig Dalberg's Ankunft. Diese erfolgte etwa am 10. August. Wie ganz anders empfing ihn jetzt der Freiherr! Er kam ihm auf die verbindlichste Art entgegen, versprach, Fiesko anzunehmen, regte den Dichter zu einer nochmaligen Umarbeitung an, sagte ihm eine Aufführung der Räuber und anderer großer Stücke zu, um ihn in Feuer zu setzen, war selbst ganz Feuer, und diesmal nicht, wie Schiller argwöhnte, blos Pulverfeuer, sondern arrangirte sogleich zum 13. eine Lesung der Luise Millerin in großer Gesellschaft. Auch Schwan hielt den Dichter in Athem, zeigte ihm Briefe von Wieland, die bewiesen, wie groß diese Berühmtheit von Schiller urtheile. Noch erschütterten freilich alle diese Stimmen nicht seinen Vorsatz, sobald als möglich nach Bauerbach zurückzukehren.

„Mein Aufenthalt in B., schreibt er, soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben und weder Ihnen, noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben.“ —

Auch die Freundin litt unter der Trennung und brachte, wie sie an

Schiller ſchrieb, ihre Tage ſehr düſter zu. Er ſpricht ihr Troſt ein, verweiſt ſie, die Chriſtin, auf Gottes Vorſehung und haftet ihr „für ewige Freundſchaft“. Noch lebt er mit allen Gedanken in Bauerbach, alle geliebten Plätze läßt er grüßen und alle Menſchen, die Pfarrers, Reinwald, ſelbſt die Botenfrau, die Judith, vergißt er nicht.

Da Schiller ſeiner Freundin das Wort gegeben, ſich nicht ſelbſt anzubieten, kam Dalberg ihm endlich mit einem Antrage entgegen. Noch kämpfte der Dichter ernſtlich mit ſich ſelbſt, ob er ihn annehmen ſollte, als ein Brief von Bauerbach die Meldung brachte, daß Herr von Lilienſtern zwei Monate dort zubringen wolle. Das entſchied, und ſo verdankte das Mannheimer Theater der leidenſchaftlichſten Eiferſucht ſeinen tragiſchen Dichter. Dalberg, der ihn jetzt öfter zur Tafel lud, brachte bei ſolcher Gelegenheit die Sache in Ordnung und Schiller wurde auf ein Jahr engagirt. Er ſollte in dieſer Friſt vom letzten Auguſt 1783 bis erſten September 1784 dem Theater drei Stücke geben, Fiesko, Luiſe Millerin und ein drittes, das noch zu ſchreiben war. Dafür bekam er ein Gehalt von 300 Gulden, wovon ihm alsbald 200 ausgezahlt werden ſollten. Außerdem wurde ihm von jedem Stücke die Einnahme einer von ihm zu beſtimmenden Aufführung mit unbenommenem Eigenthumsrecht an dem Werke zugeſagt. Auch erhielt er die Erlaubniß, während der heißeſten Sommerzeit außerhalb leben zu dürfen.

So hatte das Mannheimer Theater, das vor zehn Jahren Leſſing vergebens zu gewinnen geſucht, einen Dichter und Schiller eine Anſtellung, die auf ſeine innerſte Neigung gegründet war. Dalberg ließ, wie zur Begrüßung des neuen Dramatikers, die Räuber aufführen und das Haus wimmelte von Zuſchauern. Aber ſchon am Tage nach dieſer Vorſtellung trat dem unglücklichen Schiller eine neue Geſtalt von Hemmniſſen entgegen, welche von nun an ſo oft ſein Leben zu einem bewundernswürdigen Kampfe des Geiſtes mit dem Körper macht.

Der Sommer des Jahres 1783 war ungewöhnlich heiß, und es brach in der durch die Ausdünſtungen der Feſtungsgraben und Sümpfe ſchon an ſich ungeſunden Stadt eine Seuche aus, welche einen ſo gefährlichen Charakter annahm, daß beinahe die Hälfte der Einwohner erkrankte und viele ſtarben. Auch Schiller ward vom Fieber befallen,

und kam bald in einen Zuſtand, der ihm jetzt doppelt läſtig war. „Ich wünſche nichts dringender, ſchreibt er an Dalberg nach den erſten acht Tagen ſeiner Krankheit, als auf das baldigſte in den Stand geſetzt zu ſeyn, dem Theater meinen Eifer und meine Dienſte in dem Maaße zu zeigen, in welchem ich mich zu ſeinem Liebhaber bekenne“*). Während er ſelbſt mit dem Fieber rang, traf ihn die erſchütternde Nachricht von dem Tode ſeines Freundes Meyer, der, ebenfalls erkrankt, am 2. Sept. in einem Alter von 34 Jahren dahinſtarb. An ihm verlor nicht blos das Theater einen in Ekhof's Schule gebildeten Schauſpieler und umſichtigen Arbeiter, auch Schiller entbehrte fortan die mäßigende, beſonnene Stimme, welche ihm in ſeinem neuen Verhältniß oft ſehr nützlich hätte werden können. Zur Beſtätigung der ärztlichen Kenntniſſe Schiller's erzählt Streicher, daß der Freund die üblen Folgen der Mittel vorausgeſagt habe, welche der Theaterarzt Hofrath Mai angeordnet hatte.

Schiller ſelbſt war in guten Händen und wurde wie ein Kind des Hauſes gepflegt, aber ſein Kopf war bald ſo angegriffen, daß er einem andern Arzt übergeben werden mußte. Die Wittwe ſeines Freundes Meyer bereitete ihm ſein Krankenmahl und Beſuche erheiterten ſeine troſtloſe Lage. Er aß Fieberrinde wie Brod, um ſeinen Kopf frei zu bekommen, und verſetzte dadurch ſeiner Geſundheit einen Stoß für die Zeit ſeines Lebens. Aber erſt am 11. September war er ſo weit hergeſtellt, daß er ſeiner Freundin in Bauerbach die Neuigkeiten mittheilen konnte, welche dem Leſer bereits bekannt ſind. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beſte, ſo ſchreibt er, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbeſſerung meiner Umſtände mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben.“ Er übergiebt ſie bis zum Wiederſehen dem Arm des allmächtigen Gottes; „flehen Sie ihn, ruft er ihr zu, um Schutz für mein Herz und meine Jugend.“ Ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung nennt er dieſe Freundſchaft. „Sie waren die erſte Perſon, an welcher mein Herz mit reiner unverfälſchter Zuneigung hing, und eine ſolche Freundſchaft iſt über allen Wechſel der Umſtände erhaben.“

*) Der undatirte Brief folgt in der Sammlung fälſchlich auf den Brief vom 29. September. Er iſt Ende Auguſt oder Anfang September zu ſetzen.

Dachte er bei diesen Worten vielleicht an eine andere Freundin, an welche ihn Christophine in einem Schreiben vom 9. September erinnert hatte, an Frau Vischer? „Es ist nicht recht, schrieb die Schwester, daß Du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich mit uns, wie ehemals und fragt allemal mit so viel Theinahme nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib, sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft bewiesen." Und der gute Bruder nimmt sich das zu Herzen, und in einem Zustande, in dem auch die Besten zunächst an sich zu denken pflegen, sendet er der Frau, die sonst ihre Fehler haben mochte, ein Meßgeschenk mit seiner Silhouette. War er doch jetzt ein reicher Mann, hatte er doch 200 Gulden im Vermögen! Er dachte nun vor allem daran, die Fluth von Geschäften, die vor ihm lag, zu bewältigen, und nahm sich vor, dieses nächste Jahr solle über sein ganzes Schicksal entscheiden. Er bat in einem Schreiben vom 29. September Dalberg um Rath, ob er zuerst den Fiesko oder die Luise Millerin umarbeiten solle. Er schloß sich den Ausstellungen, welche das Theater namentlich an den Frauencharakteren, an der blühenden Sprache des ersteren gemacht hatte, in seinem Briefe an Dalberg zu bereitwillig an; denn als er nun wirklich an den Fiesko ging, kam der Widerwille seines bessern Künstlergewissens mit aller Macht über ihn; er sah nach Streicher's Bemerkung ein, daß bei den Abänderungen, welche das Theater verlangte, dem Verstande und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müsse. Besonders hatte Dalberg vieles gegen den Schluß eingewendet, weil er weder dem ersten Schauspieler noch dem Publikum Genüge leisten könne und eine Empfindung zurücklassen müsse, welche den Antheil, den man an dem Vorhergehenden genommen, bedeutend schwächen müsse. Wir werden später sehen, wie der Dichter sich weit nachgiebiger, als bei den Räubern, zu einer unbegreiflichen Verfälschung seines Ideals herabließ, einer Verfälschung, die nur einigermaßen mit seiner traurigen Lage und der Fessel der festen Anstellung zu entschuldigen ist. Bereits am 12. Oktober erließ er eine Ankündigung, daß die Bühnen den für das Theater bearbeiteten Fiesko nur von ihm selbst beziehen möchten.

Am 15. Oktober erschien Schiller zum ersten Mal in der Sitzung des Theaterausschusses. Er hatte sich lebhaft darauf gefreut. Hier wurde, wie früher erwähnt, unter Dalberg's Vorsitz eine mündliche Debatte über

bedeutende Vorstellungen, über die Leistungen der Dichter und Darsteller gehalten, und theoretische Fragen über verschiedene Punkte der Darstellungskunst, z. B. was Natur, was der wahre Anstand auf der Bühne sei, wurden zur schriftlichen Beantwortung mit nach Hause gegeben, die beste Lösung mit Preisen gekrönt. Hierdurch bildete sich ein festes, künstlerisches Bewußtsein. Dalberg begründete sein Lob und seinen Tadel, ging auf freimüthige Widerlegungen freundlich ein, schärfte durch diese Debatten die Urtheilskraft und hielt durch die Autorität dieser Kritik — deren Ergebniß er den betreffenden, nicht zum Ausschuß gehörigen Mitgliedern schriftlich mittheilte, — dem oft so irreleitenden Beifall des Publikums die Waage. *)

Hier empfing somit der Dichter die lebendige Anschauung eines in seinen Einrichtungen mustergültigen Kunstinstituts. Wie sehr ist es zu beklagen, daß bei dem ersten Eintritt in seinen neuen Beruf der frische Anlauf seiner Kräfte gebrochen war! Schon eine Kritik über A. v. Klein's „Sickingen", die ihm Dalberg aufgetragen, hatte er nicht aus seinem kranken Kopf herauszimmern können. Und doch hatte er hier die Aufgabe, sein poetisches Prinzip mit voller Energie auf den Kampfplatz zu führen; denn man irrt sehr, wenn man meint, die Sympathie des Publikums sei ganz uneingeschränkt dem Dichter der Räuber zugefallen. Es finden sich Stimmen genug, welche das Gegentheil beweisen. So hatte der Theaterarzt Hofrath Mai in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung einen seltsamen Aufsatz (vom 1. Februar 1783 datirt) erscheinen lassen, in dem er unter dem Titel: „Ueber die Heilart der Schauspielerkrankheiten" solche Stücke, wie die Räuber, als Zerstörer der Gesundheit verklagte. So liest man in den Briefen aus Mannheim von Sophie la Roche, daß diese damals stimmführende Schriftstellerin der Empfindsamkeit weit mehr allen andern Produkten, als den „Riesenideen" der Schiller'schen Muse zugethan war, und aus den Anforderungen, die Dalberg an den Dichter machte, erkennt sich leicht, daß die Wege des letzteren nicht lange mit denen des Intendanten zusammengehen konnten. Ein gesunder Mann, klug, berechnend, schmiegsam hätte hier seinen Weg machen können. Schiller war von allem diesen so ziemlich das Gegen-

*) Ed. Devrient III, 18.

theil. Er vergaß, wenn ihn ein rein menſchliches Intereſſe erfaßte, ſogar die nöthigſte Selbſtſchonung. Eben jene Frau von la Roche, mit den Erſten der Literatur-Epoche durch die Bande der Freundſchaft verknüpft, die erſte Schriftſtellerin, die in Deutſchland die humaniſtiſchen Ideen in Romanform und in äußerſt tugendhaften Erziehungsſchriften einem großen Theil der weiblichen Welt zuführte, wünſchte den Verfaſſer der Räuber kennen zu lernen, zumal ſie auch mit Frau von Wolzogen in Verkehr ſtand. Ihr Gatte, noch vor drei Jahren vielvermögender Staatskanzler bei der Kurtrier'ſchen Regierung, hatte Briefe über das Mönchsweſen veröffentlicht. Er fiel in Ungnade und ſein gleichgeſinnter Freund, der Miniſter von Hohenfeld, nahm aus Liebe zu ihm ſeine Entlaſſung. Hohenfeld überließ ſogar ſein Haus in Speier der Familie la Roche, indem er ſich nur eine beſcheidene Wohnung in demſelben vorbehielt. In dieſes Haus trat nun in Geſellſchaft von Schwan, von deſſen Tochter Margarethe und ihrer Freundin, der Tochter des Hofraths Lamey, der noch halbkranke Dichter. Er fand ſchon jetzt und noch mehr bei wiederholtem Beſuch in der Wirthin die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die einſt mit ihren ſchmelzenden braunen Augen, ihrer hohen Geſtalt und der Grazie ihres feinen ſchmalen Kopfes Wieland bezauberte, und auch jetzt noch in dem Alter zwiſchen funfzig und ſechszig Jahren, wie Schiller ſchreibt, das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt hatte. Noch raſcher verſtand er ſich mit dem großgeſinnten Herrn von Hohenfeld, den er der Freundin in Bauerbach als einen Menſchen ſchildert, fähig, ihn mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zu verſöhnen, wenn er auch um ſich herum tauſend Schurken begegnen müſſe. Ein Hang nach Größe und die Bewunderung für eine edle That lebte damals in allen beſſeren Seelen.

Ebenſo warmen Antheil nahm Schiller an der Perſon eines, vielfachen Verfolgungen ausgeſetzten katholiſchen Geiſtlichen, Namens Trunk, der ihn oft in ſeiner Krankheit beſuchte *). Nennt er dieſen Mann ein Beiſpiel, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind, ſo ſtand ihm ein anderes Beiſpiel dieſer Art täglich in zwei Menſchen vor Augen, die ſeinem Herzen ſehr theuer geworden waren. Es war der Schauſpieler Heinrich Beck und ſeine Verlobte, Karoline Ziegler. Letztere, eine Freundin von Margarethe Schwan, die Tochter des Hofkammerraths

*) Vergl. Religionsklage von P. Trunk. 2 Theile. Mannheim 1784.

Ziegler in Mannheim, hatte mit Glück die Bühne betreten. Eine äußerst anmuthige Erscheinung, verklärt durch die schwärmerische Liebe zu ihrem Verlobten, geschmückt mit allen häuslichen Tugenden, hatte sie dem Dichter der Luise als Darstellerin seiner Heldin vorgeschwebt, und er widmete ihr zu dem künstlerischen Interesse seine wärmste menschliche Theilnahme, als er die eheliche Einsegnung der beiden Verlobten von der Geistlichkeit verweigert sah, weil Karoline Katholikin und Beck Protestant war.

So sah der Dichter überall die zeitbewegenden Ideen unter der Decke wühlen. So erhielt er in jener Zeit den Besuch eines Freimaurers, welcher ihm mittheilte, daß sein Name schon auf mehreren Maurerlisten stehe, und einen reichen Wechsel von Menschen sah er bei Dalberg, der ihn jetzt öfter zu Tafel zog, und bei Schwan, in dessen Hause Offiziere, Künstler und Gelehrte jedes Faches aufs freiste verkehrten. Schwan selbst hatte schon durch eine abenteuerliche Lebensgeschichte eine gewisse Bedeutung. Als Sohn eines Buchbinders in Prenzlau hatte er es in Rußland bis zum Offizier gebracht; während des siebenjährigen Kriegs wegen seiner Sympathien für Preußen beinahe nach Sibirien geschickt, ward er zur Ausweisung begnadigt, ging nach Holland, schriftstellerte, wurde in der Kommandite, welche der Frankfurter reiche Buchhändler Eslinger zu Mannheim besaß, Geschäftsführer, endlich dessen vermöglicher Tochtermann und gelangte zu Ansehen und Titeln. Nach dem Tode seiner Frau fiel die Leitung des Hauswesens ihrer neunzehnjährigen Tochter zu. Margarethe Schwan war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, im täglichen Verkehr mit schönen Geistern gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, ihre Vorzüge geltend zu machen und verwahrte ihr Herz zum Unglück ihres Lebens bei aller Wachsamkeit in einem zu unsicheren Busen. Auch Schiller, der ihr oft in Gegenwart des Vaters vorlas, was er eben vollendet hatte, schien Eindruck auf sie zu machen. Aber die entfaltete Blume vermochte aus seinem Herzen nicht das Bild der Knospe zu verdrängen. Lotte von Wolzogen sandte er viel tausend Gedanken und Grüße, und einmal ermuthigte er sich so weit, sie in seinem Namen von der Mutter küssen zu lassen. An sie

fing er Briefe an und zerriß sie wieder. Freilich hatte der Dichter in der Atmosphäre der Koulissen manche Versuchung zu überwinden, die er getreulich nach Bauerbach beichtete. Selbst die Dankbarkeit fesselte ihn an diese Kreise. So vergalt er der Wittwe seines Freundes Meyer, die mit einer hübschen Schwester in Mannheim blieb, ihre Theilnahme durch die herzlichste Freundschaft.

Ein so anregender Umgang war für seine Gesundheit nicht förderlich. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, Fieberrinde wie Brod, ein Logiswechsel obendrein, und doch schreibt er nach Bauerbach: „ich bin zufrieden."

Ein Lichtpunkt in seiner Krankheit sind sechs Flaschen Burgunder, die ihm ein Freund zu seinem Geburtstage geschickt hat. Aber bald kommen andere Freunde, die sie ihm zu seinem unaussprechlichen Vergnügen austrinken. „Stellen Sie sich vor, meine Beste, so heißt es in einer Nachschrift vom 14. November, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute die Zeit floß. Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet Nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde, habe ich ja doch ein unbeschreibliches Vergnügen gehabt." Und den Mann, der dies schrieb, hat man des Lorbeer-Egoismus angeklagt! Auch Abel, der kleine dicke Professor, der damals zum höchsten Ergötzen seines ehemaligen Schülers mit rundem Hut, Hirschfänger und Sporen, wie ein Jenenser Student, durch die Gassen Mannheims ritt, erzählt, daß er Schiller voll Zuversicht zu seinen Erfolgen, voll Muth und Hoffnung gefunden habe. Noch einen andern „Spaß" hat der Theaterdichter der Freundin zu berichten. Dalberg hat ihm aufgetragen, zum 18. November, dem Namenstage der Kurfürstin, eine poetische Rede fürs Theater zu machen. „Ich mache sie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit

ſatiriſch und ſcharf. Heute ſchick' ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt keine Lobrede auf die kurfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingeſtellt." Beiläufig ein ſchlechtes Debüt für den Theaterdichter.

Trotz dieſer Störungen war Schiller im November mit der Umarbeitung des Fiesko fertig geworden. Das Stück ſollte zum Karneval in Scene gehen. Dalberg drängte; noch war die Abſchrift anzufertigen. Ein Regimentsfourier wurde hierzu dem Kranken vorgeſchlagen, der eine ſchöne, deutliche Hand ſchrieb. „In den erſten Stunden, erzählt Streicher, fühlte ſich der Verfaſſer ſehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald ſitzend, bald auf- und niedergehend vorſagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entſetzte ſich Schiller, als er ſeinen ihm ſo werth gewordenen Helden Fiesko in Viesgo, die liebliche Leonora in Leohnore, Calcagna in Kalkahnia verwandelt fand." Schiller gerieth in einen komiſchen Zorn, und als ein zweiter Verſuch ebenſo ſchlecht ausfiel, verlor er die Geduld gänzlich. Er faßte den heroiſchen Entſchluß, das ganze Stück ſelbſt ins Reine zu ſchreiben, und mit Hülfe von vieler Chinarinde, Waſſerſuppen und einiger Energie brachte er die Arbeit in einigen Nächten und Tagen zu Stande, ſo daß er ſie Dalberg abliefern konnte.

Es iſt leichter, eine ſelbſtgewählte, außerordentliche Lebenslage mit ihren Plagen und Kümmerniſſen zu dulden, wenn wir mit allen unſern gegebenen Verhältniſſen gebrochen haben, als wenn wir mit letztern noch tauſendfach zuſammenhängen. Auf einmal die Erwartungen der Unſern zu zerſchmettern, um Raum zu gewinnen, ſie ſpäter vielleicht zu übertreffen, wie viel leichter, als fortwährend, gekreuzt von Anſprüchen und Fragen der Theilnahme, immer kleine Erwartungen zu erregen und wieder zu täuſchen. Mit dem unverdienten Fluche der Welt ſeinen eigenen Weg gehen, das giebt wenigſtens einen grimmig ſtählenden Schmerz, aber auf allen Seiten es recht machen ſollen, nie ſagen zu dürfen: „Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen!" dies ſchwere Loos, es war das Loos unſeres Schiller, und da liegt ein Märtyrerthum verborgen, welches manch weniger liebendes Herz zum Aufſchrei des Zorns hingeriſſen hätte.

Schiller's Eltern waren anfangs über die Anstellung des Sohnes sehr glücklich, und der Hauptmann dankte dem Freiherrn von Dalberg in einem eigenen Schreiben für die dem Sohne erwiesene „Gnade", fügte zum Ueberfluß noch die Bitte hinzu, dem unerfahrenen jungen Mann einen wahren Freund zuzuordnen, der in ökonomischen und sittlichen Dingen sein Mentor sei. Allmählich aber ward der Vater mit den unsicheren Aussichten, ja selbst mit der Krankheit des Sohnes unzufrieden. Die Mutter kränkelte fortwährend, ein krampfhaftes Leiden durchzog den ganzen Körper, der Gram um den Sohn hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. Der Vater, um durch eine Wiedervereinigung mit Friedrich die Kranke zu trösten, schlug vor, sein Sohn solle an den Herzog schreiben, ja er erbot sich selber hierzu, damit dem Flüchtling straflose Rückkehr zugesichert würde. Christophine wiederholte solche Bitten dringender und mit Anklagen, die Schiller's Herz zerrissen. Da man in Stuttgart nunmehr seinen Aufenthalt und seine Anstellung kannte, wurden die Schuldforderungen lauter. Es war gewiß ein kummervoller Neujahrstag, an dem sich Schiller hinsetzte und Christophinen in einem noch vorhandenen Briefe versicherte, daß keine Verschlimmerung seines Herzens an seiner Nachlässigkeit im Schreiben schuld sei. Er sei in entsetzlichen Zerstreuungen herumgeworfen und von Beschämung erfüllt, daß er seine Entwürfe über das Glück der Seinigen so wenig habe zur Ausführung bringen können. Den Vorschlag zur Rückkehr lehnt er fest und entschieden ab. Seine Ehre würde entsetzlich leiden, und so lange er nicht beweisen könne, daß er den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, werde die Welt in einer mittelbar oder unmittelbar erbettelten Wiederkehr ein Verlangen vermuthen, in Würtemberg unterzukommen. „Die offne, edle Kühnheit, schreibt er, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte." Seine Sache, fühlte er, sei eine öffentliche geworden, man habe sich für ihn auf Unkosten des Herzogs interessirt. Er könne nicht verhindern, daß der Vater an den Herzog schreibe, nur dieses versichert er die Schwester, daß er gegen eine etwaige Erlaubniß des Herzogs wenigstens einen Charakter in die Wagschale zu legen haben müsse; dagegen den durch eine abschlägliche Antwort ihm

zugefügten Affront durch offenbare Sottiſen zu rächen ſich nicht werde enthalten können.

Schiller ſchlug mit dieſem Briefe jeden Vermittelungsverſuch nieder. Der Vater ſtand von ſeinem Begehren gänzlich ab und hoffte übrigens, wie er ſchrieb, zu Gott, daß ihre Trennung nicht immer fortdauern ſolle und daß er es endlich doch erleben werde, ſeinen einzigen Sohn auch wieder um ſich zu haben.

Auf ſolche aufreibenden Seelenkämpfe war die herannahende Aufführung des Fiesko eine wahre Wohlthat. Schiller leitete die Proben ſelbſt, wobei ihm die Unbehülflichkeit der Statiſten, über die er ebenſo oft lachen als ſich ärgern mußte, das Geheimniß verrieth, weshalb die Bühnen ſich ſo hartnäckig gegen hiſtoriſche Dramen zu ſträuben pflegen.

II.

Fiesko.

Es war keine geringe Kühnheit, als Schiller es unternahm, dem Publikum von der Bühne herab einen ganz andern Fiesko zu bieten, als der seit beinahe einem Jahre gedruckt in allen Händen war. Der letztere war unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich Schiller, Mannheim in der Schwanischen Hofbuchhandlung 1783.“ erschienen. Er war dem Professor Abel in dankbarem Andenken gewidmet und trug das Motto: Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate. Sallust von Katilina.

In dieser ursprünglichen Gestalt ist das Stück in die gesammelten Werke übergegangen. Es ist, um die gangbare Klassifikation zu gebrauchen, dem Stoffe nach historisch-politisches Drama, der Behandlung nach wesentlich Charaktertragödie. Nach diesen beiden Gesichtspunkten hin wendet sich der Dichter auch in der kurzen Vorrede. Die Freiheiten, welche er sich mit dem historischen Stoff genommen, entschuldigt er mit der Aufgabe des Künstlers, ein nothwendiges, in sich selbst abgeschlossenes Weltbild zu geben. Das eigentliche Problem, welches ihm im Fiesko aufgegangen ist, spricht er klar genug aus, indem er sagt: „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. Hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Cabale.“ Natürlich meint der Dichter keine andere Kunst und Kabale, als die der Held selbst aus sich hervorspinnt und in deren Netzen er fällt. Er wollte den Menschen durch den staatsklugen Kopf verwickeln, er wollte einen politischen Spieler darstellen,

der verliert, weil er zu künſtlich, weil er aus unerſättlichem Selbſtgenuß mit Allem ſpielt.

Fragen wir: wie hat der Dichter dieſes Problem gelöſt?

Es iſt längſt anerkannt, daß es kein Ruhm ſei, einen Stoff ſelbſt zu erfinden. Gegebene Stoffe bringen ihre Beglaubigung mit ſich, inſofern wird dem Künſtler manches erſpart; aber ſie treten auch mit der ganzen Tyrannei einer breiten Wirklichkeit auf, in welcher der Künſtler bald leiſe zu rücken, bald kühn zu ſchneiden, bald eigenmächtig umzuformen und neu zu ſchaffen hat.

Will man Schiller's künſtleriſches Talent beurtheilen, ſo iſt es hier vor Allem nöthig, nach dem gegebenen Stoffe zu fragen. Aufmerkſam gemacht iſt Schiller auf den Stoff des Fiesko wahrſcheinlich durch Rouſſeau. In ſeiner Erinnerung an das Publikum, welche er vor der Aufführung erließ, ſagt Schiller, daß er von ſeinem Helden vorläufig nichts Empfehlenderes zu ſagen wiſſe, als daß J. J. Rouſſeau ihn im Herzen getragen. Und das iſt wahr, denn Rouſſeau erwähnt des Fiesko an mehreren Stellen. „Plutarch, heißt es bei ihm, hat darum ſo herrliche Biographien geſchrieben, weil er keine halbgroßen Menſchen wählte, ſondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neueren Geſchichte gab es einen Mann, der ſeinen Pinſel verdient, einen Grafen von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, ſein Vaterland von der Herrſchaft der Doria zu befreien. Immer wies man ihn auf Genua's Fürſtenthron hin, in ſeiner Seele war kein anderer Gedanke, als den Uſurpator zu ſtürzen.“ Und an einer andern Stelle, wo Rouſſeau von der Nothwendigkeit ſpricht, heroiſche Tugenden nicht auf Koſten der häuslichen zu üben, führt er neben Brutus, welcher der Portia ſein Geheimniß aus Liebe zur Gattin mittheilt, den Grafen Fiesko als ein leuchtendes, nur zu wenig bekanntes Beiſpiel an, wie heroiſche Pläne in einem menſchlich bewegten Herzen wohnen können. „Wiewohl er ſehr vorſichtig war, vertraute er ſeinen großen Plan ſeinem Bruder, ſeiner Gattin, welche ebenſo jugendlich war, wie er; und nach ſehr großen, ſehr langſamen, ſehr ſchwierigen Vorbereitungen war das Geheimniß ſo wohl bewahrt, das Unternehmen ſo fein berechnet, der Erfolg ſo vollſtändig, daß der junge Fiesko Herr von Genua war in dem Augenblick, wo er durch einen Zufall umkam.“

Wie man ſieht, gehört das eigentliche Problem unſeres Stückes

nicht Rouſſeau, ſondern durchaus unſerem Dichter. Es entwickelte ſich ihm aus der Geſchichte.

Die Republik Genua war im Jahre 1547, in welchem unſere Begebenheit ſpielt, bereits abhängig von der Macht und Intrigue der europäiſchen Politik. Zu reich und mächtig, um als gute Priſe verſchlungen zu werden, zu klein, um ganz ſelbſtändig bleiben zu können, war ſie ein willkommenes Gewicht, mit welchem ſich die Wagſchale der ſpaniſchen oder der franzöſiſchen Krone abwechſelnd zu bereichern ſuchte. Karl V. brauchte die genueſiſche Seemacht gegen die Türken und hielt den franzöſiſchen und päpſtlichen Einfluß in Italien damit in Schach, Frankreich dagegen ſuchte die Republik als Gegengewicht gegen die ſpaniſche Politik zu benutzen. Solchen auswärtigen Zielen kamen die inneren Zuſtände von Genua trefflich entgegen.

Hier rangen Partheien um die Herrſchaft; einmal die Popolaren, Kapitaliſten neuern Datums, welche durch den blühenden Handel aus dem Bürgerſtande ſich zu Rang und Anſehen, ſelbſt zur Dogenwürde erhoben hatten, und die altadligen Landſchafts-Dynaſten, unter deren Regiment das alte Genua die liguriſche Königin, die Beherrſcherin des Mittelmeeres geworden war. Dieſe Adelsgeſchlechter der Doria, Fieschi, Spinola und Anderer, eiferſüchtig auf jeden Machtbeſitz, eingedenk alter Ehren und alter Feindſchaften, waren ſtets bereit, ſich mit auswärtiger Hülfe gegen dasjenige Adelsgeſchlecht zu erheben, welches die erſte Würde der Republik einnahm.

Ein beſſerer Sinn ſchien in dem Abkömmling eines dieſer Geſchlechter, in Andreas Doria aufzuleben. In fremdem, namentlich franzöſiſchem Dienſt erzogen, als tapferer Seeheld geehrt, hatte er Genua aus den Händen der Spanier befreit, aber von den Franzoſen unklug aufgegeben, warf er ſich plötzlich Kaiſer Karl V. in die Arme, ſchlug die Franzoſen aus Genua heraus und begründete in ſeiner Vaterſtadt eine neue Ordnung der Dinge. Karl V. wünſchte ihn als Herzog von Genua in ſeinem Dienſt zu behalten. Die Genueſer ſelbſt riefen ihn zum lebenslänglichen Dogen aus. Aber Andreas Doria, den die Begeiſterung den Retter des Vaterlandes nannte, erklärte in der Verſammlung, da er in des Kaiſers Dienſt bleibe, könne er nicht Doge der Republik ſein: er habe keinen andern Stolz, als in der wiederbefreiten Vaterſtadt als Bürger zu leben. Unter dem Eindruck dieſer Selbſt-

entäußerung ward eine Verfaſſung eingeführt, welche die periodiſche Wahl der Behörden auf die Einordnung ſämmtlicher Beſitzenden, die alle fortan Edelleute hießen, in 28 Alberghi gründete. Man wollte Andreas Doria zum lebenslänglichen Syndikus machen; er nahm die Würde zunächſt nur auf 4 Jahre an. Karl V. erhob ihn zum Fürſten und konnte dafür auf die genueſiſche Seemacht für immer bei ſeinen Unternehmungen gegen die Türken rechnen.

So lange Doria lebte, konnte dieſer neue Zuſtand dauern. Aber mit beſorgtem Auge mußten ſelbſt die geadelten Popolaren in die Zukunft blicken. Andreas war kinderlos und hatte Gianettino, einen Sohn ſeines Verwandten Tommaſo Doria, vom Seidenwebſtuhl auf ſein Admiralſchiff genommen, um ſich in ihm einen kraftvollen Nachfolger zu erziehen. Andreas adoptirte ihn ſogar und ſetzte ihn mit Einverſtändniß des Kaiſers zum Erben ſeiner Güter und ſeiner Rechte ein.

Aber Gianettino, ein ſo tapferer Haudegen er war, verſtand weder die auswärtigen Beziehungen des Freiſtaats klug zu berückſichtigen, noch die ihm durch Geburt und Talent überlegenen Adelsgeſchlechter zu ſchonen. Seine rohen Sitten, ſeine barſchen Befehle erregten Unzufriedenheit und ermuthigten den Grafen Gian Luigi de'Fieſchi, welcher perſönlich dies beleidigende Benehmen erfuhr, zu der Ausführung eines Planes, zu dem er von der Natur, wie von den Verhältniſſen beſtimmt zu ſein ſchien. Jung, ſchön, mit einer Jahreseinnahme von 200,000 Thalern, der angebetete Gemahl einer ſchönen Frau, der geprieſene Wohlthäter der Armen, dabei der Chef einer der älteſten Familien, der Fürſten und Päpſte unter ſeine Ahnen zählte, und die Eiferſucht auf die Doria's geerbt hatte, ſah er ſich mit einem glühenden Ehrgeiz zu einer unthätigen Rolle verdammt und das durch einen Gianettino, einen ehemaligen Seidenweber. Er fühlte in ſich die Kraft, die Stelle des Andreas einzunehmen und er beſchloß, dieſe Stelle zu erringen. Dies war nur möglich durch politiſche Intrigue.

Andreas Doria ſtützte ſich auf den Kaiſer, Fiesko mußte folgerecht mit den Gegnern des Kaiſers gehen. Frankreich ſuchte bereits einen ſolchen Mann und gab dem Grafen die Zuſage, daß es ihn, wenn er Genua in ſeine Hand bringe, als unabhängigen Herzog anerkennen und ihn durch Truppen und Kriegsſchiffe unterſtützen wolle. Eine nicht minder wichtige Verbindung ſchloß der Graf mit einem

andern Gegner des Kaisers, mit Papst Paul III., welcher gestattete, daß Fiesko vier Galeeren kaufte und sie zum Schein unter dem Befehl seines Bruders Girolamo in den Dienst des römischen Stuhls treten ließ. Miethstruppen zur heimlichen Werbung boten sich durch einen eben unter Fiesko's Schiedsurtheil beigelegten Streit benachbarter Fürsten. Diese Vorbereitungen verbarg er geschickt unter der Maske eines epikuräischen Lebens, welches den Vortheil hatte, die argloseste Bestechung des Pöbels zu gewähren und die Augen der Doria's einzuschläfern. Den Popolaren schmeichelte er mit Phrasen von bürgerlicher Freiheit. Wahrscheinlich hatte er, um ganz sicher zu gehen, seine Hand im Spiel, als dicht vor seinem Losbruch der Bruder seiner Gemahlin sich mit der Schwester des Gianettino, dem Fräulein Peretta, vermählte.

Aber er brauchte in Genua selbst Hände, welche seinen wohlberechneten Schlag ausführen halfen. Er besaß treue Helfer in seinen Dienstleuten Vincenzo Calcagno, in Rafaelo Sacco, einem umsichtigen Juristen, in Scipio Bourgognino, außerdem in seinen zwei leiblichen und einem natürlichen Bruder, ja sogar in einem Dienstmann Gianettino's, in Tomaso Assereto, und zog, um unter den Popolaren einen Anhang zu haben, den Battista Verrina, dessen durch Schuldenlast zerrütteten Verhältnisse, dessen Kühnheit und Entschlossenheit benutzend, mit in das Geheimniß. Der Schlag mußte schnell und sicher geschehen, damit nicht die in der Nähe liegenden kaiserlichen Besatzungen Zeit gewannen, sich heranzuziehen.

Fiesko ließ also eine seiner Galeeren unter dem Vorwande nach Genua kommen, er wolle gegen die Corsaren kreuzen lassen. Das war nichts Ungewöhnliches. Unter diesem Vorwand läßt er eine große Menge Waffen nach seinem Palast schleppen, ebenso werden die angeworbenen Milizen unter mancherlei Verkleidung in die Stadt geschmuggelt, Calcagno sorgt für ihre Vertheilung, Sacco für ihren Unterhalt. Verrina sucht inzwischen einige Leute der Stadtwache zu gewinnen, die nur 250 Mann stark ist. Doria's Admiralschiff liegt unbemannt im Hafen. Als Alles vorbereitet ist, macht Fiesko dem Gianettino die vertrauliche Anzeige, daß er in der Nacht vom 2. Januar 1547 gegen die Corsaren auslaufen werde, er wünsche nicht, daß es Andreas Doria erfahre, da Karl V. mit dem Sultan Waffenstillstand geschlossen. Gianettino, geschmeichelt, einen Fiesko zu protegiren, sagt ihm seine Verschwiegenheit zu.

Den Tag vor dem Losbruch macht Fiesko Visiten, geht auch zu Gianettino, mit dessen Kindern er spielt, und erinnert letzteren daran, daß er sich nicht wundern werde, wenn es beim Ausschiffen ein wenig laut hergehe. Gianettino giebt das willig zu und ist so ahnungslos, daß, als ihm ein Hauptmann der Stadtwache spät Abends von den Anzeichen einer größeren Bewegung spricht, er diesen kurz und grob zur Ruhe verweist. Inzwischen hat Fiesko bei Assereto dreiunddreißig Edelleute zusammen kommen lassen. Er ladet sie zu einem nächtlichen Feste ein. Man nimmt die Einladung an. Die Wachen in seinem Palast haben Befehl, Jeden herein, aber Niemand hinauszulassen, als die Eingeweihten.

Als die Edelleute erscheinen, sehen sie sich plötzlich in einer mit Waffen angefüllten Halle eingesperrt. Bald darauf tritt Fiesko bewaffnet unter sie. In einer lebhaften Rede schildert er die Schmach der Republik unter Doria's Herrschaft, die schlimmere Schmach, welche noch unter Gianettino bevorsteht. Er legt Dokumente vor, welche meuchlerische Anschläge Gianettino's gegen sein Leben enthüllen. Er stellt den Sturz der Doria's als nothwendig dar und fragt, ob sie ihn in diesem Werk unterstützen wollen. Ein lauter Zuruf erfolgt, nur zwei entschuldigen sich; sie werden der Sicherheit wegen im Palast gefangen gehalten. Die Verschworenen nehmen Waffen. Fiesko geht, um sich von seiner Gemahlin zu verabschieden; sie sinkt ihm zu Füßen und beschwört ihn mit Thränen, von seinem Vorhaben abzustehn. Er erwiedert, daß dies nicht mehr in seiner Wahl liege, entweder sehe sie ihn nie mehr, oder am folgenden Morgen Genua zu ihren Füßen.

Nun geht's zur That. Voraus rückt Verrina zum Hafen, mit der Galeere Fiesko's die Darsena-Mündung, den Zugang zum Hafen zu besetzen. Der Graf geht mit Truppen in die Stadt. Während sein natürlicher Bruder Cornelio das Thor del Arco nimmt, ziehen die beiden leiblichen Brüder Girolamo und Ottobuono nach dem Thomasthor, wo der Palast Doria lag. Bourgognino nimmt das Darsenathor von außen, innen wird es von Assereto angegriffen. Durch dieses Thor geht Fiesko selbst nach dem Hafen. Ein Kanonenschuß zeigt an, daß Verrina die Einnahme des Hafens vollendet hat. Der Aufruhr in der Stadt wird allgemein.

Gianettino erwacht, geht zum Thomasthor, ruft die Wache an. Die Verschworenen lassen ihn ganz nahe kommen und von vielen Eisen zu-

gleich durchbohrt, ſinkt er todt zur Erde. Jetzt ſoll es an den Mord des 78jährigen Andreas gehen, doch der Alte entkommt, denn die ganze Bewegung iſt plötzlich wie gelähmt durch das unerklärliche Verſchwinden des Führers. Fiesko iſt nirgends zu erblicken. Eben im Hafen angelangt, als der Kanonenſchuß von ſeiner Galeere erſcholl, hört er Lärm auf dem Admiralſchiff Dorias, das eben von den Seinen -beſetzt- war. Er eilt dorthin, ohne Begleiter, will über eine Planke auf das Schiff ſchreiten, das Schiff wendet, die Planke rutſcht ab und, in der Finſterniß unbemerkt, in das Hafenwaſſer verſinkend, von ſeiner ſchweren Rüſtung in den Schlamm hinabgezwungen, ertrinkt Fiesko in demſelben Augenblick, als Gianettino am Thomasthor verblutet.

Das Gerücht ſeines Verſchwindens geht durch die Stadt. Dem Senat, der ſich im Regierungspalaſt zu ſammeln geſucht, giebt es Muth, den Verſchworenen nimmt es alle Faſſung. Der Senat bietet dem Girolamo Amneſtie für alle Verſchworenen. Ottobuono, Verrina, Calcagno, Sacco ſegeln ſofort nach Marſeille. Schon am andern Morgen nach der nächtlichen That wird Andreas Doria wieder in die Stadt geholt und am vierten Tag Fiesko's Leichnam im Hafen aufgefunden.*)

Dieſe Geſchichte war der hiſtoriſche Stoff, den Schiller vorfand. Als hiſtoriſcher hatte er nicht die Bedeutung, wie z. B. ein Luther, ein Hutten, die Helden moderner Bewegungen des Gedankens. Denn was iſt uns-Fiesko? was der Sturm in dieſem Waſſerglaſe? Aber der Stoff bot zwei Handhaben, einmal in dem „großen Verbrecher" Fiesko, einen dramatiſchen Helden, der ſich in einer ſpannenden Handlung entwickeln konnte und zweitens ein politiſches Spiegelbild der deutſchen Zuſtände, klar genug, um Sympathieen zu erwecken. Es war alſo hier der Weg einzuſchlagen, den Shakſpere etwa im Coriolan gegangen war; ähnliche Freiheiten in der Auffaſſung der Partheien waren zu wagen, kurz der hiſtoriſche Gehalt des Stoffs war gegen den politiſch-dramatiſchen aufzugeben.

Sprechen wir zuerſt von dem politiſchen Spiegelbilde, von dem Abdruck der Zeit und des Jahrhunderts. Die beſtehende Macht in

*) Vergl. die treffliche Darlegung von A. Schöll in den Weim. Jahrb. I. Band. S. 134.

Deutſchland hatte viel Aehnlichkeit mit der zweiköpfigen Herrſchaft in Genua. Die Andreas Doria's mit liberalen Tendenzen ſaßen in Friedrich II. und Joſeph II. auf dem Thron und hielten von einer Revolution zurück, während die Gianettino's, die zu einer deutſchen Revolution berechtigten, ſich noch ſchärfer durch Schandthaten zeichneten, als der Italiener. Hier brauchte der Dichter nur noch einige Linien hinzuzufügen, den leichtſinnigen Verrath des kleinen Vaterländchens um einen Harem und gute Schüſſeln, den Eingriff in das Heiligthum der Familie. O es ließe ſich viel darüber ſagen, wie genial es von Schiller war, die Emilia Galotti, das ſelbſtändige Familiendrama, als Motiv einer politiſchen Erhebung in ſein politiſches Stück mit aufzunehmen. Der Leſer mag ſich die Nothwendigkeit und die Größe ſolchen Fortſchritts ſelbſt entwickeln. Genug, die beſtehende Macht im Fiesko iſt ein treues Bild der deutſchen Fürſtenmacht. Die deutſche Leibwache, welche für Fürſten zu fechten weiß, iſt nicht von ungefähr, wiewohl unhiſtoriſch in das Stück hineingerathen.

Solcher beſtehenden Macht gegenüber gährte in Deutſchland ein idealer Republikanismus, der der regierenden Kabinetspolitik die Menſchenrechte, der Bevormundung die Freiheit und Souveränetät des Volks gegenüber hielt. Aber dieſer Republikanismus blieb aus guten Gründen nur im Kopfe und in den Dichtungen der Stürmer und Dränger, und vielleicht war Forſter der einzige Mann in ganz Deutſchland, in welchem er unvermiſcht mit andern Motiven und ungebrochen durch Rückſichten auf das Beſtehende zur That wurde. Eine ſolche Geſtalt, ſtahlfeſt, dem Prinzip mit allen Nerven dahingegeben, dichtete Schiller im Verrina und arbeitete ſie mit ſicherem Takte aus dem Manne der genueſiſchen Popolarenpartei heraus; ihre hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit, wenn ſie bei ſolcher Behandlung der Geſchichte in Betracht kommt, läßt ſich aus der Geſtalt eines Doria erweiſen, welcher doch, offenbar einem Prinzip zu Liebe, lieber als Bürger Genua's, denn als Doge in der Vaterſtadt leben wollte.

Hiermit ſind die Grenzen gegeben, innerhalb welcher der Dichter ſeine Charaktertragödie aufbaute.

Er fand im Fiesko ein Genie, mit Cäſariſcher Sucht nach Größe, aber nicht von der graden offnen Art großer Heroen, ſondern gewandt in der Verſtellung, einen Virtuoſen der Liſt, zur Intrigue prädeſtinirt

durch die ganze Lage ſeiner Vaterſtadt, geliebt von ſeiner Gemahlin, mit glänzenden perſönlichen Eigenſchaften. Hieraus ſprang dem Dichter die dramatiſche Handlung entgegen. Er ſchuf im Fiesko einen Charakter, der fremde Größe zu erkennen, die ſittliche Schönheit der Freiheit zu empfinden vermag, und dieſen Fiesko rüſtet er aus mit dem verwegenſten Können. Die Luſt an dieſem Können lockt ſeinen Helden auf die Wege der politiſchen Kabale, wo der Zweck alle Mittel, ſelbſt den Meuchelmord heiligt. Fiesko hat ſeine ſchwachen Stunden, wie Macbeth, denn er iſt jung und iſt menſchlich erregbar, aber er ſtößt in dem Gewiſſenskampf einer Nacht das einzige Motiv aus dem Wege, das ſeine Revolution berechtigen konnte, er beſchließt, den Genueſern nicht Freiheit, ſondern in ſich ſelbſt einen neuen Herrſcher zu geben. Er belügt ſo die reinen Zwecke der Verſchwörung und nutzt ſie, mit geſteigerter Luſt an ſeiner ſchlauen Rechnung, zu ſeinen egoiſtiſchen Zwecken. Der Uebermuth macht ihn unbeſonnen. Tolldreiſt entläßt er ſeinen gefährlichſten Helfershelfer, ſpielt — er kann Alles — den Großmüthigen, verräth ſeine Abſicht dem Doria; immer ſicher, doch ſein künſtliches Spiel zu gewinnen, nicht gewarnt von den rührenden Bitten, nicht durch den Tod ſeiner Gemahlin, der ihn erſchüttert, aufgehalten, greift er nach dem Purpur. Aber ſchon lauert das verrathene berechtigte Revolutions-Prinzip in Verrina's Geſtalt auf den kühnen Virtuoſen der Intrigue. Nichts fruchtet ihm, dem entlarvten falſchen Spieler, der Vorſatz, wenn auch nichts durch das Volk, doch Alles für das Volk zu thun. Er muß fallen, fallen durch den Mann des Prinzips, der lieber unter dem Beſtehenden fortleiden, als ſeine Freiheit und ſein Recht durch die Hand eines noch ſo genialen Deſpoten geſchenkt bekommen will.

Auch dieſer letztere Zug wie grunddeutſch! So konnte der Dichter mit Recht ſein Trauerſpiel ein republikaniſches nennen. Denn der Republikanismus Verrina's war das Maß, nach welchem in dem Drama gemeſſen wurde, die Forderung, die ſich nach ihrem Mißlingen auf der Erde wieder in die Wolken erhob, um als Ideal der Zukunft fortzuleben. In dem bloßen Sein ſolcher Idee, verbürgt durch die Handlung und den Charakter eines einzigen Mannes, liegt die vollgültige Verſöhnung der modernen Tragödie. Keine Wahrheit kann untergehn.

Es iſt klar, daß eine ſolche Aufgabe, wie die eben geſchilderte, große Schwierigkeiten darbot. „Wenn es wahr iſt, ſagt der Dichter in

ſeiner Vorrede, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, deucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintanſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht u. ſ. w." So weit hatte den Dichter die Ablehnung Dalberg's in jenen traurigen Tagen von Oggersheim entmuthigt, daß er die lebendige Gluth, die wir am Fiesko mehr als an irgend einem andern Produkt Schiller's bewundern, vermiſſen konnte. Hat er nicht den großen Verbrecher, wie Karl Moor, mit tauſend Fäden an unſer Herz geknüpft durch die Liebe Leonorens, dieſes zärtlichſten Frauengeſchöpfes, dieſer ſo trefflich zu dem eitlen Fiesko ſtimmenden Anbeterin ihres Mannes, dieſer ſchmeichelndſten Pflegerin ſeines Ehrgeizes? Welche Künſtlerweisheit, oder will man es lieber blindes Genie nennen in der Zuſammenſtellung und gegenſeitigen Ergänzung dieſer beiden Charaktere! Und welche geniale Abkürzung und welche ſprechende Verſtändlichkeit gab er den weitläuftigen und langweiligen politiſchen Spinnefäden durch die einzige, Shakſpere's ganz würdige Figur des Mohren? Ich will nicht die bekannten Ausſtellungen, welche an der Rolle der Julia gemacht ſind, wiederholen. Sie ſind in der That unweſentlich gegen einen Fehler, welcher im Eingang der Kompoſition liegt, einen Fehler, den Shakſpere immer vermeidet, indem er den Zuſchauer ſogleich in das innerſte Wollen ſeiner Helden hineinſehen läßt. Schiller läßt, zwei Andeutungen ausgenommen, einen ganzen Akt hindurch über die Ziele ſeines Fiesko ebenſoſehr den Zuſchauer in Zweifel, als diejenigen, welche ſeinen Helden umgeben. Daraus haben ſich denn Mißverſtändniſſe ergeben, als ob Fiesko nur einen Augenblick wirklich die Julia liebe.

Soll ich gegen dieſen techniſchen Fehler die großen Vorzüge des Stücks in die Wagſchale werfen, ſo möchten dieſe Blätter bei weitem nicht ausreichen. Hier ſind in Fülle jene ächt dramatiſchen Scenen, die Viſcher an Schiller rühmt, bei denen ſich jeder Nerv im Theater zu athemloſer Erwartung ſpannt, hier die großen Striche der Gruppirung, die den maſſenhaften Stoff in deutliche Glieder theilen, hier ſelbſt die ſcharfe Charakteriſtik, welche den in dieſem Punkte ſo verwöhnten Realiſten, den Engländern, imponirte, und Carlyle zu der beredteſten Bewunderung fortriß. Und doch hat man gemeint, im Cha-

rakter des Fiesko habe der Dichter blos sich dargestellt, und der künstlerische Werth des Stückes sei geschmälert durch Schiller's Absicht, hier eine Polemik gegen die Weltzustände, oder durch seine Weise, ein Selbstbekenntniß zu liefern? Eine Polemik gegen die Weltzustände? Als ob Timon, Lear, Hamlet, Romeo, als ob nicht jeder tragische Spiegel der Welt eine Polemik gegen die Welt wäre! Ein Selbstbekenntniß? Als ob nicht alle Stücke Shakspere's ein einziges großes Selbstbekenntniß wären, und als ob die dramatische Handlung, welche ich im Fiesko blos nach ihren allgemeinsten Zügen zu charakterisiren unternommen, nicht leidlich hinreichend wäre, uns vor dem künstlerischen Verstande Schiller's, vor seiner darstellenden und symbolisirenden Kraft so viel Achtung einzuflößen, daß wir uns einmal wieder zum unbefangenen Aufnehmen und Verständniß seiner Kunstschöpfungen herablassen.

Aber die Sprache, wendet Jemand ein, dieses gespreizte Pathos, diese Phraseologie der Uebertreibung! Wie hoch steht Goethe in seinen Jugendprodukten hier über Schiller!

Man gestatte mir, hier eine Antwort zu geben, welche die gesammten Jugenddramen Schiller's mit umfaßt. Der geborne dramatische Dichter ist so zu sagen ein vielfacher Schauspieler. Und wenn er, wie der Knabe Fritz Schiller, für Stühle schreibt, für Zuschauer schreibt er. Man beobachte alle anfangenden Schauspieler, ja selbst Dilettanten, wenn sie tragisch spielen. Der Anfänger ist hochpathetisch, weil das Erhabene, was ihn erfüllt, sich ohne künstlerische Vertheilung ganz in das Einzelne, ganz in den Ton, in die Geberde wirft, überall will er den Zuschauer packen und er wird übertrieben. Der Anfänger ist steif, auch wenn sein Körper noch so gelenkig im Tanzsaal ist, auch wenn er seine Rolle kann, er ist steif aus Unfreiheit, weil er sich scharf beobachtet weiß, weil er in jedem Augenblick gefallen will oder Mißfallen fürchtet. So erarbeitet sich der tragische Schauspieler die Natürlichkeit, die Einfachheit viel langsamer, als jeder andere Künstler.

Die Schauspielkunst ist ihrer Natur nach ein Aufgeben der Naivetät, indem sie scheinen und gefallen will. Ganz folgerecht theilt diese Eigenschaft die Tragödie, und ihr Anfang ist daher überall die unmotivirte Erhabenheit des Ausdrucks, das ist Bombast, Gespreiztheit, falsches Pathos. Belege dazu bietet Aeschylus, die altenglische Bühne und vor Allem die ersten Dramen Shakspere's, Titus Andronikus, Heinrich VI.,

ſelbſt noch Romeo und Julie. Man braucht, um die dramatiſche Sprache des jugendlichen Schiller zu erklären, nicht einmal die Akademie und ſein Schwabenthum, wie dies von A. Schöll aufs geiſtvollſte geſchehen iſt, herbeizuziehen, denn die Stürmer und Dränger von dramatiſchem Talent, wie Klinger und Leiſewitz, haben ohne jene Bedingungen Aehnliches geleiſtet. Aber gewiß hätte man längſt an dieſem Bombaſt Schiller's, anſtatt ihn gegen Goethe's einfach epiſche Kraft herabzuſetzen, den Dichter des Erhabenen, den geborenen Tragiker, ja den eigentlichen Erneuerer des modernen Drama's wittern können; nur mit dem ſtarken Gefühl, mit der Sucht nach dem Erhabenen, welches dieſen Bombaſt erzeugte, nur mit dieſem Zuviel — denn der Fehler des Genies iſt die Hülfe ſeiner Kraft — war die Kühnheit der Konzeption, die glühende Leidenſchaft, die Spannung, die Geiſterſprache des Ideals und der Heroen zu erreichen, ohne welche kein Tragiker gedacht werden kann.

Die Jugendlichkeit der Muſe, welche ſolchen Mangel des Fiesko erzeugt, hat zugleich einen Reiz, der ſchwerlich in einem der ſpäteren, formvolleren Dramen Schiller's ſich wiederfindet. Keins derſelben kommt an Sehnen und Knochen, an athletiſcher Beweglichkeit, an Unmittelbarkeit des Ausdrucks, an reichem Umkreis der Handlung in Anfang, Mitte und Ende, bei dem Maß von fünf nicht übermäßig langen Akten dem Fiesko gleich. Die Scenen brechen nicht unbefriedigend ab und rücken oft mit bewunderungswürdiger Kunſt ſchnell zu einem großen Hauptſchlage zuſammen. Die Schule Shakſpere's und ſeines Schülers Leſſing iſt hier mit ganz anderem Erfolge von dem Dramatiker aufgenommen, als von Goethe in ſeinem Götz, und diejenigen, welche den Fortſchritt des Künſtlers nicht anders aufzuweiſen wiſſen, als in dem Herabſetzen ſeiner früheren Werke gegen ſeine ſpäteren, der Knospe gegen die Blume, möchten doch vergebens in einem Wallenſtein „das Pittoreske in der Scenen-Anlage, den muntern Rhythmus in der Handlungsfolge", oder in Maria Stuart „die Ironie, die neben das Pathetiſche das Komiſche ſtellt", und alle die Mittel einer kecken und draſtiſchen Verſinnlichung aufzufinden wiſſen, welche Schöll in ſeiner Rezenſion des Fiesko mit wahrem Verſtändniß für dramatiſche Technik hervorhebt.*)

*) Weimar. Jahrb. I, 162.

Wenn in geſchichtlichen Dingen eine Klage erlaubt wäre, ſo möchte man verſucht ſein, zu bedauern, daß dieſer große Wurf eine Bühne vorfand, die einen Iffland und Dalberg zu Kunſtrichtern hatte. Denn die Umarbeitung, welche der Dichter nach der Anweiſung dieſer Kritik mit ſeinem grandioſen Werke vornahm, iſt nichts als ein trauriger Abfall von ſeinem Ideal, und machte die politiſche Charaktertragödie zu einem heroiſchen Spektakelſtück. Hoffmeiſter freilich ſah hier nach der beliebten Manier, alle Produkte in den Teig einer künſtlich gemachten Fortentwickelung des Dichters zu verkneten, einen Fortſchritt im Bewußtſein Schiller's. „Früher, ſagt er, war die Tendenz durchaus niederreißend, revolutionär, hier iſt ſie aufbauend, konſtitutionell.“ Ihm iſt der Fiesko des Theaters ein Vorläufer des Marquis Poſa. Wieviel richtiger urtheilt der einfache Streicher, daß mit dieſen Veränderungen dem Verſtand und der Wahrheit der härteſte Schlag verſetzt werden mußte. Ja, dieſer Schlag ward ſogar von dem fieberkranken Dichter in der pomphaften Ankündigung wiederholt, welche der Theaterzettel wiederum auf Dalberg's Wunſch dem Stücke vorausſandte. Der Dichter vertheidigt ſich, daß er jetzt ſeiner eigenen erſten Schilderung widerſpreche, die den Grafen durch ſeine Herrſchſucht umkommen läßt. „Es mag nun ſein, fährt er fort, daß ich zu der Zeit, wo ich jenen entwarf, gewiſſenhafter und verzagter geweſen, — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leſer, der den verworrenſten Faden mit Bedacht auseinanderlöſt, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingeriſſenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender iſt es nun doch, mit dem großen Mann in die Wette zu laufen, als von einem geſtraften Verbrecher ſich belehren zu laſſen.“

Reizender? So hatte ja Herr Thomas Recht, der in ſeiner Verarbeitung der Räuber den Karl Moor am Leben ließ. Es lohnt kaum der leichten Mühe, die Entſtellung im Einzelnen nachzuweiſen, deren ſich Schiller der Bühne zu Gefallen an ſeinem großen Werke ſchuldig gemacht hat. Die Hauptänderung beſteht darin, daß, nachdem Fiesko's Revolution gelungen iſt, nachdem die Genueſer ihn zum Herzog ausgerufen haben, nachdem Verrina an dieſem prinziploſen Volk verzweifelt, Fiesko das Szepter plötzlich zerbricht und uns mit der Erklärung überraſcht, nichts ſein zu wollen, als Genua's glücklichſter Bürger. Dazu paßt natürlich die ganze Anlage des Charakters nicht, nicht ſolch ein

Selbstgespräch Fiesko's, wie im Akt III. Scene 5: „Schlugen sie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? Aber es ist zu spät, Republikaner.“ Dann ist auch Verrina ganz überflüssig, denn Fiesko überverrina't den Verrina, dann passen auch die herzogflüchtigen Genueser nicht in das Stück, denn was soll diesem Volke die geschenkte Freiheit? Der Tadel des Theaters hatte besonders die Rolle der Julia getroffen, die zwar stark ins Bronzene kolorirt, doch in dem gedruckten Fiesko trefflich den Uebermuth des „tückischen“ Helden, seine Verstellung und endlich durch die Beschimpfungsscene seine Liebe zu Leonoren und seine unersättliche Lust am Triumph ins Spiel setzte. Hier milderte der Dichter und verdarb damit die Intention, um derenwillen Julia geschaffen war. Eine noch schlimmere Milderung ließ er in Bezug auf Gianettino's Gewaltthat gegen Bertha eintreten. Seit Lukreziens Tagen schlug diese Gewaltthat stark genug an das menschliche Herz, um es zur Empörung zu entflammen. Diese That gab dem republikanischen Prinzip Verrina's eine für alle Zuschauer verständliche Schnellkraft. In der Bearbeitung dagegen wird Bertha gewaltsam überfallen und entführt, aber der Dichter läßt uns drei Scenen hindurch über das Maß ihrer Schande in Zweifel, bis wir endlich erfahren, sie sei vor dem Aeußersten bewahrt worden. Dann hat natürlich die fürchterliche Einsperrung und der Fluch, unter den Verrina sie stellt, keinen Sinn. Ferner blieb Eleonore am Leben und damit fielen höchst wirksame Scenen weg. *)

In dieser so verkümmerten Gestalt ward der Fiesko am 11. Januar mit großer Zurüstung aufgeführt. Boek spielte den Fiesko, Iffland den Verrina, Karoline Ziegler, damals achtzehnjährig, die Leonore. Sie war, wie die Heldin, blaß und schmächtig, fein und empfindsam, sehr anziehend, aber weniger blendend, und brachte diese wunderbare Mischung von Zärtlichkeit, Schwärmerei und Grazie aufs bezauberndste zur Erscheinung. Der Mohr, seitdem eine mit Recht beliebte Aufgabe aller Charakterspieler, war in Toskani's Händen. Einzelne Scenen fanden

*) Boas Nachtr. III, 47 ff. Hoffmeister Supplemente I, 233 ff. Die erste Scene im fünften Akt (Bertha im Gewölbe) hat Körner als Variante mit in die Werke Schiller's aufgenommen und dabei bemerkt, daß sie für die Leipziger Aufführung gedichtet sei. Er kannte also schwerlich das Mannheimer Bühnenmanuskript, in welchem sie bereits stand.

rauschenden Beifall. „Aber, erzählt Streicher, für das Ganze konnte sich die Mehrheit nicht erwärmen, denn eine Verschwörung in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und, was vorzüglich erkältete, war, daß man ähnliche Erschütterungen wie bei den Räubern erwartet hatte.“ Das heißt, man hatte eine Tragödie erwartet, einen kühnen Verbrecher, und bekam nun statt dessen die plötzliche Tugend eines Menschen anzustaunen, den man fast das ganze Stück hindurch einer solchen Tugend für unfähig gehalten hatte. Am 18. Januar ward die Vorstellung wiederholt, diesmal mit größerem Erfolg, da der geniale Beil die Rolle des Mohren mit außerordentlichem Glück übernahm. So erhielt sich das Stück auf dem Repertoir. Die Presse nahm den Fiesko sehr lau auf. Das Pfälzische Museum, welches über die Räuber eine lange Kritik gebracht hatte, erwähnte des neuen Drama's mit keiner Silbe.

In Wien ward der Fiesko am 25. Januar 1784 im Kärnthner Thor aufgeführt. In Berlin machte sich Plümicke wieder an eine Bearbeitung, welche sich, es ist nicht zu leugnen, dadurch vor der Schiller'schen auszeichnet, daß sie den tragischen Schluß bestehen läßt. Bei Plümicke will Verrina den Helden erstechen, Fiesko kommt ihm zuvor, und über den Tod der Leonore verzweifelnd, durchbohrt er sich selbst. Ohne Frage trug diese gar nicht so ungeschickte Erfüllung des tragischen Gerichts zu dem ganz außerordentlichen Enthusiasmus bei, welchen diese Vorstellung in Berlin errang. Aber mit welcher Meisterschaft wußte auch der jetzt hier engagirte Fleck mit seiner feurigen Kraft, seinem schlanken, geschmeidigen Körper, seinen schwarzen Augen, vor Allem mit den großen Kontouren seines Spiels der Gestalt des Helden das glühendste Leben einzuhauchen. Ebenso waren Frau Döbbelin als Leonore, Demoiselle Witthöft als Bertha vortrefflich. So wurde das Stück am 8. März 1784 gegeben, und die Wiederholungen am 11., 13., 16., 20., 24., 28. März vermochten nicht die Begeisterung des Berliner Publikums zu sättigen. Lebten doch in diesem Publikum noch die Erinnerungen an eine große Zeit und die vergötternde Verehrung für ein Herrschergenie, das mit den besten Eigenschaften des Andreas die tiefe Schlauheit, die überraschende Kraftentfaltung des Fiesko verband. Auf solche Zuschauer mindestens hatte der Dichter gerechnet. „Den Fiesko, schreibt Schiller an Reinwald aus Mannheim (5. Mai), verstand das Publikum

nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſch Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geſchmack daran. Die Mannheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie."

Das deutſche Publikum wußte den wahren Fiesko zu würdigen. Schon 1784 und 1788 erſchienen neue Auflagen in der Schwan'ſchen Buchhandlung, die Nachdrücke nicht zu rechnen, und die Plümicke'ſche Bearbeitung, welche in Berlin 1784 erſchien und 1792 und 1796 neu aufgelegt ward. Unter den Ueberſetzungen mag hier eine engliſche von G. H. N. (Noehden) und E. J. St. (Stoddard), London 1796, die italieniſche von A. Bazzani, Wien 1841, und die franzöſiſche von La Martelière 1799, genannt werden.

Die ſchönſte Anerkennung wurde dem republikaniſchen Trauerſpiel durch einen Fürſten, dem mehr als irgend einem Anderen die inneren Kämpfe der Herrſcherkraft und das politiſche Abbild der Zeit im Fiesko zu Herzen ſprechen mußten: Joſeph II. war ſo für das Drama eingenommen, daß er es 1787 eigenhändig für die Darſtellung auf ſeinem Theater einrichtete.

III.

Kabale und Liebe.

Nach Berlin, nach dem Norden zog es Schiller schon längst mit einer geheimen Gewalt. Seinem ernsten und großen Ideal war das rheinische Pfälzerblut zu leicht. Wenn es sich auch in einigen Köpfen rasch zur Aufklärung entflammte, so nahm es ebenso schnell alle Krankheiten neuer romanischer Ansteckung auf, und die alte unheilvolle der konfessionellen Beschränktheit wich keinem Heilmittel, welches der kunstliebende Karl Theodor seinem Volke verschrieb. Von oben herab war in der Zeit seiner Residenz Alles geschehen, um die an der großen Verkehrsader des westlichen Deutschlands liegende Stadt zu einem angenehmen Aufenthalt, zu einem jener Wohnsitze des Geistes zu machen, welche sich die immer zirkulirende deutsche Bildung bei dem Mangel einer großen Hauptstadt vorübergehend zu schaffen pflegte. In der erlesenen Sammlung von Antikenabgüssen hatte Lessing sinnend vor dem Laokoon gestanden und geäußert, daß hier der Archäolog mit mehr Frucht an den Kopien, als im Vatikan an den schlechtaufgestellten Originalen studiren könne. Kupferstiche, Gemälde, vortreffliche Teleskope, ein erlesenes Naturalien- und Alterthümerkabinet, eine der schönsten Bücherſammlungen, dem allgemeinen Gebrauche geöffnet, das Schauspiel, welches neben den materiellen Vortheilen des Hoftheaters zugleich alle geistige Freiheit einer selbständigen, rein künstlerischen Bühne genoß *), waren ebenso viel Zeugnisse für die Liberalität des Kurfürsten, wie die ökonomische und vor allem die kurpfälzische deutsche Gesellschaft für seinen vaterländischen Sinn.

*) R. Prutz, Vorles. üb. d. Gesch. d. d. Theaters S. 357.

Diese Gesellschaft, die nach dem Vorgange unzähliger anderer in Leipzig, Halle, Greifswald ꝛc. gegründet war, hatte, wie es in ihrem Stiftungsbriefe heißt, den Zweck: „Kunst und Wissen in die Muttersprache zu verweben und jedem getreuen Pfälzer verständlich und eigen zu machen.“ Sie war jetzt im einundzwanzigsten Jahre ihres Bestehens und vereinigte in sich alle besseren Köpfe der Pfalz. Jedes Jahr ward ein Preis von 50 Dukaten für die Lösung einer Aufgabe ausgeschrieben, welche ebenso oft in einem vaterländischen Drama, als in geschichtlichen, statistischen oder philologischen Fragen bestand. Die Vorträge, welche in ihren jährlichen zwei öffentlichen und den monatlichen geschlossenen Sitzungen gehalten wurden, zum Theil in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“, oder auch einzeln, und später von 1787 ab in Jahrbüchern der d. Gesellschaft abgedruckt, zeigen uns neben einem gründlichen Sammelfleiß einen so freien, aller todten Gelehrsamkeit feindlichen Geist der Volkserziehung, daß man sich eine ganz falsche Vorstellung macht, wenn man glaubt, hier sei nur der gelehrte Zopf gepflegt worden. Aufklärung, Natur sind die Stichworte, mit denen der wackere Kirchenrath Mieg, der edle Freiherr von Gemmingen, der Hofrath Lamey, der Ritter A. v. Klein, Professor Kling u. A. in ihren Vorlesungen sehr freigebig sind. Der jugendfrische Ton Herder's geht fast durch alle diese Aufsätze, nur der Herr von Dalberg, der Obervorsteher, steht unter diesen Männern in einer unbegreiflichen Fadheit da. *)

Einer solchen Gesellschaft war Schiller's ganzes Streben eng verwandt, und so wurde schon während der Umarbeitung des Fiesko seine Aufnahme eingeleitet. Diese ehrenvolle Aussicht stellte ihm sein neues pfälzisches Vaterland in besserem Lichte dar und erfüllte den Fieberpatienten mit neuem Kraftgefühl. So behandelt er in einem Briefe vom 19. Januar gegen seinen eben verheiratheten Akademiefreund Zumsteeg das unter jungen Männern gern besprochene Thema vom Heirathen zwar mit höchst gefühlvoller Anerkennung der Ehe, „aber, schreibt er, eine Heirath würde mich von der Bahn meines Glückes ablenken. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine vier und zwanzig Jahre, aber wird es mich auch noch im dreißigsten reizen?“ Er stellt

*) Siehe seinen Vortrag Rhein. Beitr. 1779. Heft VIII.

ſein Verbleiben in der Theaterwelt als ſehr problematiſch hin, und doch ſagt er in demſelben Briefe: „ich lebe und webe im Theater.“

Am 10. Februar ward er als ordentliches Mitglied der deutſchen Geſellſchaft aufgenommen. Das Patent, vom 21. Februar ausgeſtellt, gab ihm neben der damals ſo ſehr geſuchten Ehre eines Titels zugleich den unmittelbaren Schutz des Kurfürſtlichen Stifters und damit ein neues Vaterland. Die Sitzungen brachten ihn mit Gelehrten jedes Faches in Verbindung und übten durch den Einblick in die verſchiedenſten Gegenſtände des Wiſſens jene univerſelle Anſchauung, die den Dichter ſpäter auszeichnet.

Er war zugleich fleißig mit der Ueberarbeitung von Luiſe Millerin beſchäftigt. Manches mußte für die Aufführung geſtrichen werden. Er ſtimmte außerdem die hohe Sprache etwas herab, milderte einige Züge, ohne die Anlage, die ihm ziemlich mangelhaft erſchien, zu ändern. Manche Auftritte gründeten ſich auf Sagen, die damals verbreitet waren. „Der Dichter, erzählt Streicher, glaubte ſolche hier an den ſchicklichen Platz ſtellen zu ſollen und gab ſich nur Mühe, Alles ſo einzukleiden, daß weder Ort noch Perſon leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entſtünden.“ Das heißt doch mit andern Worten, er war Künſtler genug, um die Tendenz zu vermeiden.

Am 9. März brachte Iffland ſein erſtes bürgerliches Drama auf die Bühne. Nach Streicher's Erzählung händigte er Schiller das Stück ein und überließ ihm, es zu taufen. Es erhielt den Titel: „Verbrechen aus Ehrſucht“. Es iſt im Geſchmack der Schröder'ſchen Stücke gearbeitet und bewegt ſich ganz innerhalb der bürgerlichen Sphäre. Der außerordentliche Beifall, den es erhielt, und der nach Streicher's Urtheil beſonders der vortrefflichen Darſtellung zuzuſchreiben war, machte die Freunde Schiller's nicht wenig beſorgt, daß dadurch ſeine Luiſe Millerin in Schatten geſtellt werden möchte. Dieſe Beſorgniß wurde glänzend gehoben.

Schiller erwiederte Iffland's Artigkeit, indem er ihm ſeine Luiſe Millerin ebenfalls zur Durchſicht gab, und Iffland betitelte das Stück „Kabale und Liebe“. Für den Theaterzettel war dieſer Titel vielleicht wirkſam, aber meiner Anſicht nach war Schiller's erſter Titel beſſer.

Die bisherigen Biographen legten an Schiller's Werke überall den kritiſchen Maßſtab. Mit ihrem Begriff von einem vollkommenen Drama

traten sie an seine Schöpfungen heran. Da fahren natürlich die Jugenddramen sehr übel. Es liegt eine Ungerechtigkeit in kritisirenden Lebensbeschreibungen dieser Art. Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen bedeutende Fehler haben und doch zu seiner Zeit eine sehr bedeutende That gewesen sein. Nirgend ist die Schuldigkeit, einen großen Mann aus der Geschichte heraus zu würdigen, größer, als in seiner Geschichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur schätzen, wenn man das Terrain kennt.

Aber selbst dem, der das Werk, losgelöst von seinem Schöpfer, mit treuem Sinn studirt, wird manche etwas weniger ausmodellirte Muskel wichtig sein, manche Linie groß und bedeutend erscheinen, und für eine einzige geniale Intention eines kraftvollen Geistes wird er hundert wohlciselirte und äußerst richtige und von der Natur abgeschriebene Produkte dahingeben, die in einem Jahrzehent angebetet und im zweiten vergessen werden. Außerdem ist Kabale und Liebe noch heute auf den Bühnen und wird wahrscheinlich um so tiefer sich einwohnen, je weiter wir uns von jenen Zeiten entfernen. Adolf Stahr hat ganz Recht, das Stück liegt uns nicht zu fern, sondern zu nah, wir sind noch in dem Stoffe selbst befangen. *)

Die dramatische Kunst hat seit dem Durchbrechen des Protestantismus, dessen reinste Motive im germanischen Bürgerthum ruhen, alle Kreise des Lebens, alle Stände in ihren Besitz genommen. Ganz absichtslos geschah dies schon in Shakspere's Schule. Neben den adlig ritterlichen Gestalten eines Romeo und Coriolan, und den fürstlichen eines Hamlet und Lear stehen auch Arden von Feversham, das Trauerspiel in Yorkshire. Mit einer bestimmten Absicht wendete sich in England zuerst der Juwelier Lillo mit bürgerlichem Stoff an die Bürgerklasse. Sein Kaufmann von London ist ganz moralisirende Mordgeschichte. Da ist im Gegensatz zu der französischen Tragödie, deren Muster auch die englische Bühne erobert hatte, baare Prosa in Inhalt und Form. Auch bleibt der thränenreiche Vorgang wesentlich im bürgerlichen Herzen. Natürlich; denn die Gesellschaft in England war durch einen Rechtsstaat gegen den Zusammenstoß der Stände gesichert. Auch dort schwächten

*) Oldenburgische Theaterschau I. S. 76.

sich dann die starken Effekte mit Cumberland zum Sittengemälde und Rührstück ab.

Begreiflicher Weise mußte diese Gattung in Frankreich und Deutschland noch mehr durchschlagen, als in England, weil durch den Mangel eines gesicherten Rechtsstandes der Druck, den die höheren Klassen auf das Bürgerthum ausübten, in jenen Ländern weit fühlbarer war. Aber Diderot, der in Frankreich diese Gattung des Rührstückes schuf, kam nicht über die moralisirende Tendenz hinaus.

Lessing erst erhob sich zu künstlerischer Behandlung solcher Stoffe. Er erkannte ihren Werth ganz konsequent aus seiner Theorie von Mitleid und Furcht, als er sagte: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen.“ Er griff mit Miß Sara Sampson in die Tiefen des Familienlebens und ließ, indem er die Handlung auf Leidenschaft und Charakter baute, keine gemeinen, prosaischen Motive in sein Kunstwerk eindringen. Dies war ein ungeheurer Fortschritt. Nach ihm folgte dann O. H. von Gemmingen, welcher 1780 nach dem Vorbilde von Diderot's Hausvater mit seinem deutschen Hausvater noch vor Iffland die Reihe der deutschen Rührstücke eröffnete. Die Richtung setzte sich in Deutschland fest, und die Hamburger Schule, die sich wesentlich auf den aufgeklärten Bürgerstand stützte, sog aus dieser Richtung ihr eigentliches Lebensblut. Aber diese Rührstücke hatten noch etwas Harmloses. Der dritte Stand fing erst an, sich der Quelle seines Druckes und seiner Leiden bewußt zu werden. Tausend Berührungen zwischen Adel und Bürgerthum reizten die gegenseitige Spannung, und nicht immer konnte das Machtwort eines Friedrich des Großen Recht verschaffen. Im Stillen und offenbar, geahndet und ungeahndet, fielen Gewaltthaten vor, die sich dem Arm der Gerechtigkeit durch Bestechung oder durch den Rang des Verbrechers entzogen. Man braucht nur Hippel's Lebensläufe in aufsteigender Linie zu lesen, um die Wahrheit dieser Worte zuzugeben.

In solchen Zeiten wird das Theater ein Areopag, wird die Bühne zum Tribunal, oder wie Gervinus sagt: das Theater ist das eigentlich konstitutionelle Gebäude im Reiche der Poesie. Und es ist nicht gleichgültig, daß Schiller's Abhandlung: was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? mit der Aufführung von Kabale und Liebe so

nahe zusammentrifft. Hier oder nirgends mußte ihm einem unsittlichen verfaulten Weltzustand gegenüber das Wort Hamlets, daß das Schauspiel der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten habe, in die weitere Ausführung sich auslegen, daß es der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen habe. Nur war seine Zeit eine solche, daß die grellen Züge der Schmach mehr auf die adlige, die Züge der leidenden Tugend mehr auf die bürgerliche Seite fielen. Einen Abdruck dieser Zeit geben, hieß also absichtslos ein schneidendes Rechtsurtheil sprechen. Gemmingens Hausvater, den Schiller kannte und, wie er sagt, ungemein schätzte, bot ihm schwerlich mehr, als einige Charakterschablonen, ein größeres Vorbild hatte er in Lessing's Emilia. Und nicht umsonst erwähnt er, grollend über die frivole Schaulust, dieses Drama, indem er sagt: „Wenn Odoardo den Stahl noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Mätresse so zugeführt hat, — welcher Fürst giebt (in der Wirklichkeit) dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg."

Aber Lessing verhüllte allgemein bekannte Vorgänge in italienische Tracht und griff eine Stufe höher. So grunddeutsch sein Stück gedacht ist, so traf es doch nicht den Nerv des dritten Standes. Hier tritt Schiller's geniale That in ihr hellstes Licht. Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirthschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar. Er brachte die beiden Hauptpartheien der Gesellschaft, welche in der französischen Revolution zusammenstießen, auf die Bühne. Und so ist Luise Millerin das erste soziale Drama der gesammten Bühnenliteratur, wie Fiesko das erste politische Drama der deutschen.

Ich kann auch hier nicht auf Alles eingehen, was ein oft ganz launenhafter Geschmack oder ein oberflächliches Räsonnement gegen das Stück eingewendet haben. Nur gegen zwei Einwände will ich die Sache Schil-

ler's vertheidigen. Sie treffen den Organismus des Stückes und kommen von Jemand, der sich gründlich und liebevoll mit der dramatischen Poesie beschäftigt hat.

Hermann Hettner verwirft in der Oekonomie des Drama's die Intrigue. Er verlangt, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Naturnothwendigkeit der verzehrende tragische Funke hervorgelockt werde. Gewiß wird ihm Jeder darin Recht geben. Er wirft deshalb einen tadelnden Seitenblick auf die Räuber und Kabale und Liebe, in welchen Dramen Schiller nicht ohne die Maschinerie eines Bösewichts auskommen könne.

Aber war nicht die Intrigue, der feige, auf krumme Wege sinnende Verstand eine charakteristische Macht der neueren Zeit, des „dintenkleckfenden Säkulums"? Der Geist der spekulativen Intrigue, sagt eine tiefblickende Kennerin der Zeit, waltete im vorigen Jahrhundert in der verschiedensten, ja selbst in romantischer Gestalt *). Konnte Schiller ohne dieselbe den Abdruck seines Jahrhunderts geben? Ich will die Räuber von dieser Seite nicht in Schutz nehmen, wiewohl das fluthende, wilde Naturell Karl Moor's immer vom Dichter in den Vordergrund gestellt wird und z. B. ein Charakter wie Edgar im Lear durch dieselbe Intrigue gar nicht zum Banditen werden konnte. Aber ist denn in Kabale und Liebe in der That der Nerv des Stücks die Kabale, die Intrigue? Das werde ich später bestreiten.

Ein zweiter Einwand, der mit dem ersten zusammenhängt und wenigstens mittelbar Kabale und Liebe angeht, ist in Hettner's Ansicht enthalten, daß die Widersprüche im sozialen Drama nothwendige, in der menschlichen Natur begründete sein müssen. Dagegen hat schon Vischer in seiner Aesthetik geantwortet, daß man hier nicht allzustrenge sondern könne, was vorübergehendes Vorurtheil und dauernder Widerspruch sei. Und ich setze hinzu, daß, wenn nur sonst in einem bürgerlichen Drama ein organisches Weltbild gegeben ist, die Nothwendigkeit von selbst herausspringt.

Am schlagendsten wird eine Vergleichung des vorliegenden Drama's mit Shakspere's Romeo und Julie darthun, was ich meine. Die Familien Capulet und Montague liegen in Fehde mit einander. Gleich-

*) Charlotte 140.

viel, ob aus vernünftigen Gründen, oder nicht. Wir werden zu allen Zeiten begreiflich finden, daß zwei Menschen sich hassen, und was wir von zwei einzelnen Menschen glauben, werden wir von zwei Familien begreifen können. Ein natürlicher Sinn wird sich schwerlich hieran stoßen. Die Sage von zwei feindlichen Familien wird die Menschheit durchklingen, so lange es Menschen giebt. Das genügt, damit der Dichter daran anknüpfen kann. In diesem Zwist steht das Liebespaar wie eine Welt für sich. Der Schwerpunkt liegt hier nicht in den Verhältnissen. Der Charakter der Liebenden ist nicht durch die Verhältnisse von Anfang an gefärbt und bestimmt, nur ihre Handlungen entwickeln sich an den Verhältnissen.

Ganz anders ist die Sache in Kabale und Liebe. Hier wuchsen die Charaktere von Anfang an in ihrem Stande, im Boden ihrer Verhältnisse. Man sagt, diese Verhältnisse sind brutal, der Standesunterschied ist ein Vorurtheil, welches verschwindet, wir können darin keinen tragischen Gegensatz finden. Ich will nicht untersuchen, ob seit dem König Kophetua und seiner Bettlerin der Standesunterschied nicht eine mitklingende Saite der menschlichen Phantasie geblieben ist und bleiben wird. Wenn uns aber ein in sich zusammenhängender Organismus vorgeführt wird, in welchem diese Vorurtheile nur die nothwendigen Glieder sind, so werden wir uns überzeugen lassen, daß hier durch ein verschlungenes Gewebe von Gewohnheiten und Pflichten auch die besseren Charaktere so gebunden sind, daß sie gar nicht anders handeln können. Was hier das große Publikum unmittelbar stark empfindet, weil es selbst noch die Gewalt dieses Gewebes fühlt und wahrscheinlich noch etliche hundert Jahre fühlen wird, das muß derjenige, der über Vorurtheile dieser Art hinaus ist, sich doch ebenso leicht zusammenreimen können, wie er bereit ist, Antigone zu beweinen, sie, die stirbt, weil sie ihren Bruder begraben hat. Eine ewige Gültigkeit giebt es für kein menschliches Werk, also auch für kein Kunstwerk.

Ich glaube, das Schiller'sche Drama giebt das für eine tragische Entwickelung nothwendige Weltbild mit der erforderlichen Vollständigkeit, und hiermit ist Alles in Ordnung. Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Mätresse. Die Geschichte derselben ist zugleich die Vorgeschichte des Hofes und des Dinges, was man damals Staat nannte. Das ist künstlerisch ganz bewundernswürdig. Wir haben

einen Miniſter im Präſidenten, bei welchem ſogleich ganze Reihen im Gedächtniß aufſtehen: Jud Süß, Montmartin, bis hinunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußſucht und Herrſchſucht ſind die Triebfedern der ganzen Maſchine, Intrigue und gefälſchte Handſchriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik und ihr Selbſtgefühl; die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht mit will, wird niedergeſchoſſen. In dieſer Welt fehlt nicht der Punkt auf dem J, nicht das Strumpfband der Prinzeß Amelie, das eine Todfeindſchaft zwiſchen Bock und Kalb verurſacht.

Auf der andern Seite zittert das eingeſchüchterte, ausgeſogene Volk, ſchon ſo weit heruntergebracht durch ein ruchloſes Polizeiſyſtem, daß es alle Widerſtandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürſten; Religion iſt ſein einziger Troſt, ein wenig Muſik und Romanleſen ſeine einzige Bildung. Kriecherei und Angſt ſind die häßlichen Züge, die der Dichter hier nicht vergeſſen hat; denn Wurm gehört auf dieſe Seite.

Da paßt Alles zuſammen. In ſolchen Zuſtänden iſt der einzige Heroismus der Selbſtmord. In ſolcher Welt iſt der Einzelne an ſeinen Stand gebunden, und das iſt die tragiſche Anlage Luiſens. Sie lebt mit Angſt in der Welt, Angſt vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angſt vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit und Unſchuld. Ich will den Charakter nicht weiter ausmalen. Aber es war recht, daß der Dichter ſein Drama nach ihr benannte, denn ſie iſt die tragiſche Heldin. Ihre ängſtliche Frömmigkeit, ihre rührende, freilich ſo begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geſchick herbei. Auf Allem, was ſie ſpricht, liegt ein Trauerflor. Dieſem Weſen iſt jede heroiſche Freiheit, die eine Julie ziert, mit ihrer bürgerlichen Geburt gemordet, ſie iſt das zerſchlagene Herz des deutſchen Volks, nur die Freiheit zu vergehen hat ſie, nicht den Muth, glücklich zu ſein. Von einem Fehler iſt bei ihr nicht die Rede. Ihre Aengſtlichkeit, ihre Pietät iſt ihre ganze Schuld, ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben. Wer das Bürgerthum, welches von jenen Wunden zu geneſen anfängt, gründlich kennt, wird geſtehen, daß dieſer Charakter von einer erſchütternden Wahrheit iſt. Gerade die Halbbildung iſt hier ein Zug, der nicht fehlen durfte. In ſolchen Zuſtänden hört die Naivetät auf.

Ferdinand ist nicht minder seinem Stande verfallen. Offizier, auf Karrière angewiesen, ist er trotz seiner auf Akademien eingesogenen revolutionären Ideen Mitwisser von Schandthaten, die sein Vater — ihm zu Liebe will begangen haben. Trotz seiner klaren Einsicht in die Erbärmlichkeit „der Insektenseelen" und die Faulheit der Zustände ist er durch eine doch immer verzeihliche Rücksicht gegen seinen Vater zum Schweigen verdammt. Ihm ekelt vor seiner Umgebung, aber er kann ihr nicht entfliehen. Ein Asyl ist ihm geblieben, die Liebe. Er hat den Muth, Luisen besitzen zu wollen. „Laß' doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall." Aber er findet gleich in der ersten Scene sein Mädchen in dem Gefühl ihres bürgerlichen Standes muthlos, sie hat ihm eben entsagt, erschüttert durch die Reden des Vaters. Er schilt sie: „Siehst du, Falsche, auf welchem Kaltsinn ich dir begegnen muß." Sie zittert vor Ferdinand's Vater, Ferdinand fürchtet nichts, als die Grenzen ihrer Liebe. Und diese Grenze, sie ist vorhanden. Es ist Luisens Scheu vor einem gewaltsamen Bruch mit ihren bürgerlichen Verhältnissen. Diese Scheu, ich möchte sagen, die schöne Feigheit ihrer Seele, erweckt Ferdinand's Mißtrauen, ein Mißtrauen, das sich in dieser Umgebung wahrlich leicht zur Eifersucht entzünden kann. Auch hier trägt Ferdinand den Fluch seines Standes, in welchem das edelste Weib eine Mätresse ist, in welchem nach des Präsidenten Aeußerung selten eine Mariage geschlossen wird, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend Gäste das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen können.

Ich glaube nicht, daß man hier sagen kann: *wenn* Luise mit ihrem Geliebten entflohen wäre, so war die ganze Tragödie zu Ende. Sie *konnte* nicht fliehen. Und hier komme ich auf Hettner's ersten Einwand zurück, auf die Intrigue. Sie war nur die äußere Handhabe für die Katastrophe, die schon in den Verhältnissen und Charakteren lauerte, sie war nur der zeitgemäße Hebel, durch welchen die Charaktere ihre Rollen ausspielen mußten. Die Scheinmacht der Willkür ist die Rechnung, sie rechnet mit Menschenherzen, die Rechner müssen an dem Facit ersticken. Für die künstlerische Wirkung aber ist die Intrigue im bürgerlichen Drama meiner Ansicht nach ein fast ebenso großer Vortheil, als der Humor. Die starken Aufregungen des Gefühls verlangen hier ein zeitweises Ausruhen. Ein Othello ohne Jago wäre unerträglich.

Ist demnach Kabale und Liebe ein fehlerloses Werk? Soviel ich

einsehen kann, sind seine Vorzüge von überwindender Gewalt und seine Fehler zum Theil von der Art, die man nicht wegwünscht. Denn wer möchte den Hofmarschall Kalb entbehren? Wer möchte nicht lieber mit Adolf Stahr verlangen, daß der Schauspieler hier sich zusammennehme, daß er aus solcher Phrase, wie: „Gott sei Dank, er wird witzig", einen immer noch begreiflichen Nebenbuhler Ferdinand's herstelle. Und nun der Musikus Miller? Den hätte Shakspere wahrlich nicht besser gemacht, und wer hier an der naiven Schöpferkraft Schiller's zweifelt, der ist ästhetisch ein Todeskandidat. Das Gerede, daß Ferdinand nur Schiller selbst sei, kann man nur damit beantworten, daß im Musikus Miller und seiner Tochter Schiller noch weit mehr er selbst ist. Darum wirkte das Stück so, weil die Ferdinand's und Luisen im Parterre saßen.

In der Ausführung sind Lücken, wie das Genie sie stehen läßt. Zwar ist das Mißtrauen Ferdinand's durch einen großen Zug sehr erklärlich, er selbst wird einen Augenblick in seiner Liebe zu Luisen wankend. Er bewundert Lady Milford, er gesteht es Luisen selbst, welche Gefahr ihrer Liebe drohte. Das ist ein Meisterstrich. Aber der Dichter benutzt ihn nicht. Ebenso durfte Ferdinand nicht ein Fräulein von Ostheim für tugendhaft halten. Sein Glaube mußte so weit erschüttert sein, daß ihm nur das Bürgermädchen eine Ausnahme von der Regel machte. Hofmarschall von Kalb konnte wohl in einer Begegnung mit Ferdinand einige Renommagen ausstreuen, eine pikante Erzählung seiner Abenteuer mit Bürgermädchen hätte bei Ferdinand auch den letzten Halt lockern können. Die Leidenschaft that dann das Uebrige.

Wurm — doch ich muß endlich aufhören. Rötscher und Adolf Stahr haben Alles gethan, ihn zu vertheidigen, indem sie an seine, wenn auch sehr zweideutige Neigung zu Luisen anknüpften.

Das Stück wurde am 15. April aufgeführt. Boek spielte den Präsidenten, Beil den Musikus Miller, Iffland den Wurm, Madame Beck (Karoline Ziegler) die Luise, Heinrich Beck den Ferdinand. Das Paar hatte im Januar endlich die Kabalen der Geistlichkeit überwunden und lebte in den ersten Monaten einer glücklichen Ehe. Hier mischte sich Wirklichkeit und Spiel zu einer ergreifenden Wahrheit. Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge bestanden und seinen Freund Streicher zu sich eingeladen. Dieser erzählt:

„Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd,

erwartete er das Aufrauſchen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zuſammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunſch geſprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen dieſe auch hervorbrachten, wer könnte dies beſchreiben! Während des ganzen erſten Aufzugs entſchlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schluſſe deſſelben wurde ein „Es geht gut“ gehört.

Der zweite Akt wurde ſehr lebhaft und vorzüglich der Schluß deſſelben mit ſoviel Feuer und ergreifender Wahrheit dargeſtellt, daß, nachdem der Vorhang ſchon niedergelaſſen war, alle Zuſchauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weiſe ſich erhoben und in ſtürmiſches, einmüthiges Beifallrufen und Klatſchen ausbrachen. Der Dichter wurde ſo ſehr davon überraſcht, daß er aufſtand und ſich gegen das Publikum verbeugte. In ſeinen Mienen, in der edlen, ſtolzen Haltung zeigte ſich das Bewußtſein, ſich ſelbſt genug gethan zu haben, ſowie die Zufriedenheit darüber, daß ſeine Verdienſte anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden.

Kabale und Liebe wurde in demſelben Frühjahr gedruckt und erſchien abermals in der Schwan'ſchen Hofbuchhandlung. Vor dem bürgerlichen Trauerſpiel ſtand eine Widmung an Herrn von Dalberg, in welcher die ſämmtliche Titulatur des Freiherrn aufs pomphafteſte über das Blatt ſtolzirt und ein „unterthänigſt gewidmet“ die Schleppe nachträgt. In weiterer Auflage erſchien das Stück 1784 unter den „Trauerſpielen von Schiller“ und einzeln 1785 und 1786 bei Schwan. Bis 1788 erſchienen zwei Nachdrucke. Die Kritik ignorirte auch dieſes Werk des Genius entweder ganz oder ſuchte ihm doch einige Federn auszurupfen, wie z. B. Engel's Magazin d. Philoſ. und ſchönen Literatur 1785 Heft II. S. 162—165, und die Berliner Lit.- u. Theat.-Ztg. 1784 S. 131 dem Dichter Schuld gaben, die Charaktere aus Gemmingen's Hausvater genommen zu haben. Allerdings hat der Muſikus Miller eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Maler Lebok, auch die Milford mit Gräfin Amaldi, aber wo iſt im Hausvater der ſchneidende Konflikt der Zeit, die Tragödie der Verhältniſſe? Die Gothaer gelehrte Ztg. vom 29. Mai 1784 brachte eine gutgemeinte Rezenſion, wahrſcheinlich von Reinwald, worin es heißt: „Zwar möchte vielleicht die Prädilektion einiger Leſer für ſeine

vorigen Stücke (es geht mit den Schriften öfters, wie mit der Liebe gegen Freunde und Mädchen, wo die erste ebenfalls die stärkste zu sein pflegt) dieses jenen etwas nachsetzen. Aber es hat wirklich herrliche Scenen und die Charaktere sind vortrefflich durchgeführt." Schiller war mit so wohlfeilem Lobe nicht zufrieden und schreibt am 7. Juni an Dalberg: „Meine Kabale und Liebe ist in der Gothaer Zeitung so obenhin rezensiret; gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser." Eine wahrhaft nichtswürdige Rezension erschien in der Berliner Vossischen Zeitung vom 20. Juli 1784, worin es hieß: „Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." Noch pöbelhafter war die weitere Ausführung in dieser Zeitung vom 4. Sept. 1784. Der Verfasser dieser Kritik war Karl Philipp Moritz, der uns im zweiten Bande als Schiller's begeisterter Freund und Verehrer wiederbegegnen wird.

Aber die Kritik vermochte das Werk nicht todt zu machen. „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren, schreibt der alte Zelter an Goethe, auf mich und sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt, magst Du Dir denken. Wer nur jener Zeit es nachsehen kann, wird es nicht so sehr herabsetzen, als Moritz that, der freilich recht hatte (?), doch nicht den Anzug der französischen Revolution ahndete. Es gehört in jene Zeit und ist in so fern ein geschichtliches Stück, voller Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet." Die Bühnen nahmen das Stück mit größter Zuvorkommenheit auf. Der Musikus Miller ward eine Lieblingsrolle des großen Schröder. Auch in Stuttgart ward es aufgeführt. Hier war man anfangs besorgt gewesen, Schiller's Vater schrieb an den Sohn: „Daß ich ein Exemplar von der neuen Tragödie besitze, habe ich noch Niemanden gesagt. Denn ich darf es gewisser Stellen wegen nicht merken lassen, daß es mir gefallen." Aber der Oberst von Seeger gab dennoch die Erlaubniß zur Aufführung und Schiller's Schwestern Christiane (Nannette) und Luise wohnten ihr unentgeldlich bei. Die Noblesse indeß, die sich in dem Ganzen getroffen fand, beschwerte sich beim Herzog darüber, der Oberst erhielt einen Verweis und die Wiederholung wurde verboten.

Wir haben auch hier eine englische Uebersetzung Cabal and love von J. J. R. Timaeus, Leipzig 1796, zu erwähnen, und eine zweite

unter dem Titel the Minister, a tragedy in 5 A. tr. by Lewis. London 1797. 8.

Ganz beſonderes Glück machte Luiſe Millerin aus erklärlichen Gründen in Italien. Auf dem Teatro diurno in Verona wird noch jetzt wohl zwanzig bis dreißig Mal in jedem Sommer una nuovissima produzione di Schiller, intitolata il Ragiro (eigentlich Rigiro, die Kabale) gegeben. Die Erzählung des Kammerdieners der Lady Milford bleibt fort, der Hofmarſchall von Kalb iſt in einen gewöhnlichen Hofbedienten verwandelt. Zum Karneval 1852 ward es ſogar unter dem Titel: Luisa Miller. Melodramma tragico in 3 atti di San Cammarrano posto in Musica dal Maestro Giuseppe Verdi, Milano, zur Oper umgewandelt.

In Frankreich fand das bürgerliche Drama während der Revolutions- und Kaiſerzeit wenig Anklang. Bis 1821 erſchien nur eine Ueberſetzung von La Martelière (1799). Die Reſtauration brachte die Franzoſen auf den Standpunkt, wo 1784 die Deutſchen ſtanden, Kabale und Liebe wurde von 1821 bis 1847 ſieben Mal überſetzt, auch von Alexandre Dumas unter dem Titel: Intrigue et Amour. Poissy, inpr. d'Olivier 1847. 8.

IV.

Eine gute ſtehende Schaubühne.

Gegen Ende April reiſten Iffland und Beil zum Gaſtſpiel nach Frankfurt am Main. Der Theaterdichter begleitete ſie. In Frankfurt führte der Schauſpieldichter und Schauſpieler Großmann die Direktion, ein unruhiger Geiſt, von literariſcher Bildung und Weltmanier, der unter Ekhof's Augen ſeine Laufbahn begonnen, aber wenig in dem Sinne des Meiſters fortgewirkt hatte. Der Kurfürſt von Köln hatte ihn zwar mit der für jene Zeit ſo charakteriſtiſchen Weiſung an ſeinen Hof gefeſſelt, „die Schauſpielkunſt in ſeinem Lande zu einer Sittenſchule für ſein Volk zu erheben". Durch den Tod ſeines Protektors auf ein unruhiges Wanderleben hingeführt, ſchweifte Großmann mit ſeiner Geſellſchaft von Frankfurt bis Aachen, ſelbſt bis Pyrmont hin. Schiller hatte ſomit Gelegenheit, alle Nachtheile einer prinziploſen Theaterwirthſchaft kennen zu lernen und mit den Vortheilen einer guten ſtehenden Bühne zu vergleichen. Die Mannheimer Schule war durch Beil und Iffland aufs glänzendſte vertreten. Am 30. April wurde Verbrechen aus Ehrſucht und am 3. Mai zu Ehren des Dichters Kabale und Liebe aufgeführt. Die Rolle des Kammerdieners, welche in Frankfurt bei der erſten Aufführung (am 27. April) geſtrichen war, wurde wieder eingeſchoben, freilich mit Weglaſſung aller amerikaniſchen Beziehungen. Eine Nuancirung der politiſchen Temperatur, die einen deutſchen Nationalbühnendichter wohl entmuthigen konnte. Aber zur Entmuthigung Schiller's bedurfte es ſchlimmerer Dinge.

Eduard Devrient hat in ſeiner trefflichen Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt ſich über Schiller's damalige Einwirkung auf die Bühne dahin ausgeſprochen, daß der Dichter die Darſtellung nur noch mehr in

der maßlosen Weise bestärkt habe, welche mit den Ritterstücken aufgekommen war. „Das zum Bombast neigende Pathos der Räuber und des Fiesko, das Ueberschwengliche und Ueberspannte in den Charakteren, sogar der bürgerlichen Figuren in Kabale und Liebe“ sei nicht geeignet gewesen, die Saiten des Ausdrucks zurückzuspannen. Schiller's Anmerkungen für die Darstellung könne man deutlich entnehmen, welcher Art sein persönlicher Einfluß auf die Schauspieler gewesen sei. Es müsse als eine Reaktion der Schauspielkunst gegen die Gewalt der neuen Literaturbewegung, als eine Reaktion im Lessing'schen Geiste zu Gunsten der Regelmäßigkeit und einfachen Menschendarstellung betrachtet werden, daß Iffland gerade jetzt dem bürgerlichen Drama einen Reiz zu geben wußte.

Ob Lessing, wenn er Stücke wie Fiesko und Luise Millerin erlebte, nicht in diesen Dramen mehr seines Geistes erkannt hätte, als in der Iffland'schen Reaktion, ob er, der Julius von Tarent auszeichnete und mit jedem seiner Werke höhere Ansprüche an Schauspieler und Publikum machte, wenn er zwischen Iffland'scher Nüchternheit und Schiller'scher Trunkenheit zu wählen hatte, sich nicht für die letztere entschieden haben würde, — ich möchte diese Frage auch gegenüber einem so treuen und kompetenten Wortführer der Schauspielkunst bescheidentlich aufzuwerfen wagen. Wahr ist es, einzelne Bühnenweisungen in Schiller's Jugenddramen sind ganz im Sinne der vielen Ausrufungszeichen von Sturm und Drang. Aber er schrieb seine Bühne mit in den Text und mußte es so ausdrucksvoll thun, da die kühnen Situationen eine ganz neue Mimik verlangten. Neben den Mißgriffen, die nur auf der Höhe des Genie's möglich sind, stehen doch auch treffende Fingerzeige, welche vielleicht ein Iffland gleich unfähig war zu denken wie zu spielen. Welch eine Plastik liegt z. B. in der Weisung: „ihm graß nachstierend“ oder: „bleibt plötzlich in schrecklicher Erschlaffung stehn“. Es ist denn doch immer der Seelenausdruck, den Schiller verlangt, und allein in seinem Uebermaß lagen die Keime zur Bühne der höchsten poetischen Aufgaben, wie sie von Fleck und Ludwig Devrient gelöst wurden.

Und wie scharf spricht sich schon in dem Aufsatz „über das gegenwärtige Theater“ der dreiundzwanzigjährige Schiller gegen alles Outriren aus, wie schildert er nach dem Leben die gespreizten Gesten, das naturalistische Verschlucken der Worte, wie bewundert er in einer 1784 für Göcking's Journal geschriebenen Rezension über Iffland's Lear, daß

dieſe Darſtellung ein Ganzes ſei, daß keine Grimaſſe, keine Bewegung des unbedeutendſten Muskels die andern Lügen ſtrafe. In demſelben Sinne ſchrieb er jetzt von Frankfurt aus an Dalberg: „Ich geſtehe, daß mir bei den ſchrecklichen Ausſichten auf meine Lady u. dgl. bange iſt, konvulſiviſche Bewegungen auszuſtehen, wie ein Verurtheilter.“ Er theilte von ganzem Herzen die Freude über den Sieg, den das geſchloſſene Kunſtprinzip hier errang, er berichtet, daß Iffland und Beil mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen worden. „Wo wir hinkommen, ſchreibt er an Dalberg, beweiſt man dem Mannheimer Theater die entſchiedenſte Achtung.“ Dem Regiſſeur Rennſchüb, welcher in Meyer's Stelle eingerückt war, verkündigt er die materiellen Beſchwerden des Triumphs mit den Worten: „wir werden von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen.“ Er bleibt indeſſen nüchtern genug, um manche Bemerkung zu machen, welche er Dalberg mitzutheilen brennt, und ſagt: „ich weiß zuverläßig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dies mehr bewirken könnte, als mein hieſiger Aufenthalt.“

Zu der frohen Erregtheit ſeines ganzen Weſens trug beſonders die Bekanntſchaft einer Frau bei, welche durch eine gleiche Begeiſterung für die dramatiſche Kunſt unlängſt auf die Bühne geführt war, „ein Herz, wie Schiller ſie ſeinem Reinwald (5. Mai) ſchildert, ganz zur Theilnahme geſchaffen, über den Kleinigkeitsgeiſt der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und ſelbſt da noch verehrungswerth, wo man ihr Geſchlecht ſonſt nicht findet.“ Es war Sophie Albrecht. Sie war zwei Jahre älter als Schiller. Schon als Kind zeigte ſie bei knabenhafter Wildheit treffliche Anlagen, welche ihren Vater, den Profeſſor Baumer in Erfurt, auf den Gedanken brachten, ſie ſtudiren zu laſſen. Nach ſeinem frühzeitigen Tode verheirathete ſie ſich, nur funfzehn Jahre alt, an den Dr. Albrecht und begleitete ihn nach Reval, wohin er als Leibarzt eines reichen Edelmanns ging. Ein unwiderſtehlicher Hang und ein lebhaftes dichteriſches Gefühl zog ſie zum Theater. Nachdem ſie in Erfurt ihren erſten Verſuch gemacht, debütirte ſie auf Großmann's Anregung am 30. Oktober 1783 in Frankfurt mit Erfolg als Lanaſſa und hielt ſich mit ihrem Gatten, den Schiller ebenfalls liebgewann, noch jetzt dort auf, um ihre Ausbildung zu vollenden. Ihr Bild zeigt uns ein ſprechendes Antlitz mit ſchwärmeriſch

blickenden Augen, zu denen ein keckes Näschen in reizvollem Kontrast steht. Sie war blond, dabei von leidenschaftlich anziehendem Wesen, welches ebenso sehr, wie ihr Talent und der zarte Umriß ihrer Gestalt dazu beitrug, sie zu einem vielgefeierten Liebling des Publikums zu erheben. Reinwald, der sie kannte, aber mehr für „reifes Denken" eingenommen war, antwortete auf Schiller's begeisterte Schilderung: „sie empfindet zu viel. Auch ist in ihrem Charakter zu viel Roman und solcher, der mich schreckt, nicht die heftige, unwillkührliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und andere peinigt und deren Ende der Tod ist." Dieses Ende erfolgte, von der Armen, die später von ihrem Gatten geschieden wurde, ungeduldig herbeigefleht, im Spital zu Hamburg 1840, nach einem Leben von 83 Jahren. Wie hätte Schiller mit Reinwald's klaren und nüchternen Augen die Frau betrachten können, die damals in schöner Begeisterung ihm entgegentrat! Wer wird sie anklagen, zu viel oder in unvollkommenen Versen empfunden zu haben, wenn sie in ihren Dichtungen singt:

Schwebe denn auf, mein Lied
Dem Manne,
Dessen Strahlenglanz meine Seele erquickt,
Töne ihm innigen Dank
Für jeden Schauer,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten,
Für die süßen Thränen,
Die ich mit seiner holden Leonore verweinte,
Für das furchtbare, majestätische Grauen,
Das mich durchbebte,
Als ich Karl von Moor
In Missethat und Tugend bewunderte,
Flüstre ihm leise,
Daß ich ihn liebe mit heiligem Feuer ꝛc. *)

Hier schloß sich eins jener Bündnisse für das Gute und Schöne, welche im Eingang des Kapitels geschildert sind, hier athmete der Dichter in reinerer Atmosphäre und vergaß für einige Tage all die tausend

*) Clemens, Anthologie ꝛc. S. 7. Hamb. Schriftstellerlexikon.

Bedrängniſſe, die ihn in Mannheim erwarteten, als er traurig und ohne ſeine Begleiter dorthin zurückkehren mußte. Denn dieſe gingen in ſeine Heimath, nach Stuttgart, wohin er nicht mitgehen konnte. Der Herzog Karl ließ nicht die Werke ſeines Zöglings den Groll entgelten, welchen er gegen letztern hegte. Iffland und Beil gaſtirten in den Räubern, errangen auch hier dem Drama einen glänzenden Erfolg und ſich ſelbſt die begeiſtertſte Aufnahme. Der alte Schiller beklagte ſich ſehr bei ſeinem Sohn, daß Iffland nicht einmal ſo viel Zeit gefunden habe, auf die Solitude zu kommen.

Während ſeine kühne Schöpfung ins Vaterland zurückkehrte, ſaß der verbannte Dichter und brütete umſchwebt von den Eindrücken, die er in Frankfurt empfangen, über einem Plan, die Mannheimer Bühne auch in der Preſſe würdig zu vertreten. Er glich dabei mehr als jeder Andere dem Mann im Syrerland, der im Brunnen ſitzt, wenn man unter dem Drachen, der unten droht, das Fieber, und unter dem Kameel, das oben ſchreckt, die Stuttgarter Schulden verſtehen will. Zwar ſchwelgte er noch im Andenken an Sophie Albrecht, aber jetzt, getrennt von ihr, empfand er die Oede ſeiner alten Umgebung, das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, und gegen wen konnte er dies beſſer, als gegen ſeinen alten erprobten Gewiſſensrath, gegen ſeinen Reinwald, den auch Albrecht's kannten und ſchätzten. Es iſt wahrlich keine empfindſame Glückſucherei, wenn Schiller im Gedächtniß an eben erhaltene Beweiſe ſeines Berufs und im Angeſicht der Hemmniſſe, die ihn umgaben, nach dem traurigen Bericht über ſeine Krankheit im Ausſtrömen ſeiner von Gram gedrückten Seele ausruft: „Beſter Freund! ich bin hier noch nicht glücklich geweſen, und faſt verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anſpruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geſchwätz, wenn ich geſtehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein ſeligſter geweſen, der vielleicht nie wieder kommen wird.“ Dieſes Glück kam wieder, in Volkſtädt, in ſeiner Ehe. Aus allen ſeinen Worten, aus der Frage, ob Reinwald noch keinen Gegenſtand für ſein Herz gefunden, tönt leiſe die Sehnſucht nach dem Weibe, nach einer menſchenwürdigen Exiſtenz. Er klagt über die tauſend Bekümmerniſſe, die widrigen Unbequemlichkeiten ſeiner Lage, und daß ſelbſt die Entwürfe, dieſe zu überwinden, ihm unaufhörlich neue Qualen und Sorgen machen. Er hatte es vorgezogen, auf die in ſeinem Kontrakt bedungenen Theatereinnahmen von

seinen Stücken zu verzichten und statt dessen die runde Summe von 200 Gulden als Ersatz anzunehmen. Die Herausgabe seiner Dramen erhöhte diese Einnahme um etwas. „Aber, schreibt er, Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 Gulden in Mannheim und vorzuglich im theatralischen Zirkel ist — wie wenig Segen, möcht' ich sagen, in diesem Gelde ist." Seine Junggesellenwirthschaft ohne rechte Bedienung, seine Ehrenausgaben, seine schlechte Oekonomie, seine Unberathenheit und Einsamkeit bei vielen Bekanntschaften, Alles dies zwang ihm das Geständniß ab: „Hätte ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit warmer herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu."

Schiller hatte natürlich seine Stuttgarter Schulden, die sich nach Petersens Zeugniß sogar auf 700 Gulden beliefen, noch immer nicht abtragen können. Die Gläubiger hatten bereits begonnen, sich an den Vater zu halten. Der Hauptmann, welcher schon meinte, daß sein Sohn eher Unterstützungen gewähren, als verlangen müsse, da die Familie allein auf die karge Besoldung von 400 Gulden angewiesen war, erschrak nicht wenig, als ihm von der Generalin von Holl eine Schuldverschreibung über 100 Gulden und vom Hauptmann Schade eine desgleichen über 50 Gulden präsentirt wurde. Der brave Mann stand für beide Posten gut, damit der Sohn desto ruhiger arbeiten könne, er versichere sich aber dabei, schreibt er, daß ihn der Sohn nicht zum Nachtheil der Schwestern im Stiche lassen werde. Aber dieser hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater verborgene Schulden, und kam bald in solches Gedränge, daß er nur den Hauptmann Schade befriedigen konnte, und dem Vater überlassen mußte, die Holl'sche Schuld durch die kleine Summe zu tilgen, welche zur Aussteuer der Töchter erspart worden.

Begreiflicherweise ermahnte der Vater wieder und wieder den Sohn, zu seinen medizinischen Studien zurückzukehren, ein Theaterdichter sei in Deutschland ein kleines Licht, seine ersten drei Stücke hätten nicht viel eingebracht und wer wisse, ob nicht die spätern noch gegen diese zurückstehen würden.

Der so gering angeschlagene Theaterdichter ward zwar durch die

Beſuche von Fremden, die ſeine Bekanntſchaft zu machen wünſchten, über ſeinen Werth ganz anders belehrt, aber ſo reizend in Geſellſchaft dieſer neuen Bekannten bald im Park von Schwetzingen, der im vollen Schmuck des Mai's prangte, oder in dem nahen Waldheim die Stunden verfloſſen, ſo entſcheidend einige dieſer Bekanntſchaften für ſein ganzes Leben wurden, damals raubten ſie ihm Zeit und gaben ihm mit ihren Genüſſen zugleich ſeine Krankheit und immer die doppelt erneute Empfindung ſeiner unglücklichen Lage wieder. So war er Ende Mai von Heidelberg, wohin er ſich durch einige Fremde hatte mitziehen laſſen, mit ſeinem „lieben Fieber" wieder zurückgekehrt und lag nun, aus dem ſchüttelnden Froſt in die brennendſte Glut geworfen, von Durſt gequält, mit einem von Chinarinde geſchwächten Magen danieder. Niemals hatte er ſeine Gedanken ſo nöthig als jetzt. Das dritte Stück ſeines Kontraktes ſollte zu Anfang September fertig ſein und noch wußte er nicht den Titel deſſelben. Außerdem mußte er als neues Mitglied der deutſchen Geſellſchaft endlich einmal mit einem Vortrage debütiren. Denn hauptſächlich auf Veranlaſſung eben dieſes neuen Mitgliedes war die Geſellſchaft gerade jetzt im Begriff, einen Schritt zu thun, der ganz in ihrer Tendenz lag. Es ſollte ein eignes Journal gegründet und demſelben durch die engſte Verbindung mit der Nationalbühne ein friſches, volksthümliches Blut mit auf die Welt gegeben werden. Schiller wollte als Sekretär dieſe Vermittelung zwiſchen einem Ausſchuß der Geſellſchaft und dem Theaterausſchuß übernehmen, er hatte Dalberg hierüber Vorſchläge gemacht, welche von einer ſcharfen Kritik des damaligen Zuſtandes der Geſellſchaft begleitet waren. Durch ein Verſehen gerieth dies Manuſkript unter die cirkulirenden Papiere der Geſellſchaft, kam dem Ritter von Klein in die Hände und es gab für Schiller einige beklemmende Augenblicke, in denen er glaubte, es werde daraus für ihn die unangenehme Nothwendigkeit erwachſen, dasjenige der Geſellſchaft in voller Sitzung ins Geſicht zu ſagen, was ihr durch ſein nur für Dalberg beſtimmtes Manuſkript wider ſeinen Willen bekannt werden konnte. Dieſe Befürchtung ward gehoben, indem das Manuſkript ohne weitere Folgen wieder in Schiller's Hände kam, aber es ſtellten ſich ſeinem Plan, der auf eine ſelbſtändige Dramaturgie hinauslief, ſowohl Seitens der Geſellſchaft, welche ihm nur einen dramaturgiſchen Theil in dem Journal gewähren wollte, als auch von Seiten der Theaterintendanz

große Schwierigkeiten entgegen, welche Schiller vergebens mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit und einem nicht geringen Aufwand von Zeit und Kräften zu überwinden suchte.

Unter solchen zerstreuenden Arbeiten sank seine Dichterlust und was noch schlimmer war, sein Selbstgefühl, und je mehr die Sommertage ungenützt für neue Produktion dahinschwanden, um so näher trat ihm der beklemmende Gedanke, er werde die bereits halb vergessenen medizinischen Studien von Neuem aufnehmen müssen, um zu promoviren, und der Muse, die ihn nicht nährte, nur seine freien Augenblicke widmen können.

Aber als ob der Genius des deutschen Volks die Gefahr solchen Verlustes geahnt hätte, ließ er, während die Fürsten schwiegen, in diesen Wirrwarr von Stimmen, welche seinen Liebling hin und herzogen, von unbekanntem Munde plötzlich den Ruf ertönen: Du bist Dichter! Friedrich Schiller, du bist mein Dichter! einen Ruf, der wieder und wieder erklang, so lange seine Seele ihn vernehmen konnte.

In der ersten Woche des Juni erhielt Schiller ein Paket aus Leipzig. Darin war eine kostbare Brieftasche mit kunstvoller Stickerei: eine musikalische Komposition von Amalien's Arie aus den Räubern und vier Portraits von zwei Damen und zwei Herren, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Enthusiastische Briefe begleiteten die Sendung. Der eine der Herren schrieb: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.

Der Mann, der dies schrieb, war Christian Gottfried Körner, die

andern Personen seine Braut Minna Stock, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Brieftasche von Minna gefertigt.

Schiller war überrascht, erfreut, gehoben. Keine Arzenei der Welt hätte solche Heilkraft für seine Gesundheit haben können, wie diese Freude. Er fühlte sich verstanden, anerkannt. Er richtete sich auf mit erhelltem Antlitz. Mit solchem Beweise in der Hand konnte er sich fortan auf die Besseren des deutschen Publikums berufen, konnte er glauben, daß der dramatische Dichter die Nation aus ihrer Erschlaffung emporreißen könne. Nicht seiner persönlichen Bekanntschaft, nicht der technischen Vollendung seiner Kunst, nur ihrem freien und großen Sinn verdankte er diesen Zuruf.

Man hätte erwarten sollen, daß Schiller auf solche Briefe sofort mit der feurigsten Erwiederung antworten würde. Aber während er erfreuten Herzens Gönner und Freunde die Geschenke sehen ließ, schrieb er erst nach beinahe sieben Monaten an diejenigen, deren Gunst vielleicht mancher Andere an seiner Stelle hastig sicher genommen hätte. Wie innig und tief er bewegt war, hören wir von ihm selbst in einem Briefe vom 7. Juni. Seiner Freundin in Bauerbach erzählt er, welch ein Geschenk er vor einigen Tagen empfangen. „Ein solches Geschenk, schreibt er, ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub längst verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ In der sonnigen Witterung dieser Freude erschlossen sich alle seine Hoffnungen, erschloß sich einmal wieder das nächste natürlichste Verlangen seiner jugendlichen Seele. Er sehnte sich nach gegenwärtiger Mittheilung und Theilnahme, nach einer Brust, an der er Ruhe, Heiterkeit finden könnte, aus den tausend wilden Affekten, die ihn ewig herumzerrten, sehnte er sich nach Maß, nach einem natürlichen Leben, nach häuslichem Glück.

Es mag denjenigen, die sich einen Dichter nicht anders, als nach

dem Maße von Karl Moor denken können, sehr philisterhaft erscheinen, daß Schiller nur die natürlichen Empfindungen eines jungen Mannes von vierundzwanzig Jahren hatte und wenige Tage nach einer so glänzenden Anspornung seines Ehrgeizes der Freundin das Geständniß macht, er gehe mit dem Gedanken um, zu heirathen. Aber es ist einmal eine Thatsache. Und er hat jetzt ebenso vernünftige Gründe dafür, als Benedikt in Viel Lärm um Nichts und Friedrich Schiller an Zumsteeg dagegen. „Sie werden lachen, liebste Freundin, schreibt er, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin, — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die stille leidenschaftslose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken hervorgebracht." Seine Liebe zu Lotten war noch nicht erloschen. Hier fährt er nun unverholen heraus: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich." Diese Briefkühnheit einer späten Abendstunde verschwand, als er die Zeilen nach einigen Tagen überlas, er erschrickt über seine thörichte Hoffnung. „Doch, fährt er fort, meine Beste, so viel närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." Hiermit hatte er Lotten eigentlich entsagt.

Unter dem Eindruck der Leipziger Sendung, gehoben zu dem ganzen Bewußtsein seiner dichterischen Macht, ermahnt von Reinwald, auch durch ein Urtheil Gotter's angetrieben, der den Plan zu Don Carlos gesehen und groß befunden hatte, fing er an, bestimmter an eine Weiterführung des angefangenen Dramas zu denken. Auch hielt er am 21. Juni in der deutschen Gesellschaft eine Eintrittsrede über das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Sie ist eins von den Dokumenten, welche der Menschheit angehören. Wo immer die Schaubühne vor den Staat tritt, um wieder in ihre Würde eingesetzt zu werden, diese bill of right wird sie in Händen halten.

Hoffmeister sagt von dieser Abhandlung nach dem gerechtesten Lobe: sie wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzu strenge in den Dienst der Moral und Belehrung gestellt wäre. Geschieht das wirklich im Schiller? die Schaubühne einmal als moralische

Anſtalt betrachten, heißt das ſo viel, als: die Schaubühne iſt eine moraliſche Anſtalt? Gehen wir auch hier geſchichtlich zu Werke.

Seit Plato ſich in ſeinem Ideal einer Republik gegen die dramatiſche Poeſie ausgeſprochen, hatten heidniſche Philoſophen und chriſtliche Kirchenväter ſie verdammt. Nahm auch ein Thomas von Aquinum ſie in Schutz, billigte auch Luther auf proteſtantiſcher Seite die geiſtlichen Bürger- und Schuldramen, ſo führte dagegen ein Prynne in England mit ſeinem Hiſtriomaſtix einen Hieb gegen das Schauſpiel und ſeinen königlichen Protektor, daß ihm dafür die Ohren abgeſchnitten wurden. In Deutſchland traten ehrenwerthe Theologen in Luther's Fußtapfen. Aber ſelbſt die warme Vertheidigung eines Joh. Dürr 1662 ſchlug doch ſo wenig durch, daß noch 1753 einem Literaten Uhlich in Frankfurt a. O. das Sakrament verweigert wurde, „weil er einmal Schauſpieler geweſen.“ Und in der Praxis ſah es ſo übel aus, daß die Worte „beten, Gott“ nicht auf dem Theater geſprochen werden durften. Körner ſchreibt, daß in Dresden Hamlet anſtatt „ich meines Theils will beten gehn“, ſagen mußte: „was mich betrifft, ich will das meinige thun.“

Wie wenig Vertrauen Schiller ſelbſt damals zur Moralität der Schauſpieler hatte, geht unter andern aus dem erwähnten Briefe an Reinwald vom 5. Mai hervor, worin es in Bezug auf Sophie Albrecht und ihre Abſicht, zur Bühne zu gehen, heißt: „unſere vereinigten Bitten retten der Menſchheit vielleicht eine ſchöne Seele, wenn wir ſie auch um eine große Aktrice beſtehlen.“

In den wiſſenſchaftlichen Regionen hatte d'Alembert die Bühne ohne ſittlichen Nachdruck vertheidigt, Sulzer und Leſſing hatten das Thema ſchon tiefer gefaßt, ja letzterer war eigentlich mit ſeiner ganzen Perſon und Geſchichte ein lebendiges Wahrzeichen, über welches die Orthodoxen nicht hinwegſpringen konnten. Aber dieſe letztern hatten einen furchtbaren Bundesgenoſſen an Jean Jacques Rouſſeau, und es beweiſt genug für Schiller's Selbſtändigkeit, daß er dieſem Führer gegenüber, wiewohl er in Bezug auf die Perſonen faſt mit ihm übereinſtimmte, die Sache mit ganz klaren Augen anſah. Rouſſeau verdammte aus abſtrakter Vergötterung der Natur und des alten heroiſchen Zeitalters die feinere Kultur, alſo auch das moderne Schauſpiel. Er behauptete, daß die Unſittlichkeiten der Schauſpieler und die Verachtung,

in welcher sie standen, nothwendig in ihrer Profession begründet seien. *)

Hierauf ohne Zweifel beziehen sich folgende Worte in Schiller's Vortrag: „Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. — Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war." Auf Rousseau's Angriff hat Niemand glänzender und energischer geantwortet als Schiller. Er zählt selbst die Hauptanklagen auf, den Leichtsinn, die Frechheit der Schauspieler, die Frivolität der Stücke. „Man sagt: Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne."

Man darf demnach nicht vergessen, daß wir es hier mit einer Vertheidigung, nicht mit einer erschöpfenden aesthetischen Würdigung zu thun haben. Unserm Dichter war durchaus der Werth der Schaubühne in dem Werth des Dramas enthalten. Er setzt im Eingange das poetische Genie stolz neben das gelehrte, Shakspere's Julius Cäsar neben die Entdeckung Newtons. Aber die Darstellung des Dramas verlangt eine stehende Bühne, verlangt ein Institut, ist eine öffentliche und den Menschen ergreifende. Es ist die Frage, was bedeutet dieses Institut dem Staate? Erfüllt es die Ansprüche, die ein Gesetzgeber an eine öffentliche Anstalt stellt, kann es die Menschen innerhalb ihres Wesens veredeln?

Ich will den Leser nicht der Mühe überheben, diese unübertreffliche Vertheidigung in der strahlenden Waffenrüstung der Schiller'schen Worte einmal wieder zu lesen. Nur darf man sich nicht wundern, daß der Verfasser in diesem glänzenden Plaidoyer allen möglichen Vorzügen nachspürt, die sein Delinquent haben kann. Mit einem Meistergriff faßt er sofort die Religion in ihrer sinnlichen Erscheinung, stellt sie neben die Bühne, erhebt die Gerichtsbarkeit beider im Gegensatz zum weltlichen, zum Staatsgesetz. Aber selbst die Religion bleibt ernst zurück, wo die Schaubühne die Thorheiten der Menschen durch Gelächter heilt. Daß

*) Lettre à M. A. d'Alembert.

die Bühne Menschen kennen lehrt, nachsichtiger macht, den Großen die Wahrheit zu hören giebt, Alles dies ist ihm nicht genug. Auch Industrie und Erfindungsgeist, sagt er, würden vor dem Schauplatz Feuer fangen und ich glaube, daß Schiller in seinem Seedrama ebenso gut ein Lob des Kompasses anbringen konnte, wie er im Wilhelm Tell die Geschichtsschreibung eines Johannes Müller verewigt. Er wußte sehr wohl, an welchen Wurzeln die idealsten Erscheinungen im Boden stecken müssen, um gesund zu gedeihen.

Aber über die Belebung selbst des Nationalgeistes eilt er dem letzten Ziel seiner Vertheidigung zu, die Schaubühne stellt die Harmonie unserer Kräfte wieder her. Mit andern Worten, sie erfüllt das, was Aristoteles fordert, sie reinigt uns von niedern Affekten, sie ist eine Gymnastik der Seele, eine Versöhnung der Sinnlichkeit und der Vernunft. „Und dann endlich — sagt er — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu seyn."

Einen Punkt dieser Vertheidigung, der für Gegenwart und Zukunft eine praktische Bedeutung hat, darf ich nachträglich wohl schärfer beleuchten.

In gewissem Sinne und in einem Augenblick gehörte, wie meine Leser wissen, selbst Lessing zu den Gegnern wenigstens des deutschen Schauspiels. Sein Wort: „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" dieses Wort hat damals, wie noch jetzt der Bequemlichkeit trefflich in die Hände gearbeitet. Ich halte dasselbe für ein bloßes Stimmungswort. Lessing schrieb den Nathan trotzdem. Zur Meinung erhoben ist es der Meinung gleich, welche behauptet, einer Nation kann erst Freiheit gegeben werden, wenn sie für die Freiheit reif ist. Es ist die Ansicht des Mannes, welcher nicht ins Wasser gehen wollte, bevor er nicht schwim-

men könne. Schiller war weniger ängstlich und es ist ein denkwürdiges Wort, womit er das deutsche Schauspiel, hoffnungsreicher als Lessing, an den Muth und die sittliche Kraft der Dichter wies und sie zu Fahnenträgern der Volkskraft und des Nationalgefühls erhob. „Wenn in allen unsern Stücken, sagt er, ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." Wie kann man so blind sein, dies ableugnen zu wollen! Hat Kotzebue sammt seinen Nachfolgern nicht den Nationalsinn depravirt? Die üblen Wirkungen, die ein Theater auf die Nation hervorbringt, lassen schließen, daß es auch andere hervorbringen kann. So hat die Bühne in der Hamburger Schule die Herrschaft der Franzosen gestürzt und Schiller hat im Carlos, Wallenstein, ja eigentlich in allen Stücken, die nicht Experimente sind, die großen Grundlagen, auf welchen eine Nation ruht, Gedankenfreiheit, individuelle Kraft, Gerechtigkeit, Heldenmuth, politische Freiheit und Einigkeit, so weit es die Bühne irgend vermag, zu erbauen begonnen. Haben Frankreich und England, trotzdem sie Nationen waren, mehr als eine hauptstädtische Bühne gehabt und haben sie jetzt eine Nationalbühne? und sind ihre künstlerischen Früchte, den einzigen Shakspere ausgenommen, dessen Hauptwerke Hamlet, Lear, Othello, Romeo doch wahrlich nichts mit der Nation zu thun haben, mit den unsern zu vergleichen? Sind ihre Schauspieler mehr als unsere Ekhof, Schröder, Fleck, Devrient gewesen? Die Bühne allein kann nicht eine Nation machen. Aber ihre Mitwirkung ist nicht hoch genug anzuschlagen und an allseitiger Durchdringung des Volksbodens von vielen kleineren Mittelpunkten aus bietet die deutsche Schaubühne bereits in ihrer bisherigen Geschichte ein ganz bewundernswürdiges Beispiel. Es wäre selbst mit den gegenwärtigen Talenten, wie die Vierziger Jahre zeigten, weit mehr zu leisten, wenn diese fest und unbeirrt dem Schiller'schen Ideal nachstrebten, anstatt in einseitige Theorien oder in Spielereien sich zu verlieren.

Die deutsche Gesellschaft sah wohl, welche hervorragende Kapazität in dem neuen Mitgliede ihr zugefallen war und wenn sie auch seine dramaturgische Unternehmung nicht mit ihrer Tendenz vereinigen konnte, so achtete

ſie ſein Urtheil in wiſſenſchaftlichen Dingen. Das erfuhr er, als zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung bei Gelegenheit der diesjährigen Preisbewerbung eine Arbeit ſeines alten Freundes Peterſen „über die Epochen der deutſchen Sprache“ einlief, welcher er mit ſeinem ebenſo gerechten als freundſchaftlichen Gutachten zwar nicht, wie er anfangs glaubte, den erſten Preis, aber doch ein Acceſſit von 25 Dukaten zuwandte. Er ſchrieb dem alten Burſchen bei dieſer Gelegenheit einen prächtigen Brief, in dem wir auch unter andern leſen, daß er in Heidelberg zu promoviren gedenkt und ſeines Einfluſſes auf Dalberg ſehr ſicher iſt. Schiller ließ nicht ab, nachdem ſein Plan mit der dramaturgiſchen Monatſchrift auf der einen Seite abgewieſen war, ihn Dalberg unter einer anderen Form zu empfehlen, ſo daß ſich letzterer den ſchriftlichen Entwurf ausbat, welchen Schiller denn auch am 2. Juli überſandte.

Energiſcher und populärer angelegt, als Leſſing's geſcheiterte Dramaturgie, ſollte Schiller's Journal die Mannheimer Bühne in ihrer geſchichtlichen Entſtehung, in ihrer Einrichtung und Verwaltung beleuchten, die erleſenen Stücke, ſowie die Tageskoſt und die Darſtellung beſprechen, ſie ſollte in Aufſätzen von Schauſpielern und vom Herausgeber in wenigen Jahren das ganze Syſtem der Schauſpielkunſt entfalten und außerdem die nöthigen literariſchen Näſchereien bieten.

Schiller hatte auch hier die ſicherſte Intention. Die Mannheimer Schule mit ihrer Löſung von Preisfragen, mit ihrer trefflichen Organiſation blieb doch weſentlich in ihren Wirkungen auf den Kreis der dortigen Schauſpieler und Kenner beſchränkt. Schiller hätte dieſe vereinzelten Fäden durch die Macht ſeines aufgehenden Geſtirns einem großen Kreiſe enthuſiaſtiſcher Leſer zugeworfen und hätte in der That hier die Verſtändigung unter den dramatiſchen Dichtern, wovon er in ſeiner Vorleſung ſprach, ins Leben gerufen.

Die Monatſchrift ſollte auch das Perſonal der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte und die individuelle Kritik über ein jedes Mitglied, ja ſelbſt über den Vorſtand enthalten. Dies mochte Dalberg bedenklich erſcheinen und als Schiller für die Redaktion 50 Dukaten verlangte, lehnte der Intendant das ganze Projekt ab, indem er die Theaterkaſſe für unfähig erklärte, dieſe Zahlung zu leiſten. Indeſſen gab Schiller den Plan auch jetzt noch nicht auf und begann eifrig, Materialien zu ſammeln.

Das Beſte, was der Dichter zur Hebung der Bühne hätte thun können, war ohne Zweifel, Dramen zu ſchreiben. Aber gerade der Dichter ſtand hier dem Dramatiker im Wege. Drei Stücke pro Jahr, dieſe Forderung ſah ſehr der Anſicht des Direktors im Vorſpiel zu Goethe's Fauſt ähnlich:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poeſie.

Dalberg wurde bereits ungeduldig. Hatte er ſelbſt doch Schiller im Don Carlos ein Sujet an die Hand gegeben. Hatte doch Schiller es vortrefflich gefunden. Aber Dalberg vergaß, daß er den Kontrakt mit einem Geſunden gemacht hatte und daß ein Kranker ihn erfüllen ſollte. Ja, der Kunſtmäcen ſcheint Schiller ſelbſt durch vielfache gute Rathſchläge, die einen Tadel des Fiesko und der Luiſe Millerin einſchloſſen, unſicher gemacht zu haben. Denn dieſer muß ihm am 7. Juni verſichern, daß das neue Stück Don Carlos kein politiſches, ſondern nur ein Familiengemälde im fürſtlichen Hauſe werde und daß er Alles vermeiden wolle, was die Empfindung empören könne.

Der Künſtler zeigt ſich in dem, was er kann, aber der große Künſtler in dem, was er nicht kann. „Während er, erzählt Streicher, ſich noch in Mannheim mit der Geſchichte Spaniens recht vertraut zu machen ſuchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald dieſe, bald jene, aber immer eine tragiſche Entwickelung haben ſollte. Endlich glaubte er einen ſolchen feſthalten zu müſſen, in welchem die Erſcheinung eines Geſpenſtes die Entſcheidung herbeiführte, und beſchäftigte ſich ſo gänzlich damit, daß er ſchon anfing, ſeine Gedanken niederzuſchreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Drama's und eines wahren Dichters ſchien, die größte Wirkung einer Schreckgeſtalt ſchuldig ſein zu ſollen. Dieſe Unentſchloſſenheit in der Wahl, dieſes immerwährende Ausſpinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte.

„Jedoch er konnte nicht anders. Es war ſeiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles ſollte erſchöpft, Alles zu Ende gebracht werden. — — Seine Erregbarkeit für dichteriſche Gegenſtände ging in's unglaubliche. Er war dafür gleichſam eine immer glühende, nur mit leichter Aſche bedeckte Kohle. Ein Hauch

und ſie ſprühte Funken. Aber ſowie er jede Sache in ihrem ganzen Umfange erfaßte, ſo ſollte ſie auch durch Worte nicht nur aufs deutlichſte, ſondern auch auf das Schönſte dargeſtellt werden. Daher das Erſchöpfende, Volle, Satte und Runde ſeiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken ebenſo wie das Gefühl aufregen und ſich dem empfänglichen Gemüth einprägen.“ Treffender konnte Streicher den Dichter vom Fabrikanten nicht unterſcheiden. „Solche Dichter, denen ihre Gaben nur ſparſam zugemeſſen werden, ſind um vieles mehr entſchloſſen. Kaum iſt ein Gegenſtand gefunden, ſo wird ſchon die Feder eingetaucht, damit die Arbeit ſchnell fertig werde. Schnell werden auch Vortheile damit erreicht, aber

„der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone“

kann nie auf einem ſolchen Haupte verweilen.“

Der Grund für die Trennung, welche zwiſchen unſerem Literaturdrama und dem Bühnenſtück beſteht und lange beſtanden hat, iſt darin geſucht worden, daß Dichter wie Molière und Shakſpere Schauſpieler, und Schiller und Goethe keine Schauſpieler waren. Das heißt denn doch die Sache zu äußerlich anſehen. Daß Schiller ein Bühnenſtück ſchreiben konnte, hat er in den Räubern und in Kabale und Liebe bewieſen. Daß er nicht hintereinander zwölf Bühnenſtücke ſchrieb, daraus geht hervor, daß dem deutſchen Volksgeiſt in ſeiner Tiefe das Schauſpiel etwas anderes iſt, als bloße Menſchen- und Sitten- und Moraldarſtellung, worüber ſich Molière in der That nicht hinaushebt, ſondern daß dieſer Volksgeiſt ſeinen ganzen tiefen Gemüths- und Ideeninhalt in der reinſten Form auf der Bühne verkörpern will. Und da iſt es nöthig geweſen, daß Dichter und Schauſpieler nicht zuſammenfielen. Selbſt Shakſpere aber kann vollends nicht als Beiſpiel dienen, denn ſein Genie iſt ſo unberechenbar, daß es an keine andern Bedingungen geknüpft zu ſein ſcheint, als an die damalige Zeit, die noch die vollen, ungebrochenen Charakterformen des Mittelalters lebendig darbot. Sheridan, Goldſmith und Andere haben treffliche Luſtſpiele geſchrieben, ohne als Schauſpieler für das Bedürfniß der Bühne zu fabriziren. Alle aber ohne Ausnahme hatten nicht die ungeheure Aufgabe, die großen Fragen einer am Rande der Revolution ſtehenden Menſchheit auf der Bühne zu behandeln. Alles, was Macaulay in ſeinem Aufſatz über Milton von der Schwierigkeit ſagt, in vorgeſchrittenen Zeiten Dichter zu ſein, gilt im allerhöchſten

Maße in Bezug auf Schiller. Nicht weil Schiller zur Reflexion neigte, blieb er rathlos vor Don Carlos ſtehen, ſondern weil er der größte moderne Dramatiker war, mußte er reflektiren, das heißt, den Kern und Saft der Zeit, welcher zum Theil noch abſtrakter Gedanke war, in ſich hineinſaugen. Er hätte ein Gott ſein müſſen, wenn er auch noch mit Trikot und Schminkbüchſe handthieren oder — Bühnenſtücke fabriziren wollte. Seine Einſeitigkeit war gerade ſeine Größe.

Schiller ſah ein, daß er auf ſeine dramatiſche Schriftſtellerei nicht ſeine Exiſtenz gründen könne. Sein Gehalt war in Vorſchüſſen zum Theil vorweggenommen, ſein Vater ward immer unzufriedener mit ſeiner Stellung. „Daß er ſich ganzer acht Monate mit Wechſelfiebern geſchleppt, ſchrieb er am 31. Juni, das macht Seinem Studio keine Ehre, und Er würde ganz gerecht einem Patienten in dem nämlichen Falle die bitterſten Vorwürfe gemacht haben, daß er ſich in der Diät und dem Regime nicht nach der Vorſchrift verhalten.“ Der Plan, durch journaliſtiſche Thätigkeit ſich aus ſeinen Schulden zu retten, war vorläufig geſcheitert. Freilich zweifelte er keinen Augenblick daran, daß ſein Kontrakt erneuert würde, „der Präſident iſt ganz auf meiner Seite“, ſchrieb er an Peterſen, aber er erfuhr nur zu bald, daß Dalberg's Gunſt einen leicht zu ergründenden Boden hatte. Dalberg, eingedenk jenes Briefes vom Hauptmann Schiller und jetzt überzeugt, daß das Repertoir durch dieſen Löwengeiſt, der jährlich nur ein Junges zu werfen pflegte, keinen beſondern Zuwachs an Kaſſenſtücken erhalten werde, ließ dem Theaterdichter durch den Theaterarzt, Hofrath Mai, den Rath geben, doch ja wieder zu ſeinem Brodſtudium zurückzukehren. Schiller, der hierin nichts als den großmüthigſten Antheil an ſeinem Schickſal ſah, glaubte einen ſolchen Rath feſt erfaſſen zu müſſen und ſchrieb, auf die vielen redenden Beweiſe der Theilnahme ſich ſtützend, die er bereits im Laufe der verfloſſenen Monate von Dalberg empfangen, und alle Beweiſe, die er vom Gegentheil erhalten, vergeſſend, an den Freiherrn und bat ihn, auch noch das Beſte für ihn zu thun*). „Nur ein Jahr, ſchrieb er, habe ich nöthig, das Verſäumniß in meinem Fache nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In dieſem Jahre kann ich alſo für die hieſige

*) Der bekannte undatirte Brief Schiller's an Dalberg iſt wohl am paſſendſten in den Juli 1784 zu ſetzen.

Bühne nicht so thätig sein als sonst, und dennoch brauche ich eben so viel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet. — — Da ich ohnehin so schnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen." Er bittet, wenn er zu viel gesagt, es seinem vollen Herzen zu vergeben, „und, schließt er, wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich alles, alles schuldig bin. Kann ich hoffen, die Entschließung E. E. mündlich oder schriftlich zu hören?" Er erwartete diese Entschließung mit Ungeduld, welche dann schriftlich dahin erfolgte, daß der Freiherr in seine Planschmiederei anfange Mißtrauen zu setzen, und daß er die Pension des Theaterdichters nicht verlängern könne.

Schiller hatte diese Abfertigung nach den Erfahrungen, die er früher gemacht, ein wenig verdient, aber er war so gehetzt, daß er auch sie hinunterknirschte. Er dachte wohl oft an seine Leipziger Freunde, er wollte durch eine Antwort diese Verbindung aufnehmen, aber eine traurige Stufenreihe von Gram, Widerwärtigkeiten und Zerstreuungen löschten diesen Vorsatz in seinem harmvollen Herzen aus. Ein Besuch seiner Schwester Christophine und Reinwald's, der nach Schwaben gereist war, um diejenige, mit der er bereits in Korrespondenz stand, persönlich kennen zu lernen, konnte in diesem Augenblick den unglücklichen Dichter kaum erfreuen, zumal er zu seinem Schrecken sah, daß Christophine entschlossen war, ihr Schicksal für immer mit dem hypochondrischen und schlecht besoldeten Reinwald zu theilen. In dem Konflikt zwischen Freundschaft und Bruderliebe glaubte Schiller ihr dringend von der Partie abrathen zu müssen, wodurch er, da Christophine auf seine Rathschläge hörte, von neuem den Unwillen der Seinigen auf sich lud, indem Reinwald seine Bewerbungen einstellte. So ward dieser Besuch, so sehr sich Schiller der Schwester freute, zu jenen sehr gemischten Freuden, die nahe an Mißbehagen grenzen. Aber ein wahrer und ganzer Schmerz ergriff um diese Zeit seine theilnehmende Seele. Ich habe erzählt, wie innig Schiller an dem Beck'schen Ehepaar hing. In dem Hause der beiden schönen Menschen sah er das Glück, welches der Bund für das Leben zwei edlen

und gleichſtrebenden Herzen gewährt, täglich vor Augen. Hier empfing er alle die ſtillen Wünſche in ſeiner Bruſt, welche er der Freundin in Bauerbach vertraute. Heinrich Beck, gleich edel durch Feinheit des Verſtandes wie durch Güte des Herzens, war einer ſo ausgezeichneten Frau vollkommen werth. Mit ihnen konnte Schiller über ſeine liebſten Gegenſtände ſprechen, da ſah er die junge Hausfrau die Rolle der Blanka im Julius von Tarent lernen und zugleich das Weißzeug ihres Mannes verbeſſern, ſah ſie allen krauſen Launen, welche das Theaterleben heraufbeſchwor, immer heiter und ſänftigend gegenüberſtehen. Er ward allmählich der liebſte Freund des Hauſes, und wie er immer ſchenken mußte, ſo hatte er der Freundin ein kleines Hündchen verehrt, welches den Namen Trotter führte und von Karolinen zärtlich gehegt wurde.

Karoline Beck war ſieben Monate verheirathet, kränkelte in den letzten an einem Kopffieber, ward am 22. Juli von einem Schlagfluß befallen, gebar am 24ſten eine Tochter und ſchied mit der untergehenden Sonne aus dem Leben. Bei ihrer Beerdigung verweigerte dieſelbe katholiſche Geiſtlichkeit, welche ihrer Trauung entgegengeſtanden hatte, ihren Reſten die Ruheſtätte in geweihter Erde, und die ſchöne Hülle wurde auf dem lutheriſchen Kirchhofe beigeſetzt. „Ward ſie ſo früh vollendet, rief ihr Iffland in ſeinem Nekrologe nach, weil die Welt viel rauhes, bittres für ein ſo reines Geſchöpf haben mußte?“ Der Schmerz über dieſen Verluſt ergoß ſich in Klagen von nah und fern. Auch Schiller, tief erſchüttert wie er war, ſchrieb ein Troſtgedicht für den Gatten, welches leider verloren gegangen iſt, von welchem ſich aber eine Schweſter von Margarethe Schwan, die Staatsräthin Piſtorius in Stuttgart, erinnerte, daß mit einer ſehr rührenden Wendung des kleinen Hündchens erwähnt wurde, welches Karolinen mit frohem Bellen empfing, wenn ſie Abends erſchöpft und gefeiert aus dem Theater nach Hauſe kam. *)

Schon öfter ward Schiller in der Wolke des Schmerzes von der Muſe beſucht, und auch jetzt ſehen wir ihn ſich mit allen Sinnen in ſein neues Drama verſenken.

Gervinus und Viſcher haben dem deutſchen Drama ſeinen Weg zwiſchen den Alten und Shakſpere vorgezeichnet. Wenn man zugiebt,

*) Wolfg. Menzel Literaturblatt, Jahrg. 1847. Nr. 51. Briefe über Mannheim von Sophie la Roche. Zürich, 1781.

daß die franzöſiſche Tragödie mit der Einfachheit ihrer Handlung und der Gehaltenheit des Stils wenigſtens eine Nachahmung der Alten iſt, ſo muß man geſtehen, daß Schiller jenen vorgezeichneten Weg zuerſt mit Bewußtſein gewandelt iſt. Er theilte jetzt ſeine Zeit zwiſchen eigenen Arbeiten und franzöſiſcher Lektüre. Er hoffte dadurch, wie er Dalberg am 24. Auguſt ſchreibt, zwiſchen zwei Extremen, engliſchem und franzöſiſchem Geſchmack, in ein heilſames Gleichgewicht zu kommen. Das Studium der Franzoſen hatte, wenn man die Reſultate vergleicht, vor einer Nachahmung der Antike, wie er ſie ſpäter in der Braut von Meſſina verſuchte, den Vorzug, daß dort keine verwirrende Schickſalsidee, kein Chor ihn auf Abwege verlockte, freilich auch die Schule der Einfalt, deren Früchte im Tell ſo ſichtbar ſind, um ſo länger verſäumt wurde, je mehr die Franzoſen zu Rhetorik und Witz hinführten. Aber es war trotz alledem eine Wohlthat für Schiller, daß er in dem Streit der modernen Welt blieb, um ſeine Originalität frei zu entwickeln, und erſt ſpät in die Zucht der Alten trat, welche ſo leicht von der Gegenwart und dem Vaterländiſchen ab zu einem hohlen Formkultus führt. Hier, wo Schiller aus der überkraftvollen Manier der Sturm- und Drangperiode in einen maßvolleren Stil einlenkte, der gleich ſehr der Leſſingſchen Natürlichkeit, wie des Shakſpere'ſchen Pathos fähig war, wird derjenige das Schiller'ſche Drama ergreifen müſſen, der es unternimmt, den Stil eines deutſchen Dramas wieder feſtzuſtellen; denn nur die ungeſuchte Form iſt dramatiſch.

Schiller dachte ſogar daran, franzöſiſche Tragödien von Corneille und Racine, und engliſche, wie den Makbeth und Timon, für die deutſche Bühne zu bearbeiten. Er ſtellte Dalberg auf dieſe Weiſe neue Stücke in Ausſicht und ſuchte den Intendanten ſoviel wie möglich ſich wieder geneigter zu ſtimmen. So ſehr nahm ihn das Ideal der hohen Tragödie gefangen, daß er jetzt ſogar mit wahrlich unverdienter Geringſchätzung von den Schranken des bürgerlichen Kothurns ſprach und an Dalberg am 24. Auguſt ſchrieb, er könne es ſich nicht verbergen, daß er ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel geweſen, um in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, während die hohe Tragödie für ihn wie geſchaffen ſei; hier könne er vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden. Er giebt zu, Dalberg habe ganz Recht gehabt, in ſeine Planſchmiederei ein Mißtrauen zu ſetzen, „aber, ſchreibt er, wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränk-

lichkeit und üble Laune gegen meinen beſten Willen geſtritten haben, ſo werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Weſentlichen meines Charakters fließen. Ueber meinen Entſchluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einſchlagenden Plan muß ich mündlich mit E. E. reden, denn in einem Briefe kann ich das nicht erſchöpfen."

In demſelben Briefe leſen wir: „Froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird."

Nun ward Don Carlos „das Lieblingskind ſeines Geiſtes", und während er mit Geringſchätzung von ſeinen erſten Produkten ſpricht, verweilt er, trotzdem er die letzten Partien des Don Carlos mit Widerſtreben arbeitete, auf dieſem Drama noch mehrere Jahre mit Liebe und vertheidigt es gegen den Widerſpruch, den es ſo reichlich fand, führt wiederholt Lieblingsverſe daraus in Briefen an, und verbeſſert und feilt faſt in jeder Ausgabe. So erprobte ſich bei dieſem Stück zuerſt der unerſchöpfliche Reiz der Form, den ſie ſelbſt auf den Schöpfer ausübt, wenn der Strom der Schönheit wie ein belebendes Blut vom Herzen des Kunſtwerks bis in die feinſten Adern der Worte und Rhythmen rinnt, wenn die Harmonie zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, die im Zuhörer gewirkt werden ſoll, den Künſtler ſelbſt bereits beim erſten Verſe umfängt. Hier, wenn irgendwo, muß ſich zeigen, ob der Dichter Dramatiker iſt, denn hier umgeben ihn die Sirenengeſänge der Lyrik, hier vor allem ſich zeigen, ob der Dramatiker Dichter iſt, denn hier verſpricht er mit dem erſten Verſe, der von der Bühne tönt, eine ideale Natur, viele von den Süßigkeiten der Lyrik bei den Erſchütterungen des Dramas, das heißt den echten Nachfolger Shakſpere's. Man darf nie vergeſſen, daß Shakſpere die rhythmiſche Form des Dramas bereits in hoher Vollendung vorfand. Schiller's Aufgabe war ungleich ſchwieriger. Hier war eine Einheit wieder herzuſtellen, die dort nur zu entfalten war. Hier war ein ähnlicher Kampf zwiſchen Form und Stoff, wie ſpäter zwiſchen abſtraktem Gedanken und ſinnlicher Form zu ſchlichten. Und hier tritt uns klar entgegen, daß Schiller's Jugendlyrik eine ebenſo nothwendige Vorausſetzung für den Dichter war, als ſeine kraftvoll gezeichneten Proſaſtücke für den Dramatiker. Wie natürlich, war dieſe Formfrage, die er ſchon in Bauerbach zu löſen begonnen, dem Künſtler von der höchſten

Wichtigkeit. Jetzt mußte er, berichtet Streicher, seine Ausdrücke rhythmisch ordnen, er mußte, um die Jamben fließend zu machen, schon rhythmisch denken. Bald fand er selbst, daß dieses Versmaß „nicht nur das passendste für das Drama sei, sondern da es auch gemeine Gedanken herausheben, um soviel mehr das Erhabene und die Schönheit der Ausdrücke veredeln mußte. Seine Freude, sein Vergnügen über die guten Erfolge erhöhten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er Streicher dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte." Streicher war ganz so bezaubert, wie ein empfängliches Gemüth sein mußte, das zum ersten Mal die Schiller'sche Marksprache in rhythmischen Reihen erklingen hörte. Er beschwor Schiller, bei ähnlichen Gegenständen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen.

So suchte, während Iffland die Darstellung durch die Motive seiner Charaktere, wie durch die Form zu der bequemen Natürlichkeit herabzog, wo die Kotzebue's sie ergreifen konnten, Schiller auch der äußern Form des Dramas aus dem inneren Gesetz seiner edlen Natur die einzig richtigen und sicheren Heilkräfte. Er wußte wohl, daß man nur dann für das Theater die Würde einer Staatsanstalt verlangen darf, wenn es an keinem Abende die Würde der Poesie vergißt.

V.

Charlotte von Kalb.*)

Welche Macht in jenen Sommertagen auch die fremden Muſter eines Corneille und Shakſpere auf den Dichter üben mochten, ſeine Meiſterin Natur hielt ihn getreulich feſt, indem ſie ihm in einem ihrer herrlichſten Geſchöpfe eine Fülle von neuen Anſchauungen, von leidenſchaftlichen Seelenkämpfen zuführte.

Wer Charlotte von Kalb nur aus der verunglückten Kopie kennt, welche nach einem kleinen trefflichen Paſtellgemälde ins Publikum gedrungen iſt, der löſche vorerſt in ſeiner Vorſtellung jenes Zerrbild aus. Aber was hülfe es auch, wenn ich verſuchte, die Züge des wahren Bildes an die Stelle zu ſetzen? dieſes Bildes, das, ſeitdem ich es geſehen, mir nie wieder aus dem Gedächtniß kommen wird? Kann ich dem Leſer meine Empfindung mittheilen? Kann ich, ohne ſein Lächeln zu erregen, geſtehen, daß eine ſehr thörichte Bewegung mein Herz ergreift, ſo oft ich an jenes kleine Bild denke? Wird er glauben, daß etwas ſo nichtiges, daß der Schatten eines Weſens, welches durch ein Jahrhundert von uns getrennt iſt, ſo innig erregen kann? Welch ein namenloſer Reiz liegt denn in dieſer Seele, welche die Hand des glücklichen Malers in den ſanften Farben, in den magiſchen Linien aufdämmern ließ? Sind es die großen blauen Märchenaugen? die edelgezogenen hohen Brauen, Bogen, „fein gemacht wie mit der Feder"? Sind es die lieblichen Lippen, welche ſprechen: wir haben jeden Frühlingshauch der Schöpfung mit Dank und Freude getrunken? Oder täuſcht nur mich das Bild dieſer ſiebzehnjährigen Mädchenblüthe, weil bei dieſem Antlitz, vielleicht auch bei dieſem

*) Die Angaben, welche in dieſer Charakteriſtik neu ſind, verdankt der Verfaſſer den perſönlichen Mittheilungen des Freifräuleins Edda von Kalb.

Rosakleide und bei der seltsamen Tracht jener Tage alle jene Lieder in meiner Seele erklingen, die mit den schönsten Erinnerungen unserer eigenen Jugend so innig verbunden sind, jene Lieder:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,

oder jenes andere, Charlottens Liebling:

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wollte nur hin.

Des Mayes Erwachen ist nur
Schöner noch als die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Neben dem Bilde der Jugend liegt vor mir die Zeichnung ihrer Todtenmaske. „Goethe!" rief ich beim ersten Anblick aus. Diese grandiosen Linien, in denen fester Friede über den Kämpfen eines langen, leidenvollen Lebens schläft, sie tragen eine Familienähnlichkeit von Schiller's großem Geistesbruder. Als der schlechte Portraitmaler Tod diese Züge entstellen wollte, nahm Charlottens mächtiger Geist ihm den Griffel ab und zeichnete.

So treu, so wahr und sicher hat sie sich auch in einem dritten Bilde gezeichnet, in ihren Memoiren. Wer könnte wagen, den Reichthum dieses Lebens in einer Skizze zu erschöpfen? Wer aus diesen Memoiren, den wunderbarsten, die vielleicht geschrieben sind, einen Faden abzulösen und zu sagen: So war sie! Sie war von allen Frauen, die den Festzug unserer großen Dichter begleiteten, ohne Frage die phantasievollste. Die Natur hatte sie vielleicht zum Dichter bestimmt, aber „sie vergriff sich im Thon" und für das Weib blieb keine andere Aufgabe, als unserm größten Tragiker Freundin und Muse zu werden.

Charlotte Marschalk von Ostheimb wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, geboren. Ein gesicherter Besitz und die patriarchalischen Sitten des Hauses versprachen

ihr zu allen Vortheilen, welche Stand und Reichthum in Bezug auf freie und feine Lebensformen gewähren, die Wohlthat einer ungestörten Entfaltung. Aber schon die körperliche Organisation des Kindes war von einer hohen Reizbarkeit. Als der Vater, neben dem sie bei Tische saß, ihr einst liebevoll die Hand aufs Haupt legte, schauerte sie unter der sanften Berührung und Thränen der Freude glänzten in ihren Augen. Sie lebte viel in der Natur und empfand früh die Poesie duftender Wiesen und klarer Bäche. Sie suchte mit ihrem Bruder Heilkräuter und Blumen, und wenn je ein Kind, so hat sie Erlkönigs Töchter am düstern Ort, ja den König selber mit Kron' und Schweif gesehen. Aber auch für die heiteren Formen des damaligen Lebens hatte sie einen feinen Sinn. Sie freute sich kindlich der prächtigen Jagden, der festlichen Mahle, der Fischereien, auch der feindressirten Windspiele, welche, Briefchen in Kapseln am Halse tragend, schnaufend von Schloß zu Schlosse jagten. Ein längerer Aufenthalt in strengkatholischer Umgebung zu Bamberg nahm ihre Phantasie gefangen. Sie glaubte sich dämonischen Angriffen ausgesetzt und sah im Traum ihren geliebten Vater todt. Dieser Traum ward bald zur erschütternden Wahrheit. Acht Jahre alt, verlor sie auch ihre Mutter und war fortan, selbst von den Geschwistern längere Zeit getrennt, in fremder Pflege, zuerst in Nordheim, dann bei einem Herrn von Türk in Meiningen. So blieb sie ohne Haus und Heim, den leise nährenden Boden des Frohsinns und leicht sich erschließender Herzenswärme. Bald erschien sie unjugendlich, seltsam, verschlossen und störrig. Wenn solches Verkennen und das Gefühl der Vereinsamung sie in heiße Thränen auflöste, dann tönte ihr das Wort ins Ohr, womit die Eltermutter, wie ihr erzählt war, sie im Leben empfangen hatte, als statt des gehofften Knaben ein Mädchen kam. „Du solltest nicht da sein", hatte die Ahne heftig ausgerufen. „Ich kann sagen, schreibt Charlotte, als Kind hab' ich ausgeweint."

Ihr Geschick war freilich von seltener Härte. Sie stand oft vor den erhabenen Räthseln des Todes. Sie erblühte wie eine schöne Kirchhofsrose über dem Grabe. Entweder beweinte sie oder sie ahnte einen Verlust. Ihre Pflegerin, Frau von Türk in Meiningen, starb gleichfalls nach langem Siechthum hin, und die neu Verwaiste lebte nun auf dem Gute ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim. Dieses tumultvolle Haus konnte, so sehr ihr Onkel ihren selbstbestimmten Cha-

rakter schätzte, die zum Ernst und edleren Freuden Neigende nicht aus ihrer Verschlossenheit herausführen. Ihr liebster Trost waren ihre Geschwister und der Verkehr mit den geistvollen Männern der Gegend, mit Reinwald, Pfranger und Andern, welche alle die Jungfrau wie eine seltene Perle der weiblichen Jugend verehrten. Ihre großen Züge, ihre großen Augen, welche zugleich so schwach sahen, daß sie nie die Sterne geschaut haben, machten sie zu einer eigenartigen Erscheinung. Die Fülle von hellbraunen Haaren, welche ihr Haupt zu tragen hatte, war so gewaltig, daß selbst in späteren Jahren, wenn sie aufgelöst an der hohen Gestalt herabflossen, die Spitzen an der Erde schleiften.

Sie hatte nach der Sitte der Zeit in früher Kindheit französisch sprechen lernen, übrigens war ihre Bildung, wenn man von dem gewöhnlichsten Unterricht und der Zeitlektüre, wie Ugolino, Julius von Tarent, Voltaire, Shakspere absieht, durchaus individuell. Sie las viel und mit Ernst, besonders früh mystische Bekehrungsgeschichten, die Bibel, auch Auszüge aus dem Koran, und wandelte mit Entzücken „unter den Palmen des Paradieses". Zu dieser Lektüre stimmt die alttestamentarische Einfalt, die in ihren Schriften neben der kühnsten Phantastik lebt, und wohl auch die Seelenverwandtschaft, die sie zu den Orientalen der Literatur, zu Herder und Jean Paul, empfand. Das Dämonische trat in eigenen und fremden Ahnungen, in der Gestalt von Wahnsinn und Leidenschaft oft in ihren Weg, und ihre Vorstellungskraft war jedem Eindruck dieser Art hingegeben. Als sie von der Hinrichtung eines den Kindern einst lieben Dieners hörte, schrie sie auf und sank in Ohnmacht. In einer Gegend aufgewachsen, die vielfach von katholischem Gebiet umgeben war, erschien der Protestantin das Kloster im poetischen Lichte. Sie empfand, ebenso tolerant als gläubig, in den Symbolen des andern Bekenntnisses dasjenige als ehrwürdig, was den Menschen nach ihrer verschiedenen Anlage zum innern Bedürfniß geworden, doch widerstand sie einem leisen Bekehrungsversuch mit ruhiger Klarheit. Von hohem Interesse waren für sie die Gestalten geheimer Orden. Mitglieder der Maçonnerie, in Aufklärungszwecken reisend, traten ihr persönlich nahe.

Was sie so aus dem Leben und durch die mannichfachste, namentlich auch historische Lektüre empfing, zeichnete sie gern in einsamen Stunden auf. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman Cornelia, ihre noch ungedruckten Schriften, Fragmente aus einem Drama: Der Dämon des Wuchers,

und eine Geſchichte des amerikaniſchen Befreiungskrieges beweiſen, daß ſie bei einem angebornen Hang zum Idealen zugleich die Welt der Thatſachen oft mit überraſchender Deutlichkeit aufzufaſſen vermochte. Durch geiſtiges Verſtehen, durch perſönliche Mittheilung dem Augenblick ewigen Gehalt zu leihen, das war vielleicht ihre höchſte Lebensfreude.

So war ſie, als Schiller bei ſeinem Aufenthalt in Bauerbach ſie in tiefer Trauer ſah. Denn damals hatte ſie ihre herrliche Schweſter Wilhelmine, welche gegen ihre Neigung verheirathet war, und ihren einzigen Bruder verloren, ihre Schweſter Leonore mit dem Präſidenten von Kalb vor den Altar treten ſehen. Im September 1783 kam des Präſidenten Bruder, Heinrich von Kalb, welcher mit franzöſiſchen Truppen als Offizier des Regiments Royal deux ponts am amerikaniſchen Freiheitskampfe Theil genommen hatte, durch den Frieden heimgeführt, zum Beſuch. Der Präſident begrüßte ihn mit einer lebhaften, faſt heftigen Freudigkeit. Mit dem Tode von Fritz von Oſtheim war der Familienbeſitz, der aus den Gütern Waltershauſen, Trabelsdorf, Marisfeld, Dankenfeld beſtand, unſicher geworden. Es war die Frage entſtanden, ob er Allodium oder Mannslehn ſei, und dieſe Frage mußte durch Prozeſſe am Reichskammergericht und durch Beſtechungen entſchieden werden. Der Präſident bedurfte hierzu, wie zur Rettung aus eigenen Zerrüttungen, großer Mittel, und ſo hatte er eine eheliche Verbindung zwiſchen ſeinem Bruder und Charlotte längſt als die einzige Auskunft erachtet, um das Allodialgut der Familie ganz ſelbſtändig verwalten zu können.

Als er ſah, daß ſowohl Charlotte wie ſeine eigenen Verwandten, namentlich der am Hofe Karl Auguſt's beliebte Weimariſche Kammerherr Siegmund von Seckendorf, ſeinen Abſichten widerſtrebten, gerieth er in ſo heftige Aufregung, ſprach über ſeine aufreibende Thätigkeit, über die Verwirrung der Geſchäfte, über die dem Grundbeſitz drohenden Gefahren in ſo ſchreckender Weiſe, daß Charlotte, vereinzelt, willenlos, nach ſo herben Verluſten in dumpfer Reſignation, den Verhältniſſen endlich nachgab. Galt Heinrich von Kalb doch allgemein als ein Ehrenmann, hatte er doch den Ruf eines braven Offiziers, ſprach er doch in den erſten Tagen bedeutſam von ſeinen Erlebniſſen und war er doch nach Schiller's Zeugniß ein wahrer, herzlich guter Menſch. Nicht bedenklicher, als jedes andre Ehebündniß, ſchreibt Charlotte, war das meine, die äußere Exiſtenz nach aller Meinung dadurch geſichert. Daß es, wenn

auch wohl ohne gegenseitige Neigung, für sie so ganz ohne Rücksicht auf irdischen Vortheil geschlossen war, erschien ihrem Gemüth als die Lichtseite desselben. Nach wenigen Wochen wurde das Paar getraut.

Heinrich von Kalb, dessen Urlaub zu Ende ging, trachtete danach, sich dem Zweibrücken'schen Hofe, der ihm wohlwollte, zu einer Stellung zu empfehlen, und reiste in Begleitung seiner jungen Gemahlin, nachdem ein trüber, einsamer Winter unter Lesen französischer Memoiren und der englischen Geschichte von Hume in Baireuth verlebt war, am 5. Mai 1784 von Waltershausen ab. In Frankfurt besuchten sie einen Freund Charlottens, einen Meister vom Stuhl, der sie gastlich aufnahm. Dieser vermißte schon mit Kummer an Charlotten den sicheren Freimuth von ehedem, und als er sie in den Garten führte, um ihr seinen Aurikelflor zu zeigen und in einem Augenblick des Vertrauens ihr seine Bemerkung aussprach, erwiederte sie: „Ich fühle mich heimathlos, vermag nicht, mich Andern zu verständigen; uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen." Dennoch freute sie sich an „den Blumenreihen im sammtnen Staub, im Schmelz des Lichts, im Weiheduft des Wonnemonds" und plötzlich überkam sie der Hauch einer Hoffnung, deren Erfüllung nahe war. Das Paar reiste über Darmstadt nach Mannheim und kam dort am 8. Mai spät Abends an. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Charlotten Einiges an Schiller mitgegeben. Als man es ihm am andern Tage sandte, kam er selbst.

Mit seiner Erscheinung begann für sie ein neues Leben. Noch in der Erinnerung, die sie von jenem Begegnen in ihrer Sibyllensprache aufbewahrt hat, zittert ein Nachhall jener Stunde. „In der Blüthe des Lebens, schreibt sie, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt." Es wurde an jenem Abend des 9. Mai Kabale und Liebe gegeben. Nachdem Schiller mit den neuen Bekannten sich einige Stunden unterhalten hatte, fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz, daß mit dem Namen von Kalb, unter dem er hier so liebe Menschen kennen lernte, auf der Bühne eine so ganz andere Vorstellung verbunden wurde. Er ging eilig ins Schauspielhaus und bat die Spieler, den Namen nicht auszusprechen. Bald kehrte er erleichtert zu dem Paare zurück. „Freudig trat er ein, berichtet Charlotte weiter, Willkommenheit sprach aus seinem Blick." Schnell bildete sich ein inni-

ges Verſtehen, ein herzliches Vertrauen. Wie die Rede eines Sehers erſchienen der Frau ſeine ohne Wahl und Nachſinnen ausſtrömenden Worte. „Im Laufe des Geſprächs raſche Heftigkeit wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt.“ Mußte ſie, die jedes Schöne der Erde und jedes Erhabene des Himmels mit dem reizbarſten Gefühl ergriff, die von der Freude tödtlich gelähmt, von einem Gedankenblitz zum jubelnden Aufſchrei erregt werden konnte, mußte ſie nicht in Schiller, dem Dichter des erhabenen Willens, deſſen ganzer Lebensweg Wille und Kraft war, ihr höheres, ihr männliches Selbſt erblicken? Sie gab ſich durſtig dem Lichtſtrom hin, der ſich hier in ihr verdüſtertes Gemüth ergoß.

Schiller führte ſie am nächſten Tage in den Antikenſaal: „Schauer der Sehnſucht, erzählt Charlotte, bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!“ Der Sang von den Göttern Griechenlands dämmerte in ſeiner Seele auf. Sie beſuchten das Gegenſtück zu jener heitern Götterwelt, die Jeſuitenkirche, im Volksmund wegen der vielen Bilder das bunte Evangelium genannt, aus dem Zoll der Rheinbrücke erbaut, den die Väter zwanzig Jahre lang erheben durften. Bei dem herrlichſten Maiwetter unternahm man einen Ausflug nach dem nahen Waldheim, wo zwiſchen den ſchönſten Bäumen der ganzen Pfalz anmuthige Wohnungen zerſtreut lagen. Kraftgefühl und der „Begeiſterung Trauer“ erfüllte die Herzen und „blühend entſproß das Wort, welches die Flamme der Jugend dahinſät“. Am letzten Abend waren ſie im Schauſpiel. Auch Charlotte fühlte die ſittliche Gewalt des Dramas und ſprach ſich über die Gehaltloſigkeit der franzöſiſchen Bühnenfabrikate aus. Nach dem Theater waren ſie mit Iffland zuſammen, welcher mit Herrn von Kalb bekannt war. Aber was war ihr ein Iffland neben Schiller! „Wir ſuchten nach Redensarten, erzählt ſie, wie leicht begegnet uns da erniedrigende Affektation.“ Charlotte reiſte am andern Tage mit ihrem Gemahl nach der Feſtung Landau, wo die Garniſon deſſelben ſtand. „Welch ein Tag! — ſchreibt ſie, o Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte ſchneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht, — o Dunkelheit! — Biſt du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne ſtieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch innres Gewölk zu erhellen, vermag ſie nicht! Das Leben erblühte, heut ein Erſtorbenes!“

Schiller, welcher über Sophie Albrecht so begeistert an Reinwald geschrieben, stand vielleicht noch unter der Macht jenes frischen Eindrucks, denn er hatte in einem Briefe an Frau von Wolzogen über diese neue Freundin nur die ruhigen Worte: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.“

Ende Juli kam Charlotte, da der Aufenthalt in der Garnisonstadt für die Frau eines Offiziers nach französischen Begriffen nicht passend schien, nach Mannheim zurück, um, wie sie mit ihrem Manne verabredet hatte, fortan in der mannichfach anregenden Stadt zu wohnen und hier ihre Entbindung abzuwarten. Ihr Mann besuchte sie wöchentlich einige Mal und brachte auch wohl einen oder den andern seiner Kameraden mit, unter denen der Colonel William Hugo, ein edler und geistvoller Mann, Charlottens Vertrauen gewonnen hatte. In diesen Zirkel, von dessen Ton uns die Aufzeichnungen Charlottens das treueste Bild geben, ward auch Schiller aufgenommen. Dieser, durch seine Arbeiten, durch den Tod von Karoline Beck, durch Christophinens Besuch und eine wachsende Neigung für Margarethe Schwan vielfach erregt, sah gerade damals mit Verlangen der Darstellung des König Lear entgegen, welcher seit Schröder's Gastspiel nicht wieder gegeben war. Am 19. August trafen die Offiziere in Begleitung von Charlotten in dem überfüllten Hause mit ihm zusammen. Nie hatte der britische Dichter Zuschauer, welche seiner würdiger waren. Man genoß mit Entzücken, was die Schröder'sche Bearbeitung darbot, und begeisterte Gespräche, welche Charlotte aufbewahrt hat, ohne freilich immer die sprechende Person anzugeben, füllten die Zwischenakte aus. Als Jemand aus ihrem Kreise Kent's Treue zu Kordelia pries, aus Ehrfurcht und Liebe gemischt, sprach der Colonel Hugo: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Läßt du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens.“ Vielleicht gehört Charlotten folgendes Wort: „Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich theile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden mit List bewaffnet; dann die von Irrthum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par excellence oder die Ironie

in der Ueberſchauung aller Dinge mit ſcharfem Gleichſinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents iſt die Kappe erhöht.“ Und ein Anderer ſprach: „Wir ſollen Alles denken können; zu dieſer Kraft bereitet uns der hohe Dichter. Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraſchen, nur ſo entgeht er dem Wahnſinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen.“ Und Schiller's Seherrede ſcheint im folgenden Dithyrambus ausgeſtrömt zu ſein: „O Meiſter alles Schönen, Bewältiger des Entſetzens, du demüthigeſt und erhebeſt; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantaſie leuchtendem Strom haſt du geſchöpft. Dieſer vermag, Schranken zu brechen und Zwang zu löſen; denn was aus dem Geiſt geboren, kann der Geiſt auch nur aufnehmen.“

„Wir genoſſen, ſchreibt Charlotte, der Wonne der Wehmuth, der Begeiſterung.“ Vor allem hatte Beil als Kent gefallen. Auch von Iffland's Darſtellung war Schiller ergriffen. Als ſie alle zu Thränen entzückt unter den ſommerlichen Sternenhimmel hinaustraten, brach Schiller, dem Dichter gebend, was des Dichters war, in die begeiſterten Worte aus: „Er, der den Lear gedichtet, iſt der Einzige, der ſo die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menſchheit offenbart. Des Geiſtes ſchaffender, richtender Gedanke iſt ſeiner Werke Inhalt.“ Colonel Hugo blickte empor und das Haupt zu Schiller erhoben, ſprach er mit bewegter Stimme: „Biſt du ein Geiſt? Wann biſt du geſtorben? — Du biſt ein ſel'ger Geiſt!“ Und wohl waren ſie ſelige Geiſter, die, das Licht der Schönheit und Liebe in der Bruſt, durch die laue Sommernacht dahinwandelten.

Charlotte ging in jener Zeit der ſchwerſten Stunde des Weibes entgegen. Am 8. September ward ſie von einem Knaben entbunden. Sie nannte ihn Friedrich nach ihrem Bruder und nach Schiller. Schmerzlich hatte ſie es zu empfinden, daß ihr Mann ſchon am zweiten Tag nach der Geburt des Kindes fern war. Denn in der folgenden Nacht hatte ſie einen Schreck, der ſie an den Rand des Grabes brachte. Indem ſie, von der nachläſſigen Dienerſchaft nicht behütet, dalag, rauſchten plötzlich die Vorhänge um ihr Lager; in bloßen Armen und Füßen mit aufgelöſtem Haar war ihr entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, und riß an Vorhang und Decke. Charlotte wollte ſie anreden, aber ihr verſagte die Sprache und in tiefe Ohnmacht verſinkend lag ſie ſtarr und

wie leblos. Man schrie, man lief hin und wieder; auch Schiller erhielt Kunde von der Gefahr, in der die Freundin schwebte, und hatte, während alle Andern den Kopf verloren, Besonnenheit genug, einen geschickten Arzt zu rufen. Charlotte ward durch die stärksten Mittel wieder ins Bewußtsein zurückgebracht. Als sie, unterrichtet von Schiller's Liebesdienst, nach ihrer Genesung den Freund am Arme ihres Gemahls zum ersten Mal wieder eintreten sah, war sie tiefbewegt. Schiller freute sich über das unverhoffte Wohlsein der jugendlichen Gestalt und Charlottens dankbarem Herzen erschien seine Nähe wie „mildes Licht, das die Dämmerung erhellt."

Schiller fing an, indem er die Freundin oft in ihrer Einsamkeit besuchte, die Räthsel dieser Seele, ihre Selbstbestimmtheit, ihre königliche Würde zu bewundern, ihre tiefsinnigen Worte, in der Schule der Leiden gelernt. Was und wie hatte sie Alles gesehen! und wie erhob sie sich von den Erscheinungen, die sie mit feinster Nachempfindung wiederzugeben vermochte zu befreiten Ideen und brach dann, wie eine Last von leichten Flügeln schüttelnd, plötzlich in ein Lachen aus nach dem erhabensten Geistesblick, als hätte es, wie Rahel von ihr sagt, etwas Komisches, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu können. Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie sie die Dinge auffaßte, will ich einige Bilder aus ihren Memoiren herausgreifen. Sie erzählt von der Rast nach einer großen Jagd: „auf der Wiese weideten die Rosse, der lauschende Gefährte, der treue Hund war auch dem Herrn gefolgt, die schmeichelnde Flöte, der Waldruf des Horns ertönte." Ein anderes Mal beschreibt sie die Errichtung eines Brunnens auf dem Markte zu Meiningen: „Von der Volksmenge umringt, diese Aufrichtung zu sehen, hatte auch in dem sogenannten rothen Hause, wo wir wohnten, sich die stattlichste Gesellschaft versammelt. Die Erhöhung des Löwen mit Wappen und Stab war gelungen; aus dem Rachen strömte der fließende Strahl. Da nahten, welche zum erstenmal aus diesem Brunnen schöpften, Knechte mit Eimern, das Vieh zu tränken, Mägdlein mit Wannen, den Salat zu waschen. Es war gegen Abend. Auch der Ziegen große Zahl an diesem Orte kam heran und die muthigsten sprangen an den Rand des Brunnens. Ein durch frisches Wohlthun bewegtes Bild war hier zu schauen." Weht es Einen nicht homerisch aus diesen Worten an?

Und wenn ſie von ihrem Verwandten, dem Deutſchherrn von Stein, oder dem Templer von Hundt in Meiningen erzählte, jenen edlen Bildern entſagender und aufopfernder Geiſtesgröße, oder von den Sendboten der Maçonnerie, den Minirern der Aufklärung, dem Prinzen Karl von Heſſen, „dieſem geheimnißreichen Weſen“, wie anziehend für den Dichter, der bereits durch die Bekanntſchaft mit dem Fürſten der Illuminaten, dem Freiherrn von Knigge, dieſer Sphäre nahegetreten war, der eben aus eigenem Drang eine ſolche Geſtalt im Marquis Poſa ſchuf. Mußte nicht Charlottens Begeiſterung für ſolche Ideale gleichſam mitſchaffend auf ihn wirken und ihm ſelber die hohe Aufgabe beleben, die er ſich vorgeſetzt hatte, dichtend oder wenn die Zeit es verlangte, ſelbſt handelnd für eine Erneuung und Befreiung der Menſchheit ſich hinzugeben und dafür den Ruhm der Nachwelt zu ernten?

Hier trat ihm eine Perſönlichkeit entgegen, die nicht das, was er geſchaffen, ſchmeichelnd anerkannte, ſondern das, was er war, verehrte. Denn über dem Werk den Dichter zu vergeſſen, was dem Ehrgeiz am wohlſten that, dazu war ſie nicht zu bringen. Vielmehr konnte ſie bis zur Schroffheit ſeine Werke abweiſen, indem ſie in ſeinem edlen Selbſt den ganzen Reichthum ſeiner Gegenwart und Zukunft, in ihrem Bunde das Glück einer ganzen Welt empfand. Als man ſie vor der Vorſtellung der Räuber fragte: „Frau Charlotte, Sie auch werden in die Loge kommen und von dieſem ſchaudervollen Talent bewegt ſein?“ erwiederte ſie: „Ich habe es geleſen und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauſpiel dargeſtellt zu ſehen.“ Einen Beleg ihres unverholenen Urtheils erzählt Streicher, welcher mit ihr zu muſiziren pflegte. Streicher hatte viel von den Schönheiten des Don Carlos zu rühmen und Charlotte bat den Dichter, ihr ſein Drama mitzutheilen. Er that es, wie er pflegte, indem er es mit ſeiner naturaliſtiſchen Deklamation ſelbſt vorlas. Es verfehlte ſeine Wirkung auf Charlotten gänzlich. Als ſie ihr Urtheil ſchonend verſchweigen wollte, bat ſie Schiller ſo dringend, es auszuſprechen, daß ſie endlich mit Lachen geſtand, das ſei das Unvollkommenſte, was er geſchrieben habe. Dieſes Urtheil kam Schiller ſo unerwartet, daß er mit den heftigen Worten: „Das iſt zu arg!“ ſich augenblicklich entfernte. Charlotte, bekümmert und beängſtigt, griff nach dem Manuſkript, welches Schiller auf den Tiſch geworfen hatte, und kaum hatte ſie eine Strecke in dieſe meiſterhaften Verſe hineingeleſen, als ſie zu Schiller ſandte und

ihm mit ihrem veränderten Urtheil zugleich ihre Bitte mittheilte, er möge doch wieder kommen. Aber der gekränkte Dichter kam erſt am folgenden Tage zu der harrenden Frau, die zwar ihr erſtes Urtheil willig zurücknahm, aber auch erklärte, daß ſeine Dichtungen durch die heftige ſtürmiſche Art, wie er ſie vorleſe, unausbleiblich verlieren müßten.

Auch Charlottens Gemahl war, wenn auch vom ſtürmiſchen Kriegsleben gehärtet und von den immer bedenklicher ſich anlaſſenden Vermögensverhältniſſen verdüſtert, zu geiſtvoller und anmuthiger Geſelligkeit aufgelegt, und lud die Freunde öfter zu kleinen feſtlichen Mittagsmahlen, bei welchen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte hat uns eines derſelben in aller Lebendigkeit wiedergegeben, bei welchem ausgemacht wurde, daß jeder der vier Theilnehmer, Heinrich v. Kalb, Friedrich Schiller, Major Hugo und Charlotte ein Liebesabenteuer erzählen ſollten. Ich will dieſes Mahl hier anſchließen, wiewohl es erſt in eine ſpätere Jahreszeit fällt. Es verräth uns zugleich, daß Schiller's „Reſignation" ſchon jetzt geſchrieben war, und wir haben Stimmungen genug im Laufe dieſes Jahres an unſerm Dichter kennen gelernt, in welchen er eine ſo düſtere Lebensanſicht, ein ſo feſtes Verzichten auf Genuß und Glück ausſprechen mochte. Aber das Wort: „ich weiß nichts von Glückſeligkeit", galt wenigſtens nicht von dieſen Stunden.

Ein wolkenlos reiner Himmel lächelte, wie Charlotte erzählt, dem kleinen Feſt, es wehte Fried' und Wonne über des Rheines Gauen; „goldner Lichtſtrahl ſegnete den Tag!" Die Wände des Gemachs, in welchem man ſpeiſte, waren mit rothem Stoffe bedeckt, im Kamin loderten hell aufwogende ſpielende Flammen, Wohlgerüche zogen gleich unſichtbaren Schmeichlern durch das Gemach, die Freunde prieſen die köſtlichen Gaben und den Geſchmack der Anordnung, der Dichter lobte den edlen Wein. „Rhein und Bourgogne, rief er aus, ihr Mächte preiswürdigen Geiſtes! Geſchiedenes wird durch mildes Feuer verſöhnt." Man genoß mit Verſtand die nach rheiniſcher Sitte in ſchmalem ſilbernen Trog ſervirte Neckarforelle, „ſo roſig mild, ſilbern glänzend, mit goldigen Floſſen, wie kein Strom ſie bringt." Charlotte entwickelte, wie immer bei ſolchen Genüſſen, eine Grazie und einen ſo reizenden Frohſinn, daß Alle davon mitergriffen wurden. Major Hugo erhob fröhlich das Glas: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, doch jetzt ſei der ewigen Jugend des Dichters der Toaſt geweiht!" und die Gläſer erklangen.

Schiller erwiderte erröthend: „Mein Herz empfängt ſo freundliche Verheißung; — o wohl iſt mir werth das Lob der Genoſſen!“ „Auch ich wünſche mich deſſen zu erfreuen, fiel der Major, der mit Bewilligung der Wirthin eine Gabe zum Mahle darbringen durfte, mit ſcherzendem Wort ein, und ich bitte, meine Reiſegüter behaglich zu finden.“ Sogleich ſtand, noch verhüllt, eine Rebhuhnpaſtete auf der Tafel und Champagner ward kredenzt. Der Major rief aus: „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Koſen zur Feier des Tages!“ und er bat, daß Jeder von ihnen ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer mittheile.

Alle ſagten ihm zu, Herr von Kalb begann, dann kam an den Dichter die Reihe. Major Hugo ſprach: Selbſtbekenntniſſe erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von den Soldaten zu ſagen pflegt: In jedem Städtchen ein ander Mädchen, ſo auch vom Dichter: in jedem Gedicht eine andere Laura. „In vino veritas! erwiederte Schiller; darum ſchenkt dem Dichter Glauben! wiſſet, daß ich Wahrheit rede, — ein Gedenkbuch bezeuget es noch.“ Und nun erzählte er von ſeiner Neigung zu Lotte von Wolzogen (von Frau von Kalb hier Dora genannt), von ſeinem Irrthum in Betreff ihrer Gegenliebe, von ſeiner heimlichen Reiſe nach Mannheim, und geſtand, daß Erfahrung und Schmerz ihn bilden mußten. Manch ſchönes Wort blitzte aus der Erzählung hervor. Als ihm Hugo ſagte, daß die Räuber doch ſeine eigenſte Schöpfung ſeien, daß ſie ſein Weſen begründet hätten, erwiederte Schiller: „Wohl alle ſind erfahren in Dulden, Leiden, müſſen gefeſſelt ſein; wer es auszuſprechen vermag, den nennen wir Dichter.“ Er erzählte, wie er nach Bauerbach gekommen, wie ſeine Dichterluſt neuerwacht, wie er in jener Gegend dichtend und ſinnend umhergeſtreift ſei. „In mooſigem Grund, auf den Hügeln umher weideten Schafe und Ziegen und auch ich war ein Hirt; denn Sänger weiden ihre eigen geſchaffene Heerde.“ Dann ſchilderte er ſeine Hoffnungen, ſeine Geſtändniſſe an die Mutter und deren vertrauliche Mittheilung von Lottens Gedenkbuch, und daß er darin Bekenntniſſe geleſen, welche ihn mit Verehrung für das offenliegende liebeskranke Gemüth des Mädchens erfüllt hätten.

Als Schiller geendet hatte, zeigte er die Abſchrift dieſer Bekenntniſſe der Frau von Kalb und las ſie dann vor, noch hinzufügend, daß er

nach Mannheim abgereist sei, mit dem Vorsatz, in Bauerbach seine Heimath zu finden.

In reinstem Behagen, das nur durch ein herbes und kaltes Wort Heinrich's von Kalb gestört, aber sofort von dem sprudelnden Frohsinn des Major Hugo geistreich wiederhergestellt wurde, verflossen die reizenden Stunden. Charlottens Erzählung hatte eine mystische Färbung mit traurigem Ausgang. Der Major Hugo gab in seinem Bekenntniß die Geschichte seiner glühenden Liebe zu einer jungen Schönheit, die er heimzuführen hoffte. Als der Abend angebrochen, das Mahl geendet war, überreichte der liebenswürdige Major Gastgeschenke, Südfrüchte in Kästchen, auf welche er Symbole gezeichnet hatte. Auf Schiller's Kästchen waren die Zahlen 1—9 zu schauen, von einem Lorbeerkranz umgeben; auf Herrn von Kalb's Kästchen ein Schuh. Bei der Eroberung von Carlstown, wo er der Erste in die Festung drang, hatte er einen Schuh verloren und einschuhig einem Briten den Degen abgenommen. Auf Charlottens Kästchen sah man ein Buch, Feder und Brief; Schiller meinte lächelnd, ihr sei doch auf Erden nichts lieber, als diese drei. Für sich selbst hatte der Major einen Pfeil und eine Kanone gewählt, mit dem Spruch: Wen Amor's Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares Gewalt.

Die Uhr schlug an, es war Mitternacht, man trennte sich. Kein Augenblick sollte dem folgenden Tage geweiht sein.

Wenige Monate später war die Geliebte des Majors todt. Vergebens suchten ihn Schiller und seine Freunde zu trösten. Mit schmerzvoller Begier suchte er den Tod in der Schlacht.

Wenn Schiller mit dem berauschenden Glück solcher Stunden in der Brust wieder in seine Zelle trat, wo ihm aus allen Ecken die Spuren seiner erbärmlichen Lage höhnisch entgegenblickten und ihn erinnerten, daß er die Zeit nützlicher anwenden könne, als in so aristokratischen Genüssen, wenn er an Stuttgart dachte, an seine Schulden, dann verwünschte er wohl oft Zerstreuungen, die nur auf Augenblicke sein Elend vergessen machen, nicht heben konnten.

Seine Stellung zum Theater war ihm im Laufe des Sommers unerträglich geworden. Vieles wirkte zu solcher Stimmung zusammen. Es konnte nicht fehlen, daß in Mannheim dem sich überall rücksichtslos aussprechenden Dichter, welcher so offen mit dem der Geistlichkeit verhaßten Pfarrer Trunk umging, und in seinem Don

Carlos der Inquisition den Dolch auf die Brust setzen wollte, eine Schaar von Feinden erwuchs, die ihren Partheihaß unter der Larve ästhetischer Abneigung versteckte. So war im Sommer eine elende Posse von Gotter: „Der schwarze Mann", welche die Sturm- und Drangstücke persifliren sollte, vom Publikum begierig auf Schiller gedeutet worden, und dieser, mißtrauisch wie er war, wurde selbst dadurch zu dem Glauben gebracht, daß Gotter, der für eine große Autorität in dramatischen Sachen galt, ihm persönlich übelwolle. Zwar suchte Iffland, der vor Schiller's großem Streben Achtung hegte, eine wiederholte Aufführung bei Dalberg zu hintertreiben, allein es scheint nicht blos vom Publikum, auch von oben herab beim pfälz-baierischen Hofe Mißtrauen gegen Schiller, selbst gegen den Intendanten gewaltet zu haben, der einen so kirchenfeindlichen und revolutionären Kopf protegirte. Schiller begann zu zweifeln, ob Dalberg den Kontrakt erneuern werde, und er beschloß mit dem Herbst einem möglichen Schritt Dalberg's zuvorzukommen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat er eines Tages bei Charlotten ein, um ihr zuerst seinen Entschluß anzukündigen. Er schilderte ihr seine abhängige Stellung, die Rücksichten, die er nach allen möglichen Seiten hin zu nehmen habe, daß es ihm unerträglich sei, Verhältnisse zu beachten, die keine Beachtung verdienten. Charlotte nahm diese Kunde mit tiefer Bewegung auf. Sie kannte die Körner'schen Briefe, sie sah darin eine Lockung nach Sachsen und in der Absicht, seine Stellung aufzugeben, die drohendere Absicht einer Trennung. Sie suchte seinen Vorsatz wankend zu machen. Als Schiller fest blieb, da brach die scheinbare Ruhe der hohen Frau. „Seitdem ich Sie kenne, rief sie leidenschaftlich aus, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit." Schiller's Herz schlug höher bei diesem Geständniß: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt, rief er aus. Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet." Aber auf die Bande deutend, die sie fesselten, setzte er leise hinzu: „Muß ich nicht eine Zukunft fürchten, auf der Trug und Zweifel lastet?" Charlotte hörte auf diese Worte nicht, sie gestand ihm, wie arm ohne ihn ihr Dasein werde, das Leben habe ihr den Freund gesandt, diese Momente eines edleren Seins vergönnt. Schiller, überrascht von ihrem hervorbrechenden Feuer, sprach es aus, daß er geglaubt, sie, in ihrer selbstbestimmten Ruhe, werde die Trennung

leichter tragen. „Sie wiſſen nicht, rief ſie, was dieſer Ruhe Stütze war! — Es war der Bund der Wahrheit. Sie wollen ihn trennen?“ Sie klagte die irdiſchen Sorgen an, unter denen er ringen müſſe, ja, ihr leidenſchaftlicher Schmerz riß ſie zu dem Vorwurf hin, daß er auf Koſten ſeines Friedens, ſeines Herzens nach Ruhm, nach Bewunderung ſtrebe.

Schiller erſchrak, er war aufs tiefſte erſchüttert, aber dieſe Verkennung ſeines edelſten Strebens abweiſend, antwortete er milde, indem er an ſeine fliehende Jugend mahnte, und wärmer, indem er ſein Sehnen und ſeine Ideale vor ihr darlegte: „Mein Herz fühlt, wie Du nie dieſes Sehnen trüben, nie dieſen Glanz entweihen kannſt.“ Charlotte empfing das erſte Du von ſeinem Munde mit Wonneſchauern, und indem ſie es feſt und freudig wiedergab und alles andere in ſeiner Rede unbeantwortet ließ, nahm ſie, den Gedanken der Trennung nicht auszudenken vermögend, ihm das Verſprechen ab, keinen eiligen Schritt zu thun, wenigſtens Mannheim nicht zu verlaſſen.

Mit welchem wogenden Licht im Herzen ging Schiller von ihr! Welche Finſterniſſe überdeckten es, wenn er fühlte, daß Charlotte ein Opfer verlange, welches ſein Genius nicht gewähren könne. Denn Ruhm, ach die ſchöne Hoffnung der Edlen, der lockende Silberton, der noch jüngſt ſo reizvoll aus Körner's Brief erklungen war, er rief ihm ein mächtiges: Entfliehe! zu. In anderer Sphäre, draußen, in jener Gegend, woher dieſer Ruf erſchollen war, träumte er ſonnige Pfade. Abzuwerfen wieder einmal die alten Gewänder ſeiner Verhältniſſe ſehnte er ſich; mit kraftvoll ſtrebenden Männern neue Entſchlüſſe zu faſſen, vor begeiſterten Augen ein neues Leben zu beginnen. Er trat in das Alter, wo bei jedem Menſchen die ernſte Selbſtſchau häufiger einkehrt, wo der Geiſt ſeine Rechnungen abſchließt und neue Segel beizuſetzen ſind, um mit der Fluth in den Hafen zu kommen, nach deren Verſäumniß „die ganze Reiſe des Lebens ſich durch Noth und Klippen winden muß“.

Und fühlte er nicht ein geheimes Bangen, daß Charlottens feurige Seele, die ſchön genug war, um in ihr ein Leben zu verträumen, die ſich ihm ſo unverhüllt gezeigt hatte, ihn doch in ihrem Zauberkreiſe feſthalten werde; daß er, weniger ruhig und feſt als ſie, die durch doppelte Bande geſchützt war, nicht einer Leidenſchaft machtlos verfallen werde, die in ſeinen Augen Verbrechen war? Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelsgüte! rief er innerlich Charlotten zu.

War doch ſein Herz ſo leicht von jeder ſchönen Geſtalt, von einer ſanften Stimme im Innerſten zu bewegen, ſtürzte er ſich doch ſo gern in die reizvolle Gefahr, ein Mädchen zu ſuchen, das ſeinem Herzen theuer genug wäre! Und war er doch da, wo er ſuchte, durch Widerſtand gekreuzt, und wo er nicht zu ſuchen wagte, hatte er gefunden!

Die Leſerinnen, welche es Romeo zu verargen pflegen, daß er ſo ſchnell aus Roſalindens Dienſt in Julia's Arme eilt, mögen ihr Herz mit dem holdeſten Vergeben füllen, bevor ſie erfahren, daß Schiller in Mannheim blos vier Roſalinden raſch wechſelnd im Herzen trug. Die erſte, Lotte von Wolzogen, entfernt, bereits verſagt, war durch Margarethe Schwan allmählich daraus verdrängt worden. Die ſchöne „Schwanin" hatte die Stellen aus Don Carlos, welche er ihr bald mit ganz beſonderem Ausdruck vorlas, wohl verſtanden und in der Sprache der Herzen darauf geantwortet. Schiller ſchrieb ſo begeiſtert über ſie nach Hauſe, daß der Herr Papa ſeinen Friedrich ſchon im Geiſte als Schwiegerſohn des wohlrangirten Hofbuchhändlers erblickte. Aber Margarethe war ebenſo reizbewußt als reizend, und ſo ſehr ſie ſich der Verehrung des Dichters freute, ſo gut ſie ihm war, ſo mochte ſie doch noch nicht die Sphäre der Möglichkeiten verlaſſen, welche ſich in einer Schaar von Anbetern um ſie bewegte, und beobachtete jenes Betragen, welches ebenſo oft Folge eines eitlen, als allzu gefälligen und ſchwachen Herzens iſt und einen ehrlichen Liebhaber aufs beſte zur Verzweiflung bringt. Schiller empfing heute alle Wonnen der Hoffnung, morgen alle Qualen der Eiferſucht und fühlte ſich oft unſäglich elend. War Margarethe vielleicht durch ſeine Freundſchaft mit Charlotten gereizt, genug, gerade jetzt ſah er ſie oft im gehäſſigſten Lichte und ſchrieb im November über ſie in einem Tone nach Hauſe, daß der Vater glauben mußte, ſein Sohn habe dieſe erwünſchte Parthie ganz aufgegeben. Und in der That, eine Zeit lang war es ſo. Schiller ſchien nicht abgeneigt, eine andere Verbindung einzugehen, welche auch der Frau von Kalb und anderen Freunden höchſt paſſend erſchien. Allein hier ſtand der Vater des Mädchens, den Charlottens Memoiren als den Profeſſor L. (Hofrath Lamey?) bezeichnen, ſolchen Wünſchen entgegen; und Margarethe wußte den Freund bald wieder ſo liebenswürdig zu verſöhnen, daß er gelegentlich den Gedanken faßte, ſich bei Herrn Schwan ernſthaft um ſie zu bewerben.

Aber Margarethe hatte eine gefährliche Rivalin an der vierten in diesem Kranze, an der schönen und talentvollen Schauspieleren Katharina Baumann, welche nach Karoline Beck's Tode die Stelle der ersten Liebhaberin ausfüllte und nach seiner Entfremdung von Margarethen auch in Schiller's Herzen, leider ohne ihre Genehmigung, diese Stelle erhielt. Man nannte sie nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia. Ihr Auge, von dunkler Wimper überschattet, das schöne Oval ihres Gesichts fesselte selbst in großer Gesellschaft die Augen der feinsten Schönheitskenner, und daß Schiller zu diesen gehörte, wird der Leser in einer Stelle aus Charlottens Memoiren mit Befriedigung vernehmen.

Charlotte ließ sich eines Tages von ihrem Freunde in traulichem Plaudern mehrere Mannheimer Charaktere schildern. Man kam auch auf die talentvolleren Bühnenkünstlerinnen zu sprechen und Charlotte fragte, welche von ihnen neben ihrem Talent auch wahre Anmuth besitze. Schiller rief lebhaft aus: „Man nennt sie Amalia! Amalia!“ und unwillkürlich erröthete er bei diesem Namen. „Ein lieblich holdes Wesen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann“, erwiederte Charlotte lächelnd, worauf der Dichter fortfuhr: „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft. Was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzückung sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja, sie ist schön!“ Charlotte, durch solches Lob für die Schöne eingenommen, bat ihn, noch mehr von ihr zu sagen, und Schiller sprach: „Ihre Frage, ob ich ein anmuthiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen, wie ich empfinde und denke; die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Tafftgewand — Farben haben auch eine Macht —, die Locken von einem Schleier umflossen, o welche edle Erscheinung.“

Einem so leicht entflammten Herzen gegenüber wird man nach dem eben Erzählten keine Mühe haben, Geständnisse zu begreifen, wie sie Schiller später seiner Braut und Goethe mittheilt, der ersteren, daß er in Mannheim mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgegangen sei, dem zweiten, daß er mit dem Wesen einer Theaterwirthschaft bekannter sei, als er zu wünschen Ursache habe.

Aber alle diese kleinen Kreuz- und Querwellen der Leidenschaft wur-

den von der mächtigen Woge mit aufgenommen, welche jetzt sein Herz emporhob. Was waren diese Grazien gegen die Psyche? Was selbst Margarethe Schwan gegen Charlotte, die großherzige sichere Frau, die den von Dürftigkeit Bedrängten nicht, wie die anderen, auf sein vernachlässigtes Kleid ansah, sondern in dem schlichten und armen Gefäß den köstlichen Inhalt ehrte. Von ihr zu lassen, von ihr nur zu scheiden, von ihr, deren mündliches oder briefliches Wort die Freude seines Tages war, konnte er nur durch sie selbst und von Verhältnissen, von Antrieben gezwungen sein, welche sehr stark, sehr unabweisbar waren. Sie werden uns in rascher Folge im nächsten Abschnitt begegnen.

VI.

Journaliſt.

Wir gewähren dem Leidenden unſer Mitgefühl nach dem Maß ſeiner Kraft und ſeiner Empfindung. Die Strapazen des Matroſen, der in Nacht und Sturm an gefrorenen Tauen hängt, werden uns kaum bewegen, während die Klagen des alten Lear, wenn die erbarmungsloſen Elemente ſein weißes Haupt beſtürmen, uns zu Thränen erſchüttern. Je zarter eine Hand, deſto feiner iſt ihr Gefühl. Dieſes Wort gilt vor allem von der Hand und dem Herzen des geiſtigen Arbeiters. Selbſt der Schriftſteller, der in glücklichſter Lebenslage am eleganten Schreibtiſche ſitzt, iſt durch dieſelbe Reizbarkeit, welche ſeine Gedanken zu den edelſten Schöpfungen beflügelt, Leiden, Thorheiten und Fehlern ausgeſetzt, die er doppelt ſtark empfindet. Doch bei Jenem, der nicht lebt, um zu ſchreiben, ſondern ſchreibt, um zu leben, ſind dieſe Gefahren furchtbar geſteigert. An der Stelle, wo auch Schiller im Begriff iſt, dieſen geſteigerten Gefahren entgegenzugehen, wird es gerecht ſein, daran zu erinnern. Und wie könnte man dies beſſer, als mit den Worten des edlen Carlyle, welche in ſeinem Leben Schiller's ſtehen, in keinem Leben Schiller's fehlen ſollten.

„Giebt es wohl, ſagt Carlyle von ſolchen Schriftſtellern, einen bekümmernderen Anblick, als den eines Mannes, der ſo reich begabt, ſo vom Schickſal verfolgt wird, im rauhen Treiben des wechſelvollen Lebens, deſſen Schläge er am wenigſten ertragen kann? Die erhabenſten Ideen nährend und vielleicht von den kleinlichſten Bedürfniſſen niedergedrückt, geplagt, bekümmert, erniedrigt, oft zum Wahnſinn gebracht, — der letzte verlorne Poſten im Kampfe des Geiſtes mit der Materie! Wie viele der edlen Seelen ſind ſo auf eine jämmerliche Weiſe umgekommen, ohne

das ſich vorgeſteckte Ziel erreicht zu haben, Einige im dunklen Wahnſinn", wir können ſtatt der engliſchen Namen die eines Lenz, Lenau, Hölderlin nennen, „Einige haben einen noch ernſteren Ausweg geſucht. Indem ſie höchſt entrüſtet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme verſagte, flüchteten ſie ſich zu jener mächtigen Veſte, wo Armuth und herzloſe Vernachläſſigung und die tauſend Stöße, die unſres Fleiſches Erbtheil, ſie nicht mehr erreichen konnten. Und doch ſind ſie es, welche die herrlichſten Anlagen unſerer Seele neu beleben, die uns ein ſchöneres Ziel zeigen, als Macht und Vergnügen, und der Alleinherrſchaft des Mammons auf dieſer Erde Widerſtand leiſten. Sie ſind der Vortrab im Heerzuge der Geiſter, die geiſtigen Koloniſten, welche die Wildniß lichten. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, ſo reichhaltig an Segen für Andere, ſie ſo wenig ernten. Aber vergebens iſts, darüber zu klagen; ſie waren Freiwillige in dieſer großen Angelegenheit, ſie hatten den Reiz gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Folgen tragen."

Von allen Schriftſtellern iſt keiner den Leiden ſeines Berufes ſo preisgegeben, als der dramatiſche Dichter. Im Vergleich zum lyriſchen und epiſchen Gedicht, zum Roman, zur Novelle iſt das dramatiſche in der Literatur ein heimathloſer Gaſt. Gleich ſehr vom Publikum, wie oft vom ſchnellleſenden Kritiker abgewieſen, wendet es ſich an eine Bühne, die den Richtungen des Tages dient. Nach dieſem Maße, genommen von den Produkten derſelben Mittelmäßigkeit, denen ſich die Dichtung entgegenſtellt, ſchätzt die Bühne die edle Schöpfung eines freien und keuſchen Geiſtes, und je praktiſcher das Urtheil der Bühnenleiter iſt, um ſo ſchneller werden ſie dem Gaſte höflich die Thür weiſen. Das hatte Schiller beim Fiesko erfahren und doch konnte er den Gedanken hegen, mit einem Dalberg ſich zu verbinden? Wer bürgte ihm, daß, wenn der Don Carlos vollendet war, wenn er ein Jahr an den Liebling ſeines Herzens geſetzt hatte, nicht Herr von Dalberg wieder verlangte, daß Carlos dem Philipp zum Schluſſe verſöhnt in die Arme ſinken ſollte?

Aber iſt es nicht billig, daß da, wo die höchſten Triumphe winken, auch die bitterſten Kämpfe warten? Dieſer Gedanke hielt Schiller aufrecht, dieſe hohe, ja dieſe fromme Billigkeit ſeiner Seele, mit der er die größere Hälfte von der Schuld des Geſchicks auf ſein eigenes Verſäumen nahm, bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Man kann annehmen, daß ein Genie, wie Schiller's, ſich ſelbſt durch Literaturdramen eine Art von Exiſtenz hätte gründen können; aber man vergeſſe nicht, daß 1784 das Eigenthum des Schriftſtellers ſo angenommenermaßen gute Priſe für jeden Nachdrucker war, daß die Verbreitung der literariſchen Werke nächſt ihrem Werthe ebenſoſehr dieſem Elende der deutſchen Zuſtände, als dem Unternehmungsgeiſt der Verleger zu verdanken war.

Schiller, jenem Gefangenen gleich, der jeden Morgen ſeinen furchtbaren Kerker ſich zum Sarge verengern ſah, maß alle dieſe Reflexionen ihrem ganzen Umkreiſe nach aus und ſah ein, daß er irgend etwas ergreifen müſſe, um aus ſeiner immer drohender werdenden Noth herauszukommen. Zum Brodſtudium gehörte Brod, und da Dalberg ſeine Hand ebenſogut zu entziehen, als zu geben wußte, beſchloß der Dichter, noch einen Verſuch zu machen, aus eigener Kraft ſich zu helfen. Er klopfte an die Thür eines Hauſes, das ſich noch keinem Schriftſteller verſchloſſen hat, eines großen, geräumigen, barmherzigen Inſtituts, welches ſchon Manchen von aller Beſchwerde erlöſt hat, auch von der Beſchwerde, Dichter zu ſein. Dieſes Inſtitut hieß: Journalismus.

Wenn man in ein kaltes Bad geht, welches ſo tief iſt, daß man bequem darin ertrinken kann, ſo thut man am beſten, glanzvoll, mit heroiſchem Muth, mit Ueberwindung jedes ſchüchternen Zagens hineinzuſpringen. Aber dann heißt es auch ſchwimmen oder, um ein Schillerſches Wort aus ſpäterer Zeit zu gebrauchen: „Nur, Herr Oberkonſiſtorialrath, mit dem Publikum alsdann nicht geſpaßt, ſondern hübſch, wie es einem rechtſchaffenen Kutſchenpferde von Journaliſten zukommt — bei der Stange geblieben, und nicht gleich bei der erſten Station niedergefallen.“

Um „bei der Stange zu bleiben“, war Schiller jetzt entſchloſſen, trotz Charlottens Abmahnung, ſeine Stellung beim Theater aufzugeben. Er theilte dem Freiherrn von Dalberg, welcher im Herbſt von ſeiner Villeggiatur nach Mannheim zurückkehrte, ſeinen Vorſatz mit, und Dalberg machte keinen Verſuch, den Kontrakt zu erneuern. In der Sitzung des Theaterausſchuſſes vom 19. November konnte der Regiſſeur Remſchüb bereits die Mittheilung machen, „daß der ehemals beim hieſigen Theater als Dichter geſtandene Herr Schiller eine Zweimonatſchrift unter der Benennung Rheiniſche Thalia dem Publiko angekündigt habe.“

Schiller war am 26. Mai zum letzten Mal in der Sitzung erschienen.

Nun hatte Schiller keine Wahl mehr, als sich in die Arme des Publikums zu werfen, und er that es mit der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia.

Der Traum, für die Ewigkeit zu arbeiten, gehört so nothwendig zum Dichter, als die Nothwendigkeit, für die Gegenwart zu arbeiten, zum Journalisten. Dort ist Tiefe, Einfalt und Natur Mittel und Zweck, hier gilt Virtuosität und Bravour oft als das sicherste Mittel, den edelsten Zweck zu erreichen. Der Journalist bekennt sich zum Dienst der Parthei, des Dichters Hand kann nicht das Fieber schildern, wenn sie vom Fieber zittert. Der Dichter sieht im Publikum eine erhabene Gemeine edler Menschen, dem Journalisten steht es nur zu oft in jener Gestalt vor Augen, wie es nach Tische ist; er weiß, daß Magen und Zunge und ein schläfriges Auge in dem Rathe sitzen, wo er seine Vorträge hält. Ich will die Versuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journalisten drohen. Aber wer hier nur seinen Charakter rein erhält, muß schon eine ungewöhnliche Kraft besitzen, wer hier Dichter bleibt, ein Kopf ersten Ranges sein. Die Widersprüche, die Schwächen, welche in Schiller's Charakter liegen, werden vielleicht hier am meisten zu Tage kommen.

Das Programm seiner Thalia, datirt vom 11. November, ist vielfach bewundert worden, und in der That, es ist glänzend geschrieben. Es that ihm nach den kleinlichen Banden, die ihn bisher umfingen, offenbar wohl, sich wenigstens in einem offenen Brief ans Volk über seine Absichten auszusprechen. Aber wem Thaten lieber sind als Programme, der wird sich nicht sehr grämen, unter der prächtigen Toga dieses Programms die Noth hervorgucken zu sehen, welche aufs beste in Tugend gekleidet ist. „Zu oft schon geschah es, sagt die Ankündigung im Hinblick auf die besseren Motive des Verfassers, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete.“ Er nennt das Publikum sein Alles, sein Studium, seinen Souverän, seinen Vertrauten. Wenige Wochen darauf schreibt er in einem Briefe, sich gleichsam über diesen Abfall von der Poesie entschuldigend: „Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genies, sondern nach Spekulation

des Handels zu wählen. — Ich werde dieſer Thalia alle meine Kräfte widmen, aber das leugne ich nicht, daß ich ſie (wenn meine Verfaſſung mich über Kaufmannsrückſichten hinwegſetzte) in einer andern Sphäre würde beſchäftigt haben." „Stören Sie mein bischen Verdienſt nicht, ſchreibt er an Göckingk, es wird mir ſauer genug werden."

In freier Kühnheit hatte er ſeine Räuber in die Welt geſchleudert. In dieſem Programm, vielleicht im Gefühl, daß ſein neuer Souverän ihm daraus einen Vorwurf machen könne, klagt er die Akademie als die Urheberin des angerichteten Unheils an, und nennt ſein edles Jugendwerk eine Geburt, die „der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius" in die Welt ſetzte. Er beging mit dieſer Rückſicht auf die engherzige Moral denſelben Verrath an den Räubern, welchen er aus Rückſicht für den Hofmann an Kabale und Liebe begangen. Sehr erklärlich iſt es, daß er ſeine jammervolle Lage unter dem ſtolzen Worte verhüllt, keine andere Feſſel tragen zu wollen, als den Ausſpruch der Welt, und ebenſo erklärlich, daß er einen Monat nachher emſig die Gunſt des Herzogs von Weimar und einen Titel ſucht. Aber man wird das eine ſchwerlich aus einem geſteigerten Freiheitsprinzip ableiten können, wenn man das andere nicht aus einer Abhängigkeitsneigung ableiten will. Durch die Räuber hatte er ſich das Publikum zum Vertrauten, ſich Körner zum Freunde gemacht. Das war die rechte Weiſe, wie der Dichter Bündniſſe mit der Nation zu ſchließen hat. Auch das ſtolzeſte Journalprogramm mußte nach ſolchem Werke blaß erſcheinen.

Vergebens war der verbrauchte Kunſtgriff, womit er vielleicht auf Anrathen des Verlegers, Herrn Schwan, die Eitelkeit des Publikums ins Spiel zu bringen ſuchte, indem er verſprach, Namen und Charakter ſeiner Subſkribenten dem Journal vordrucken zu laſſen, vergebens die reiche Auswahl von Materien, welche er ans Schaufenſter ſtellte; der Souverän, ſein Alles, das Publikum beeilte ſich nicht mit der Subſkription und die Thalia nicht mit ihrem Erſcheinen. Als das erſte Heft endlich im März 1785 herauskam, war auf der inwendigen Seite des blaugrauen Umſchlags, in welchem es in Mannheim erſchien, die vielverrätheriſche Anzeige zu leſen: „Da nur der kleinſte Theil meiner Herrn Subſcribenten ſich mir genannt hat, ſo mußte mein Vorſatz, ſie dem erſten Heft dieſer Thalia vordrucken zu laſſen, unterbleiben.

Und welche Mühe und Zeit raubte das „Geſchäft" dem Dichter!

Er hatte die Literaten für sein Werk zu interessiren, die Ankündigung an andere Journale zu versenden, er schrieb an Göckingk, an Ebert fast demüthige Briefe; an den alten Gleim, dessen nächster Freund J. G. Jacobi auf seiner Reise nach Freiburg längere Zeit in Mannheim verweilt und mit Schiller verkehrt hatte, schrieb er unterm 26. November: „Erlauben Sie, wertheſter Herr, einem Ihrer wärmſten Bewunderer und Verehrer, daß er Ihnen ein Herz voll Freundſchaft und Wohlwollen anbiete und Ihnen gerade heraus bekenne, wie unendlich ſchätzbar ihm eine nähere Verbindung mit Ihnen ſein würde. Wenn Sie es nicht zur Bedingniß derſelben machen, Ihnen an Geiſte zu gleichen, ſo iſt er vielleicht Ihrer Liebe nicht unwerth.“ Auch an Scharffenſtein ſchrieb er und bat ihn zugleich um die Ueberſendung eines Miniaturbildes, welches der Freund in früheren Tagen von Schiller zu malen begonnen hatte.

Bereits die Ankündigung, welche im deutſchen Muſeum Dez. 1784 S. 364 erſchien, fand Widerſpruch. Man ſah darin eine unnöthige Bravour. Der Redaktion des pfälziſchen Muſeums wurden drei Stachelgedichte auf Iffland, Klein und Schiller eingeſandt, welche ſo bitter waren, daß die Redaktion bei den Betroffenen anfragte, ob ſie gedruckt werden ſollten. Als dieſe eingewilligt, erſchienen ſie IX. Heft 1784 S. 526, unter ihnen folgendes Epigramm auf Schiller, welches ſcharf auf den wunden Fleck ſeines Programms traf:

Dem Genius gebar Madame Subordinatio
Ein zügelloſes, aber herrlichs Kind, die Räuber,
Fiesko, Millerin ſind von Miß Freiheit und Penſio.
Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!

Aber ſo ſehr ſolche Stiche bewieſen, wie unerquicklich ſeine Stellung in Mannheim geworden war, ſo gering waren ſie gegen den Schlag, den die Preſſerin Roth wahrſcheinlich Mitte November gegen ihn geführt hatte. Meine Leſer erinnern ſich, daß der erſte Schritt auf die gefährliche Bahn der Schulden durch den Selbſtverlag der Räuber gethan war, und daß ein Freund für die Summe von 200 Gulden ſich verbürgt hatte. Vielleicht war ſie durch fortwährendes Aufſchieben bis auf 300 Gulden angewachſen. Jetzt wurde der Bürge gedrängt. Schiller's Vater, der allmählich anfing, ernſtlich mit ſeinem Sohn zu zürnen, wollte, konnte hier nicht für ihn einſtehen. Der Bürge mußte aus Stuttgart entfliehen und kam nach Mannheim. Man ſetzte ihm nach, erreichte ihn hier und

hielt ihn gefangen. Schiller's Lage war schrecklich. Um den Freund für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihm die Summe, für welche derselbe sich verbürgt hatte, zu erstatten. Aber woher diese nehmen? Konnte er seinen Stolz soweit überwinden, sich Frau von Kalb oder gar Dalberg zu vertrauen? Nach den gemachten Erfahrungen wäre bei letzterem eine solche Demüthigung auch ganz nutzlos gewesen.

Bei so dringender Noth, bei der Gefahr, daß die Sache in Mannheim ruchbar, sein Ruf noch empfindlicher gekränkt werden könne, gerieth Schiller in eine solche Aufregung, daß er seinem Vater die bittersten Vorwürfe machte und ihm schrieb, er hätte wohl für die Schuld einstehen können.

Endlich kam Hülfe und zwar wieder aus dem Theile des Volks, der mit dem Mangel und seinem Gefolge bekannt ist, und bei welchem der Bittende nicht schon die Bitte mit Schamröthe bezahlen muß. Streicher's Hauswirth, ein Baumeister Namens Anton Hölzel, weder wohlhabend, noch besonders gebildet, theilte seines Miethsmannes Verehrung für Schiller, und als ihm die Noth desselben bekannt wurde, schaffte er, kein Opfer scheuend, die nöthige Summe herbei und nahm dem unglücklichen Dichter die schwerste Last vom Herzen.

Aber so sehr dieser für den Augenblick erleichtert war, auf die Dauer war er nicht vor den Plagegeistern gerettet, zumal jetzt aus erklärlichen Gründen zu seinen Stuttgarter Schulden noch Mannheimer hinzukamen. Immer fester setzte sich der Gedanke bei ihm, ganz von Mannheim fortzugehen. Wenn er ihn gegen Charlotte aussprach, so begann der frühere Kampf wieder, ja selbst andere Freunde, wie der Geheimerath Karl von Moser, Dichter und Publizist, in dessen schöner Villa zu Waldheim Charlotte und Schiller sich wohl zusammenfanden, suchte den ihm werth gewordenen jungen Dichter der Rheingegend zu erhalten, Andere suchten ihn durch bittern Spott auf die Sachsen von der Sehnsucht nach Norden zu heilen. Aber der Gedanke hatte sich in ihm festgesetzt, zur Jubilatmesse nach Leipzig zu reisen, in der dunklen Ahnung, daß sich dort sein Geschick zum Bessern wenden müsse. Charlotte hat uns den Spaziergang geschildert, auf welchem er im Anfang Dezember zuerst solche Vorsätze äußerte. Sie eilten in schweigender Trauer durch den breiten Gang der Buchenwände, das welke Laub paßte zu ihrer trüben Stimmung; vom Abendnebel umschleiert

ſtanden die hohen Statuen, „mit falben Blättern wie mit Wunden bedeckt.“ Sie erſchienen ihnen „wie Leichen, die ausgeblutet haben.“ Charlotte ſprach die Hoffnung aus, daß ſie den nächſten Johannistag bei einer Freundin zuſammen verleben würden. Schiller ſchüttelte traurig das Haupt und ſagte, nie werde er ſie dahin geleiten. Es ſei beſtimmt, er ſolle die Sommerſonne nicht mehr im Rheinſtrom ſchauen. Charlotte brach in Klagen aus, vergebens ſuchte er ſie zu tröſten. Beide verſtummten, Jeder zagte, das Wort des Andern zu vernehmen.

In ſolchem zerſtörenden Jammer lebte er ſeine Tage hin und oft in Sorgen die Nächte, in denen er mit größter Anſtrengung die Materialien zu ſeiner Thalia ſammelte. Die vier Porträts, die über ſeinem Schreibtiſche hingen, ſahen ihn oft fragend und vorwurfsvoll an, ob er noch immer nicht antworte. Aber er hatte längſt den Vorſatz aufgegeben, an die wunderbaren Fremden zu ſchreiben. Ein tiefes Schamgefühl, ſich in dem Staub irdiſcher Sorgen denen zu nahen, die ihn nur in dem glänzenden Kleide des Geiſtes erblickt hatten, die ihn bereits für einen Undankbaren oder übermäßig Eitlen halten konnten, hatte ihn völlig eingenommen. Da, — es war am 7. Dezember, vielleicht am Abend nach jenem Spaziergang mit Charlotte, — ſeine ganze Seele war in Wehmuth aufgelöſt — er war einſam in ſeiner Zelle, hielt wieder ſtumme Zwieſprach mit jenen vier Bildern, ſie ſchienen ihn anzuklagen, zu ermuthigen, und plötzlich, wie von einer innern Nothwendigkeit getrieben, griff er zur Feder.

Er ſchrieb: „Nimmermehr können Sie mir's verzeihen, meine Wertheſten, daß ich auf Ihre freundſchaftsvollen Briefe, auf Briefe, die ſo viel Enthuſiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten und von den ſchätzbarſten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, ſieben Monate ſchweigen konnte. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederſchreibe, welche mich vor mir ſelbſt demüthigt und daß ich meine Augen in dieſem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederſchlage, die über meinem Schreibtiſch hangen und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen ſcheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beſchämung und Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, iſt Rache genug. Nehmen Sie keine andre mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht, um dieſe unerhörte Nachläſſigkeit zu entſchuldigen, nur ſie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.“ Und nun ſchildert er ſeine Freude

über den Empfang jener Briefe, ſagt, daß ſie es veranlaßt, wenn er die Verwünſchung ſeines Dichterberufs, die ſein widriges Verhängniß ihm ſchon auspreßte, zurückgenommen habe, ſchildert alle die Widerwärtigkeiten und die Zerſtreuungen, welche der Leſer erfahren hat, und klagt ſich ſelbſt aufs rührendſte an. Auch in Betreff ſeiner Thalia, deren Ankündigung er beilegt, ſucht er ſich beinahe zu entſchuldigen: „Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich dieſe Rolle in der Welt ſpielen will, aber vielleicht ſöhnt die Sache ſelbſt Sie wieder mit ihrer Vorſtellung aus. Wenn ich nur, ſchließt er, in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, ſo ſoll dieſem Brief auf das ſchleunigſte ein zweiter folgen. Frauenzimmer ſind ſonſt unverſöhnlicher, als wir, alſo muß ich den Pardon von ſolchen Händen unterſchrieben ſehen. Mit unauslöſchlicher Achtung der Ihrige. Schiller.“

VII.

Rath Schiller.

Als hätte das Glück, das ihm vom Norden kommen ſollte, nur auf ſeinen erſten Schritt gewartet, bot es ihm jetzt die Hand. Es kam vom Norden, und zwar in der Geſtalt eines edlen deutſchen Fürſten. Der Herzog Karl Auguſt von Weimar hatte, um für den im folgenden Jahre zuſammentretenden Fürſtenbund zu wirken, eine Reiſe unternommen, welche ihn Anfangs Dezember nach Frankfurt und Darmſtadt führte. Hier gedachte er ſich bei ſeinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., längere Zeit aufzuhalten. Frau von Kalb hatte ſchon durch ihren Verwandten, Siegmund von Seckendorf, der jetzt als Geſandter Friedrich des Großen aus dem weimariſchen Kreiſe geſchieden war, auch durch andere Verwandte Anknüpfungen an die fürſtlichen Perſonen. Vielleicht erregte ſie in Schiller den Gedanken, ſich in Darmſtadt dem Herzog von Weimar vorzuſtellen, und wo möglich durch eine Vorleſung des Don Carlos den für alle geiſtige Kraft empfänglichen Fürſten für ſich zu intereſſiren. Mit ihren und Dalberg's Empfehlungsbriefen verſehen, reiſte Schiller gegen Weihnachten dahin ab, ſein Drama und als Talisman die koſtbare Brieftaſche von Minna Stock in der Taſche. Er erhielt die gewünſchte Erlaubniß, und las in Gegenwart des heſſiſchen Hofes und der hohen Gäſte den erſten Akt des Don Carlos vor. Die Darſtellung des unglücklichen Fürſtenſohnes ergriff in jener Zeit, wo manches Herz aus den höchſten Regionen ähnliche Kämpfe menſchlich zu verwinden hatte, die Zuhörer aufs lebhafteſte. Die Frau Erbprinzeſſin von Darmſtadt bewunderte ſogar die geſchmackvolle Brieftaſche, in welche ſein Heft eingeſchlagen war; Karl

Auguſt, der in den franzöſiſchen Tragikern wohl bewandert war, gab dem Dichter einige kritiſche Winke und dieſer, von ſeinem fürſtlichen Erzieher her gewohnt, frei und ungezwungen mit fürſtlichen Perſonen zu reden, ward, vermuthlich unter vielfachem Lächeln, in ſeiner Unterredung zu ſolcher Offenheit fortgeriſſen, daß er ſeinen Wunſch ausſprach, dem Herzog ſeinen Carlos widmen zu dürfen, dem Weimar'ſchen Kreiſe von edlen Geiſtern anzugehören, ja ſogar nicht undeutlich merken ließ, er habe um ein häusliches Glück zu begründen, nichts nöthig, als die ausgeſprochene Gunſt des Herzogs von Weimar.

Karl Auguſt verſtand ſeine Meinung vielleicht gütiger, als der Dichter es gehofft hatte; denn ſchon am 27. Dezember, während letzterer noch in Darmſtadt verweilte, überraſchte er ihn mit folgender Entſcheidung:

Dem Sachſen-Weimariſchen Rath Dr. Schiller
jetzt zu Darmſtadt.

Darmſtadt, den 27. December 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Dienſten; ich wünſche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl. Carl Auguſt, H. z. S. W.

Schiller überlas dieſe wenigen Zeilen vermuthlich mehr als ein Mal und ſprach ſeinen Dank in einem begeiſterten Schreiben dem Fürſten aus, der durch dieſen einen Federzug faſt mehr zu der äußern Lebensſtellung des Dichters beitrug, als Streicher und Anton Hölzel mit der Aufopferung ihres ganzen Vermögens vermocht hätten. Denn wie ganz anders kehrte der neue Weimar'ſche Rath nach Mannheim zurück, wie leuchtete in Transparentſchrift dieſer Titel dem Publikum entgegen! Welche Perſpektive that ſich vor den Augen ſeiner Neider und Feinde, vor den hoffenden ſeiner Freunde auf. Eine Zeitſchrift, Engels Magazin d. Pſ. und ſchönen Lit. brachte im II. Heft von 1785, S. 171 ſogar die Nachricht: „der berühmte Theaterdichter Herr Schiller geht als herzogl. ſächſ. Hofrath nach Weimar." — Dieſes kleine Wörtchen Rath ſtopfte auch den Stuttgarter Gläubigern eine Zeitlang den Mund und brachte die ſchwere Gewitterwolke, die ſich im väterlichen Hauſe über dem Haupt des Sohnes zuſammengezogen hatte, endlich zu wohlthätigem Regnen. Es ergoß ſich in einem vom 12. Januar datirten, acht eng-

beschriebene Oktavseiten füllenden Briefe des Vaters, dem ersten seit Monaten, den er an den Sohn schrieb. „Lieber Sohn, begann der brave Mann, sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange des gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obwohl mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den Letzteren niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater." Der Vater sprach sich alles vom Herzen, machte ihm Vorwürfe, daß durch seinen Zwischenrath sich Christophine habe bestimmen lassen, Reinwald kälter zu behandeln, so daß dieser seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben habe. „Sie hätte sich, meint der Vater, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie Gottlob von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist und sich in alle Umstände schicken kann." Schon immer hatte der alte Hauptmann an dem stolzen und rücksichtslosen Betragen des Sohnes Anstoß genommen und ihm oft nicht ganz würdige Vorschläge gemacht, die Gunst der Menschen zu suchen. Auch in Bezug auf eine gute Partie für den Sohn war er ein wenig Polonius; ihm war, da Friedrich so offen über seine Liebe zu Lotte von Wolzogen gegen Kalb's sprach, auch der halb ernsthafte Heirathsantrag schwerlich verschwiegen geblieben, den der Sohn nach Bauerbach geschrieben hatte. Auf den Bauerbacher Aufenthalt war

der Hauptmann ſchlecht zu ſprechen. Hinc illae lacrymae! ſchrieb er an den Sohn mit Bezug auf ſeinen dortigen Müßiggang und ſeine jetzige Noth. Und ſo hieß es in ſeinem Briefe vielleicht mit Bezug auf das adlige Fräulein: „Was die Anmerkung von der Schwan'ſchen Tochter betrifft, das wundert uns in Rückſicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden iſt, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchſchnitte möchte doch dieſe Parthie eine beſſere geweſen ſeyn, als ein gewiſſes Fräulein, um die Er angeſucht haben ſoll.“

Die Thränen, welche Schiller bei Leſung dieſes Briefes ohne Zweifel vergoß, wurden durch eine Antwort ſeiner Leipziger Freunde getrocknet. Wer kann dieſe würdigen, ruhigen Troſtworte Körner's ohne Rührung leſen? Man glaubt im Ohr den ſanften, feſten Ton zu vernehmen, mit dem der glücklichere Freund männlich den Gebeugten aufrichten will. „Wir wiſſen genug von Ihnen, ſchreibt er, um Ihnen nach Ihrem Briefe unſre ganze Freundſchaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Alſo kommen Sie ſelbſt ſobald als möglich. Dann wird ſich manches ſagen laſſen, was ſich jetzt noch nicht ſchreiben läßt. Es ſchmerzt uns, daß ein Mann, der uns ſo theuer iſt, Kummer zu haben ſcheint. Wir ſchmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundſchaft zum Bedürfniß.“ Auch der „lockende Silberton“ erklang wieder, den Schiller's Ohr ſo gern vernahm, aber zugleich eine ernſte Mahnung. Körner war nicht durch ein ſchönes Programm zu beſtechen. „Ihrer Thalia, ſchreibt er, ſehe ich mit Verlangen entgegen, aber es ſollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten werden, was Ihre eigentliche Beſtimmung zu ſein ſcheint. Alles, was die Geſchichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakſpere noch nicht erſchöpft hat, wartet auf Ihren Pinſel.“ Er bewilligt dem Genius des Freundes ſolche Nebenarbeiten wie die Thalia, während der Dichter durch größere Werke, wie man ſie von ihm zu erwarten berechtigt ſei, zugleich die Forderungen ſeines Zeitalters und ſeines Vaterlandes befriedigen müſſe.

Nach dieſem Briefe ſprach es in Schiller's Herzen laut: dieſe Menſchen gehören dir! dieſen Menſchen gehörſt du! Dieſer Brief riß bei ſeinem Hang, Alles zu vergrößern und aus dem kleinſten Keim eine Saat von Glück zu träumen, ſeine Hoffnungen ſchwindelnd fort. Es

bedurfte nur eines Hauchs, um die Flocke ſeiner Entſchlüſſe zu löſen und lawinenſchnell wachſen zu laſſen.

Zum 18. Januar war Kabale und Liebe angeſetzt. Katharina Baumann ſollte zum erſten Mal die Rolle der Luiſe ſpielen. Iffland und Schiller ſtudirten ihr die Rolle ein und er freute ſich aufs lebhafteſte, die angebetete Schauſpielerin in ſeinem Stücke ſpielen zu ſehen. Aber die Vorſtellung, welche ſeit dem 9. Mai vorigen Jahres nicht wiederholt war, fiel, vielleicht, weil der Theaterdichter jetzt nachläſſiger behandelt wurde, in den Hauptrollen außer Beck's Ferdinand und der Rolle der Luiſe ſo ſchlecht aus, daß Schiller über die Uebrigen um ſo empörter war, als ihn Katharina Baumann entzückt hatte. Er hatte ihr einen perſönlichen Beweis ſeiner Bewunderung und Liebe zugedacht und als er ſie nach der Vorſtellung in ihre Wohnung begleitete, ſteckte er ihr ein kleines Päckchen in die Hand. Was war es? Sein Miniaturbild, vielleicht eben das, welches er von Scharffenſtein ſich erbeten hatte. *)

Aber ſo warm er hier ſeine Bewunderung bethätigte, ſo energiſch war der Tadel, welcher ſich am nächſten Morgen in einem Schreiben an Dalberg über die Schauſpieler ergoß. „Es iſt das erſte Mal, hieß es, daß ich über die theatraliſche Vorſtellung meines Stücks eigentlich meine Meinung ſage, und auch jetzt würde ich es aus tauſend Urſachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich thue, wenigſtens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

„Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere Herren Schauſpieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben.“ Es kommen bittere Pillen in dem Briefe vor, z. B. „wenn unſere Herren Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden“ und

*) Katharina hat dem Regiſſeur Dürinqer, welcher ſie als die Wittwe des Kapellmeiſters Ritter in hohem Alter zu Mannheim kennen lernte, erzählt, daß ſie an Schiller die Frage gerichtet: Was ſoll ich damit? Worauf dieſer auf gut ſchwäbiſch ſehr verlegen geantwortet haben ſoll: „Ja ſehet Sie, i bin a kurioſer Kauz, das kann i Ihne nit ſage.“ Dürinqer ſagt, ſie habe ſich kindlich gefreut, wie Schiller ihr den Hof gemacht, aber ſie habe durch ſeine ſaloppe Erſcheinung abgeſchreckt, ſeine Gefühle nicht erwiedert.

„ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater."

„Es steht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläuftiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." Unterzeichnet war R. (Rath) Schiller.

Daß der Freiherr solchen Brief nicht ohne Mißstimmung aufnahm, ist begreiflich, zumal Schiller selbst in der Ankündigung der Thalia seine Räuber herabgesetzt hatte und selbst Stimmen, wie Nicolai und Schröder der Ansicht Dalberg's Recht gaben, daß Schiller auf einem falschen Wege sei. „Ich hasse Schillern, hatte Schröder 1784 an Dalberg geschrieben, daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte", und Dalberg schrieb an Meyer in ähnlichem Sinn noch 1786. Sagte er dem gewesenen Theaterdichter seine Meinung ebenso unverholen über seine Stücke, wie Schiller über Dalberg's Schöpfung und Augapfel, das Theater, sprach? Wo blieb hier Schiller's Ansicht von dem hohen Standpunkte des Instituts, das zu vertreten er in der Ankündigung der Thalia in so tonvollen Worten versprochen hatte? Gewiß, solche Sachen kamen zwischen beiden Männern zur Sprache, und es blieb sicher nicht blos bei prinzipiellen Erörterungen.

Je öfter sie kamen, je mehr auch die Schauspieler sich dabei betheiligten, desto mehr wurde die ganze Mannheimer Atmosphäre dem Dichter zuwider. Er segnete seine Phantasie, die in dem traurigen Einerlei seines Aufenthaltes wenigstens seine Gedanken in die Ferne tragen konnte. In einer solchen Stimmung, wo ihm selbst seine Dichtungen verblaßten, wo alle seine Empfindungen in wollüstiges Trauern dahinschmolzen, suchte er seine fernen Freunde in Leipzig auf und schrieb zum zweiten Mal, inniger und vertrauter, jenen Brief, der vom 10. Februar datirt ist und worin die schönen Worte stehen: „Vielleicht, daß Sie Schillern noch eben so gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter längst widerlegt sein wird."

Von einem Besuch unterbrochen, blieb dieser Brief zwölf Tage liegen, und in diesen zwölf Tagen ging eine solche Revolution in dem

Schreiber vor, daß, als er die Feder am 22. wieder aufnahm, sein Entschluß feststand, Mannheim zu verlassen.

Der Herzog Karl August hatte seinen neuen Rath nicht vergessen*). Er hatte Schiller in einigen freundlichen Zeilen vom 9. Februar auf seine Danksagung geantwortet, mit dem Zusatz: „Geben Sie mir zuweilen von Ihnen Nachrichten und von Demjenigen, was in der literarisch und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht." Hierin sah Schiller einen Wink der Gunst. Er sah, der Herzog wolle mit ihm in Verbindung bleiben. Was hatte Goethe nicht durch ein rein persönliches Verhältniß in Weimar erreicht? Denn daß er seinen Fach-Kenntnissen seine Ministerstellung verdankte, das mochte Schiller mit vielen Andern in Deutschland bezweifeln. Charlotte von Kalb, die, nach ihren Memoiren zu urtheilen, nach der Vorlesung des Don Carlos nicht weiter in ihn drang, in Mannheim zu bleiben, mochte es, wenn auch mit tiefem Schmerz, als sein Bestes ansehen, wenn er ging, in Weimar eine Stellung zu erringen.

Das Bündniß dieser beiden Seelen hatte sich zu einer hohen Leidenschaftlichkeit gesteigert. Schiller selbst war in einen furchtbaren Kampf geworfen. Die Situationen in seinem Don Carlos fingen an, wie bei keinem seiner bisherigen Werke sich bis ins Einzelnste seinen eigenen Gefühlen als Organe anzubieten. Die Geständnisse, welche der unglückliche Prinz einer durch die Bande der Konvenienz und der Pietät von ihm geschiedenen Frau mit der rasendsten Leidenschaft ausströmt, waren des Dichters eigene Erlebnisse geworden, und gleich als hätte er diese dämonische Herrschaft, welche der Charakter des Prinzen über ihn gewann, nicht ertragen können, hatte er sich innerlich ein Ideal des Opfermuths geschaffen, welches er im Posa fast unmotivirt in den Tod hineinwarf, um sein größeres Selbst wie eine Fahne vor sich zu entrollen, welcher er folgen müsse. Aber Elisabeth-Charlotte war ihm auch in diese Zuflucht gefolgt, und auch der Ritter des Ideals ward gezwungen, vor ihrer Seele den Kampf zwischen Ideal und Leben,

*) In der vortrefflichen Arbeit von G. Kuhlmey, Schiller's Eintritt in Weimar (Progr. d. Clln. Realgymn. April 1855 S. 3.) ist eine Stelle aus dem Briefe Karl August's an Knebel vom 11. März auf Frau von Kalb und Schiller gedeutet. Der Herzog schreibt, daß die Schwägerin der Frau von Seckendorf ihre Neigung für F. S. nicht lebhaft genug ausdrücken könne. Dieser F. S. ist nicht Friedrich Schiller, im Originalbriefe steht, nach gütiger Mittheilung von Varnhagen von Ense, Franz Seckendorf ausgeschrieben.

Entſagung und Genuß noch einmal durchzukämpfen, in dem Carlos unterlegen war.

O Gott! das Leben iſt doch ſchön!

Wenn auch nicht damals geſchrieben, gelebt wurden dieſe Worte damals. Aber die dramatiſche Form war Schiller nicht ausreichend oder zu heilig, um in ihr die Stürme ſeiner Leidenſchaft rückhaltslos auszutoben, um „zu ſagen, was er leide“. Dies konnte er nur im lyriſchen Geſang, und ſo entſtand jener gewaltige Empörungsſpruch gegen eine erzwungene Ehe und ihre religiöſe Weihe, den die Leſer der bisherigen Cotta'ſchen Ausgabe nur zum kleinſten Theil kennen. Er erſchien unter der Ueberſchrift: Freigeiſterei der Leidenſchaft im I. Heft der Thalia von 1786. Wenn man Schiller's Anmerkung auch glauben wollte, daß hier nur die Leidenſchaft eines erdichteten Liebhabers ſpreche, ſo wird doch die Veranlaſſung dieſer Erdichtung keinen Augenblick zweifelhaft ſein können, und es war empfunden und durchlebt, wenn er ſang:

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entſetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang? —
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen,
In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen,
Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O, zittre nicht — du haſt als Sünderin geſchworen,
Ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht,
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren;
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorſicht kann den überflüſſ'gen Geiſt entrathen,
Für den ſie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden,
Und flüchte mich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmüthigſter der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſollten meine Qualen nur belohnen,
Und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!

Man wird es begreiflich finden, daß ein Freund, der so empfand, durch die Anwesenheit von Charlottens Gemahl nicht ruhiger wurde. Wenn Schiller nichts gewesen wäre als ein lebhafter junger Mann, so würde er kaum anders haben empfinden können. Aber er, mit seinem Hang, stürmisch zu entscheiden und zum Besitz zu drängen, er konnte hier nicht halb besitzen. Er konnte ein Gemälde beneiden, welches Charlotte begeistert lobte. Er konnte sie jetzt anklagen, daß sie ihn nicht so hingebend liebe, wie sie von ihm geliebt werde, daß sie nicht gegen seine ganze Seele die ihrige einzusetzen vermöge. Er konnte ihr innerlich Schuld geben, sie habe ihn in diese Qualen verstrickt. Wie nahe liegt Haß und Liebe, Schmähung und Vergötterung in solchen Herzensstürmen beisammen! In diesem Leidenschaftswirbel, in diesem vergeblichen Ringen sich unaufhörlich umzutreiben, das ertrug seine gesunde Natur nicht. Es galt die Erhaltung seines innersten schöpferischen Kerns, es galt die ganze Einheit seines Wesens. Er fühlte, daß nur der schaffen kann, der vom Wirbel bis zur Zehe untheilbar von einer Idee erfüllt ist.

In solchen Momenten nahm Alles, was ihm sonst theuer gewesen, die düstere Farbe seiner gemarterten Seele an. Die Freunde, Beck, Streicher, und zumal Margarethe, Alle erschienen ihm flach, leer, inhaltslos, nicht des Bleibens werth. Er mußte fort. Durch die Gunst Karl August's, durch die Leipziger Freunde war nach außen hin sein Weggehen genügend motivirt.

So kündigte er denn hastig und stürmisch Allen seine Abreise an und nahm den Brief an Körner mit Ungestüm wieder auf, um seine Uebersiedelung einzuleiten. Wie erklärlich sind uns jetzt folgende Worte: „In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen,

meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation." — Dieses was vielleicht, es war Charlotte. Nichts, sagt er, binde ihn mehr; außerdem verlange es seine Konnexion mit dem „guten Herzog von Weimar", daß er selbst dahin gehe und persönlich für sich negotiire. Aber vor Allem wolle er seine Freunde von Angesicht zu Angesicht sehen. „O meine Seele, schreibt er, dürstet nach neuer Nahrung, — nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit, Liebe. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Vergeltung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei." Er schwelgt in der prophetischen Ahnung eines unbekannten, ja des gewissen Glückes, das ihn in Leipzig erwarte, er will in drei bis vier Wochen Mannheim verlassen. „Wie unaussprechlich viel Seligkeiten verspreche ich mir bei Ihnen und wie sehr soll es mich beschäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft und wo möglich Ihres Enthusiasmus für mich werth zu bleiben!"

Schiller schrieb dann an Huber. Diesem enthüllte er seine Bedrängniß. Bald erwiederten die Freunde seine Anmeldung mit einem herzlichen Willkommen; „und nun bleiben Sie noch zurück, wenn Sie können!" rief Körner ihm zu und sorgte vor Allem dafür, daß Schiller das bekam, ohne was er von Mannheim nicht loskommen konnte, er sandte ihm eine Summe Geldes in Wechseln.

Mannheim sollte indeß dem Dichter noch gründlich verleidet werden. Mitte März erschien das erste Heft der Thalia. Es enthielt den ersten Akt des Don Carlos mit einer huldigenden Widmung an den Herzog von Weimar. „Wie theuer ist mir der Augenblick, schloß dieselbe, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von

Deutschlands Fürsten und der gefühlteste Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß er mir erlaubt hat, ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf." Der Journalist debütirte außerdem mit der Uebersetzung einer Episode des Jacques le Fataliste von Diderot, welcher Roman ihm von Dalberg als Manuskript mitgetheilt war. Die Erzählung führte den Titel: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache." Eine Wittwe, von ihrem Geliebten treulos vernachlässigt, rächt sich an ihm, indem sie mit fein angelegter Intrigue ihn in die Netze einer verlornen Schönen lockt, welche er, überzeugt von ihrer Tugend, auch heirathet. Nach der Hochzeit wird er mit der wahren Vergangenheit seiner Gemahlin durch eben jene Wittwe bekannt gemacht. Er ist außer sich, doch der tiefe Schmerz seiner jungen Frau (vom Verfasser hinreißend gezeichnet), ihre wahre Liebe zu ihm überwindet seinen Zorn und seine Grundsätze. Er geht mit ihr auf seine Güter, und sein vollkommenes Glück macht die beabsichtigte Rache zu Schanden.

Schiller fand, indem er mit dem geistvollen Schüler Shaftesbury's sich befreundete, auch hier einen Uebergang von Rousseau zum wirklichen Leben und zu einem gemäßigteren Styl. Mit dieser Gabe konnte das Publikum zufrieden sein.

Außerdem stand in der Thalia ein Aufsatz über den Antikensaal zu Mannheim, worin ein begeistertes Lob der hellenischen Kunst erklang. Die Schilderungen haben bei aller Aehnlichkeit mit Winkelmann's Behandlungsweise eigenthümliche Kraft und Präzision, und beweisen, daß ihm Dannecker's Umgang und seine anatomischen Studien den Blick für Plastik geschärft hatten. Auch liegt bereits der Gedanken-Embryo zu den Göttern Griechenlands sehr deutlich in Wendungen, wie folgende sind: „Zwei Jahrtausende versinken vor deinem Fußtritt, du stehst auf Einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern"; oder: „Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie."

Am dürftigsten war der Theil der Thalia gefahren, auf welchen in dem Programm besonders hingewiesen war, nämlich der dramaturgische. Zwar war die Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" hier abgedruckt. Aber statt der versprochenen Geschichte des Mannheimer Theaters gab der Verfasser, indem er sich auf dem

Umschlag des Journals über das Ausbleiben derselben entschuldigte, unter dem Titel: „Wallensteinischer Theaterkrieg“ eine Abfertigung der Schauspielerin Henriette Wallenstein. Schiller nennt sie in einem Briefe an Göckingk eine Hexe. Im Sommer vom Mannheimer Theater entlassen, glaubte sie sich durch Rennschüb's Kabalen verdrängt und war bereits zweimal in der Presse gegen die Theaterbehörde aufgetreten. Schiller suchte in kurzen, derben Worten den Freiherrn von Dalberg vor ihren Insinuationen für immer zu schützen.

Außerdem brachte er die Mittheilung der dramaturgischen Preisfragen von 1784 und 1785 und, was ihm bittere Früchte trug, eine Reihe von Kritiken über die Vorstellungen vom 1. Januar bis zum 3. März 1785.

Er hatte seine Drohung in Betreff von Kabale und Liebe wahr gemacht. Früher hatte er Madame Rennschüb in einem Briefe an ihren Mann über ihre Darstellung der Lady Milford sehr gelobt, jetzt sagte er in seiner Kritik, sie sei der Rolle nicht gewachsen. „Dennoch, heißt es, würde Mad. Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.“ Man braucht nicht die Bühne zu kennen, um zu urtheilen, daß diese Kritik, so richtig sie sein mochte, aus Schiller's Feder nicht gerecht und noch weniger einem Publikum gegenüber passend war, von dem der Verfasser bei Erwähnung des Beil'schen Lustspiels „die Spieler“ sagte: „Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim für das Talent seiner Schauspieler ist.“ Auch das Publikum, der Souverän, war hiermit beleidigt. Am schlimmsten aber verdarb er es mit seinem ersten Karl Moor. Boek war weniger durch einen kleinen Tadel seines Edgar im König Lear, als durch zu wenig Lob seiner tadelnswerthen und zu viel Lob der anerkennungswerthen Leistungen Iffland's, Beil's und Beck's verletzt.

Wie Boreas, wenn er aus seiner Höhle entfliehend, auf die beweglichen Wasser des Ozeans stürzend, sie zu schäumenden Wellen erregt, so fiel jene Kritik hinter die Coulissen des Mannheimer Theaters. Das Podium donnerte unter den Fußtritten des ersten Helden, und erscholl von den Schimpfreden und Flüchen, welche auf den abwesenden Dichter niederregneten. Mord und Todtschlag, die Vasallen des ersten Helden, standen bescheiden im Hintergrunde. Schiller erfuhr Alles „haar-

klein" wieder und beschwerte sich bei Dalberg über dieses Betragen, wobei er in die Worte ausbrach: „Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren." Was hatte der dramatische Dichter auch diese reizbare Menschenklasse zu kritisiren. O Lessing, wie warst du weise!

Schiller hatte fürs Erste genug von Dramaturgie und Kritik und Theater und Mannheim. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er schrieb am 25. März an Huber, und packte ihm mit genialem Zutrauen alle Dienstleistungen auf, welche sein künftiger Wohnort nöthig machte. Vor Allem wollte er nicht wieder seine eigene Oekonomie führen, auch nicht allein wohnen. Außerdem verlangt er einen „Engel von Freund", so eine zweite Auflage von Streicher, mit dem er alle seine Schöpfungsfreuden theilen könne. Ueber seine weiteren Ansprüche und seinen Geschmack läßt er sich also vernehmen: „Ich brauche nichts mehr, als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchszimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wär eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett, ein Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel. Habe ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts weiter. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und ihr Gedränge." Auch allein speisen kann er nicht, am liebsten speist er in großer oder in auserlesen guter Gesellschaft.

Wenn es an ein Abschiednehmen geht, so ziehen auch härtere Herzen, als Schiller eines in der Brust trug, gern eine milde Summe. Gegen Dalberg hatte er es in würdigster Weise in der Thalia gethan, indem er Gelegenheit nahm, Dalberg's Enthusiasmus und Theaterkenntniß es zuzuschreiben, daß die Mannheimer Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung habe. Das Schwan'sche Haus, aus dem er so manchen Abend mit Bitterkeit gegangen war, bemühte sich, jeden trüben Eindruck bei ihm zu verwischen. Schwan erleichterte ihm sein Weggehn durch Rath und That, und Schiller sollte in den ersten Tagen des April abreisen, wahrscheinlich mit dem Geschäftsführer, den Schwan zur Messe sandte. Margarethe, welche die großen und edlen Eigenschaften ihres Verehrers wohl zu schätzen wußte, schenkte ihm ein schönes Andenken, und Schiller war von ihrer Liebenswürdigkeit, die in der

ganzen Wahrheit des Abschiedschmerzes vor ihm stand, so ergriffen, daß er fast anfing, sein schnelles Aufgeben zu bereuen. Margarethe entnahm noch mehr aus seinem Lebewohl, als er vielleicht meinte, und sah ihn scheiden, in der Hoffnung ihn noch einmal und als ernstlichen Bewerber wieder zu sehen.

Jetzt kam das schwerste Scheiden. Heftiger und banger hob sich seine Brust, als er zu Charlotten ging, um ihr Lebewohl zu sagen. Die Schilderung dieses letzten Abends dürfen wir durch ein Blatt aus Charlottens Memoiren ersetzen, welches schon von E. Köpke und J. Sauppe auf ein Erlebniß mit Schiller bezogen ist. Es ist überschrieben: Maya — Fimanté, erdichtete Namen für Charlotte und Friedrich, aber nicht erdichtete Empfindungen. Hier ist die Scene:

M. Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?!

F. Ich muß dahin — Du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken — seine liebende Seele!

M. Und Du entfliehst?

F. So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist — ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.

M. Dann wirst Du die Liebe nicht mehr verstehen — der Freundin nicht mehr gedenken!

F. Warum diese schmerzenden Worte. — Du kennst nicht meine Trauer um Dich! — Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbst bestimmt — so dachte ich mir das Weib nicht! — Anders erscheint mir nun die Natur und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen!

M. Doch begann mein Leben erst in Dir.

F. O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen.

M. Du hast meine Seele, Dir diese Liebe zu bewahren.

F. O kühnes Vertrauen, in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. — Da fand mein Genius Deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsre Seelen eins! — Ich liebte die Begeisterte und immer wär ich Dein, hätt' ich den Muth für diese Liebe. — Nein, ruhig sey meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstigt und entzückt! — Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.

M. Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst Du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten, nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man ohne das Herz zu achten, unternimmt.

F. O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unser liebendes Leben, aber auch Du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt, oft erblasse ich über ein Lob, was Du einem Gemälde ertheilst, ich zitt're bei jedem Gegenstand, ja selbst Dein Mitleid beneide ich: ach! ich will nur Deine Freundschaft! —

M. Ich sehe Thränen in Deinem Auge zittern.

F. Schweig — und liebe mich.

M. Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst Du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demuth der Liebe — opfere willig Verlangen und Hoffnung.

F. Zünde die Lampe, Maya, daß ich Dein Auge noch ein Mal schauen kann!

M. Wenn Du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie Dir nach, sie dienen Dir, sie sind in Deines Zaubers Gewalt — es sind Gedanken Deiner Seele, sie besuchen Keines was Dir nicht angehört — verlierst Du es, giebst Du es auf, so sind sie auch verschwunden.

F. In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne Deine Worte — die Vergangenheit schwindet. — Nur Du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum Letztenmal!!

Die letzten Stunden vor seiner Abreise, welche bei Anbruch des nächsten Tages vor sich gehen sollte, war er mit seinem Streicher. Schiller war sehr ernst, aber voll Muthes. „Die vergangenen zwei Jahre, erzählt uns sein Freund, berührte er nur insofern, als sie in ihm die traurige Ueberzeugung hervorgebracht, daß in Deutschland bei den elenden Zuständen, bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Literatur ein Dichter, würde er auch alle andern der verflossenen und gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebenverdienst, ohne bedeutende Unterstützung, blos durch die Früchte seines Talents unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmann mit mäßigen Fähigkeiten dies gelingen

müſſe. Er war ſich bewußt, Alles gethan zu haben, was ſeine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber ſoviel, daß er bei ſeiner Abreiſe auch nur ſeine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an ſollte nicht mehr die Dichtkunſt, am wenigſten aber das Drama der einzige Zweck ſeines Lebens ſein, ſondern er war feſt entſchloſſen, den Beſuch der Muſe nur in der aufgeregteſten Stimmung anzunehmen, dafür aber mit allem Eifer ſich auf die — Rechtswiſſenſchaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, ſondern auch einen wohlhabenden, ſorgenfreien Zuſtand zu erwerben hoffte.

„Seinen Talenten, ſeiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswiſſenſchaft, unterſtützt von den Hülfsmitteln der Leipziger Univerſität, zu erlernen. War er doch an ein ſchnelles Erfaſſen der Gegenſtände von Jugend auf gewöhnt, hatte er ſich doch Haller's Werke in wenigen Monaten zu eigen gemacht. Er dachte den Schneckengang Anderer mit weit ausgreifenden Schritten zu überholen und ſchnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnſte Erwartung erſt nach Jahren vermuthe.“ Was bot der Titel Rath nicht für Variationen dar! Eine ehrenvolle Anſtellung bei einem kleinen ſächſiſchen Hofe konnte ihm nicht entgehen. Als die Freunde gegen Mitternacht ſchieden, gaben ſie ſich die Hand darauf, keiner an den andern ſchreiben zu wollen, bis Streicher Kapellmeiſter und Schiller — Miniſter ſein würde.

Aber Streicher ward nicht Kapellmeiſter, ſondern unternahm, nachdem er ſich in Augsburg verheirathet hatte, 1795 eine Pianofortefabrik in Wien, wo er am 25. Mai 1833 geſtorben iſt.

Und Schiller — wurde nicht Miniſter eines kleinen Fürſten. Er wurde mehr, weit mehr, er wurde ein König im Reiche der Geiſter.

Der quälendſte Akt im Drama ſeines Lebens iſt zu Ende. Indem der Vorhang ſinkt, getröſten wir uns der Ausſicht, daß liebende Pflege den ſtaub- und wundenbedeckten Kämpfer erwartet.

Die bitterſten Stürme der Noth ſind überwunden. Schiller hat, wenn je ein ſtarker Menſchenwille, die Fluth wahrgenommen, und ſie trug ihn zur rechten Zeit in den rettenden Hafen.

Geschlechtstafel der Familie Schiller. *)

Ulrich Schiller,
geb. 2. Juni 1617 zu Groß-Heppach.

Johann Caspar Schiller, geb. 13. März 1650 zu Groß-Heppach, † 4. Sept. 1687 als Bäcker und Mitglied des Gerichts in Bittenfeld.

Johannes Schiller, geb. 20. Okt. 1682, † 11. Juni 1733 als Bäcker und Schultheiß zu Bittenfeld; verheirathet seit 30. Okt. 1708 mit Eva Margaretha Schatz von Altdorf.

Johann Caspar Schiller, geb. 27. Okt. 1723 zu Bittenfeld; † 7. Sept. 1796 als Major auf der Solitude bei Stuttgart; verh. seit 22. Juli 1749 mit Elisabetha Dorothea Kodweiß, Tochter des Holzmessers Georg Friedrich Kodweiß in Marbach (geb. 13. Dez. 1732, † 29. April 1802).

Elisabeth Christophine Friederike Schiller, geb. 4. Sept. 1757 zu Marbach, † 31. Aug. 1847 in Meiningen, verh. seit 22. Juni 1786 mit Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald (geb. 11. April 1737, † 6. Febr. 1815).	Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, † 9. Mai 1805 zu Weimar, verh. seit 20. Febr. 1790 mit Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt, † 9. Juli 1826 in Bonn).	Luise Dorothea Katharina Schiller, geb. 23. Jan. 1766 zu Lorch, verh. seit 1799 mit M. Joh. Gottlieb Frankh (geb. 20. Dez. 1760, † 1839 zu Möckmühl).	Karoline Christiane Schiller (Nanette), geb. 8. Sept. 1777 auf der Solitude, † 23. März 1796 ebendaselbst.
Karl Friedrich Ludwig von Schiller, geb. 14. Sept. 1793 in Ludwigsburg, verh. seit 12. Febr. 1825 mit Luise Friederike Locher (geb. 12. Febr. 1804, † 21. Juni 1857).	Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller, geb. 11. Juli 1796 zu Jena, † 19. Mai 1841 zu Bilich bei Bonn, verh. seit 28. Sept. 1823 mit Magdalena von Pfingsten.	Karoline Henriette Luise von Schiller, geb. 11. Okt. 1799 zu Jena, † 19. Dez. 1850 in Würzburg, verh. seit 1838 mit dem Bergrath Junot, der vor ihr starb.	Emilie Henriette Luise von Schiller, geb. 25. Juli 1804 in Jena, verh. seit 1828 mit dem Freiherrn Heinrich Adelbert von Gleichen-Rußwurm (geb. 28. Nov. 1803) auf Greifenstein im Untermainkreis.
Ernst Friedrich von Schiller, geb. 28. Dez. 1826 zu Rottweil, k. k. österreich. Rittmeister im Kürassier-Regt. Kaiser Nikolaus I. von Rußland Nr. 5., verh. mit Mathilde Wilhelmine Irmgard von Alberti (geb. 30. Nov. 1835).			Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm, geb. 25. Okt. 1836.

*) Nach gütiger Mittheilung der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm neu ergänzt.

Anhang zu S. 189 und 196.

Ich bin in der Darstellung der beiden Konflikte mit dem Herzog, so wie in ihrer Reihenfolge ganz den Angaben Streicher's gefolgt. Sie sind die genauere Ausführung der Darstellung von Schiller's Schwägerin. Boas verwirft die Reihenfolge der Konflikte, und auf kein anderes Zeugniß gestützt, als auf einen vom 2. September 1782 datirten Brief vom Garteninspektor Walter an Dr. Armstein, verlegt er die Mannheimer Reise vor die Graubündner Sache. Aber solchen Burschen, wie Walter, kann man auch ihre Schlechtigkeiten nicht glauben. Er behauptet in jenem Brief an Armstein, er habe, gleich nachdem er die Apologie Armstein's gelesen, dafür gesorgt, daß sie sein Souverain bekäme. Nun nimmt Boas an, daß unter dieser Apologie ein besonderes, nachträglich mit einem Briefe des Dr. Armstein an Walter gesandtes Exemplar zu verstehen sei, so daß erst zu Anfang Juli die Denunziation habe eingefädelt werden können, wo bereits die Mannheimer Reise vergangen war. Aber, frage ich, würde ein solcher Mann wie Walter bis zum 2. September mit dem so wichtigen Bericht an Armstein gewartet haben? Er hätte umgehend geschrieben, daß der „Komödienschreiber" seine Strafe bekommen habe.

Die ganze Sache wird sich durch folgende Umstände vielleicht in einem andern Lichte zeigen:

Armstein und Wredow erhielten im September in Folge ihres Eifers das Bürgerrecht in Graubünden. Walter, der mit Armstein in brieflichem Verkehr stand, wünschte sehnlichst eine gleiche Ehre zu genießen. Armstein wollte ihm dazu verhelfen und ließ Mitte Oktober 1782 in den Sammler jenen Brief Walter's vom 2. September einrücken, worin dieser seiner eignen Denunziation sich rühmt und mit hämischer Ausführlichkeit erzählt, was er dem Komödienschreiber eingebrockt habe. Sein Verdienst leuchtete um so heller, je härter er die Bestrafung Schiller's in Folge der Denunziation darstellte. Dieser ganze Brief war vielleicht *nachträglich geschmiedet*, um Walter das Bürgerrecht zuzuwenden. Denn bald darauf erfolgte seine ausdrückliche Bitte, die Bündner möchten ihn *dafür* zum Bürger annehmen, was indeß nicht geschah.

Ende September war Schiller bereits entflohn, so daß Walter vor jeder Rache sicher war.

Da kein einziges weiteres Zeugniß, als ein solcher Brief Walter's vorliegt, Abel ausdrücklich erklärt, er habe nie gehört, daß Walter im Spiel gewesen sei, so ist es doch mehr als zweifelhaft, ob seine Denunziation die Veranlassung zu dem Verbot des Herzogs war.

Streicher hat übrigens die ganze Sache so übereinstimmend mit den nachherigen Ermittelungen erzählt, namentlich die Stelle in den Räubern, ferner die Anklage im Hamburger Korrespondenten so richtig und bestimmt angegeben, er ist überhaupt so vorsichtig in Einzelheiten, er stand Schiller so viel näher, weil er ihm kein so verbrauchtes Interesse entgegentrug, wie die Mitschüler, daß ihm in dieser ganzen Epoche unbedingt zu vertrauen ist. Petersen und Abel sind hier nach Hoffmeister's Angabe sehr ungenau.

Aber selbst wenn Walter's Denunziation die Veranlassung war, daß der Herzog mit der Sache bekannt wurde, ist anzunehmen, daß er als Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Bünden und als Freund Armsteins den „Sammler" las und schon Anfang Mai durch ihn die Apologie bekannt wurde.

Daß Schiller an Dalberg nichts über die Graubündner Sache schrieb, woran Boas Anstoß nimmt, ist weniger auffallend, wenn man annimmt, er habe ihn mündlich in Mannheim Alles erzählen können. Schiller hat auch nachher nichts davon an Dalberg geschrieben. Er erwähnt nur seinen Arrest.

Boas hat geglaubt, zu der Kassationsstrafe, von welcher Petersen spricht, noch die Festungsstrafe in die Androhung des Herzogs aufnehmen zu müssen. Schiller hat in der Ankündigung der Rheinischen Thalia später gesagt: „mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes ꝛc. untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung — zu schreiben." Wollte man hier nach dem Wortlaut gehen, so müßte man auch sagen, daß Schiller nicht in Marbach, sondern in Stuttgart geboren sei. Die Ankündigung ist in einem drapirten Styl geschrieben, sie ist als Quelle für Schiller's Vergangenheit nur zu benutzen, wenn man einen starken Subtrahendus wegnimmt. Ich habe mich begnügt, in den Streicher'schen Text daraus nur aufzunehmen, daß der Herzog sein Verbot durch die Androhung der härtesten Strafen verschärfte. Diese Strafen mögen in Kassation, Festung bestanden haben, und Schiller wählt in der Ankündigung der Thalia die furchtbarste und verständlichste.

Verbeſſerungen.

S. 18 Zeile 2 von unten lies: 1763 ſtatt 1765.
S. 99 Zeile 19 von oben lies: der ſtatt von der.
S. 157 Zeile 17 von oben lies: herausgegeben ſtatt beigegeben.
S. 167 Zeile 9 von oben lies: von dem aus ſtatt von dem wo aus.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in Berlin sind erschienen:

Palleske, Emil, Oliver Cromwell. Ein Drama. Eleg. geh. 25 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

— — König Monmouth. Ein Drama. Eleg. geh. 25 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lewes, G. H., Goethe's Leben und Schriften. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Julius Frese. Dritte Auflage. Klassiker-Ausgabe. 2 Bände. Eleg. geh. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Assing, Ludmilla, Gräfin Elisa von Ahlefeld, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie. Nebst Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow. Mit dem Bildniß Elisa's. Eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Bülow, Eduard von, Heinrich von Kleist's Leben und Briefe. Mit einem Anhange und Kleist's Portrait. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Pröhle, Dr. Heinrich, Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse. Eleg. geh. 2 Thlr.

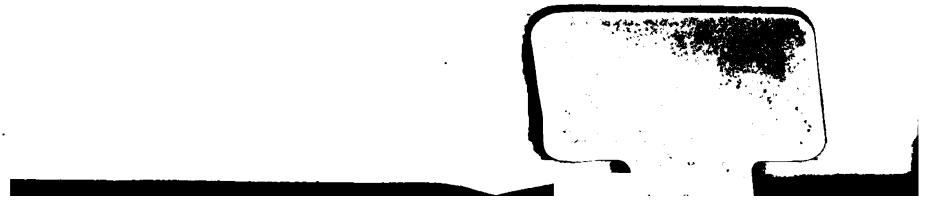
Thiele, J. M., Thorwaldsen's Jugend. 1770—1804. Aus dem Dänischen von Hans Wachenhusen. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Goltz, Bogumil, Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. Eleg. geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

— — Ein Kleinstädter in Aegypten. Reise. Eleg. geh. 2 Thlr.

— — Buch der Kindheit. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 25 Sgr.

Hartmann, Moritz, Erzählungen eines Unstäten. 2 Bände. Eleg. geh. 3 Thlr.

Venedey, Jakob, Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Band 1—3. Eleg. geh. 6 Thlr.

Druck von Duncker & Weidling in Berlin.